WILHELM
ZIEGLER

Großdeutschlands Kampf



Wilhelm Ziegler

Großdeutschlands Kampf

Wilhelm Ziegler

Großdeutschlands Kampf

Ein Rückblick auf das Kriegsjahr 1939/40
in Politik und Kriegführung

Mit zahlreichen
Abbildungen und Kartenskizzen



Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

Reclam-Druck Leipzig. Verlags-Archiv Nr. 148.

Den heldenhaften Kämpfern
für Großdeutschlands Zukunft

Vorwort

Dies Buch unternimmt den Versuch, den ersten Abschnitt dieses Krieges in einem Rückblick zusammenzufassen.

Das Wesentliche an diesem Versuch ist die gleichzeitige Schilderung von Kriegführung und Politik. Denn jeder Krieg ist eine Synthese dieser beiden. Oder, um es mit Clausewitz auszudrücken, der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Von dem gegenwärtigen Krieg kann man sogar noch mehr sagen: er ist die Auseinandersetzung zwischen zwei Zeitaltern oder zwei Welten.

Es könnte scheinen, als ob die Begrenzung auf den Zeitraum 1939/40 willkürlich wäre. Aber diese Begrenzung ist kein Zufall. Denn das Ende des Jahres 1940 bedeutet auch historisch einen gewissen Einschnitt. Die Aufnahme des Krieges an der Ostfront, als das Hauptkennzeichen des Jahres 1941, erweist dies klar und deutlich. Trotzdem reicht die Darstellung bis zu diesem Zeitpunkt, wenn auch in großen Zügen. Es soll auf diese Weise die Brücke von dem ersten großen Abschnitt des Krieges bis zur Gegenwart geschlagen werden. Das Schwergewicht der Darstellung aber ruht auf den Jahren 1939 und 1940.

Es ist geplant, bei gegebener Gelegenheit diesem ersten Rückblick einen weiteren folgen zu lassen und auf diese Weise ein Gesamtbild dieses Krieges zu entwerfen.

Berlin, den 1. September 1941. Der Verfasser.

Die Vorgeschichte

Als in Versailles im Sommer 1919 der neue polnische Staat geschaffen wurde, da war schon damals einzelnen einsichtigen und weitblickenden Politikern im Lager der Entente die Tragweite dieser Entscheidung klar. Damals schon ist aus dem Munde von Lloyd George das Wort gefallen, dieses Gebilde mit seiner „Germania Irredenta" werde „der Sitz des nächsten Krieges" werden. Ähnlich hat der damalige und heutige Ministerpräsident der Südafrika-Union, General J. C. Smuts, im Rückblick auf das Versailler Diktat geäußert, die maßlose Vergrößerung Polens werde eine „starke Bedrohung des künftigen Friedens Europas" bilden. Sogar der ausgesprochen polenfreundliche Marschall Foch war sich über das Gefährliche des Experimentes der Gründung eines polnischen Staates klar. Er hat sich fast in gleichen Worten wie Lloyd George geäußert. Noch kurz vor seinem Tode hat er, wie Lord Rothermere berichtet, einem Besucher mit ernstem Nachdruck gesagt, der nächste Weltkrieg werde längs der Grenzen des polnischen Korridors beginnen. Und es gehörte wirklich, nach allen historischen Erfahrungen, keine große politische oder militärische Phantasie dazu, um den Zusammenbruch dieser dilettantischen Staatsgründung vorauszusagen. Höchstens amerikanische Ignoranz in europäischen Angelegenheiten oder chauvinistische Verblendung konnte ein solches ebenso fahrlässiges wie gemeingefährliches Abenteuer riskieren.

Dort also war zweifellos einer der ersten und gefährlichsten Keime zum nächsten Krieg gelegt.

Trotzdem ist der „Fall Polen" nur der Anlaß zu dem Krieg von 1939 gewesen.

Der Grund lag tiefer. Auch in diesem Krieg ist klar zwischen Anlaß und Ursache zu unterscheiden. Denn die Ursache ist eine andere gewesen, und sie liegt ebenso sichtbar und eindeutig zutage wie der Anlaß. Diese Ursache ist nichts anderes als die englische Enttäuschung über das Mißlingen des Versuches von 1919 gewesen, das deutsche Volk auf dem Kontinent als Konkurrenten niederzuschlagen, und die ohnmächtige Wut darüber, daß dieses Volk umgekehrt in einer unvergleichlichen völkischen Wiedergeburt unter genialer Führung sich nicht nur wiedergefunden, sondern die Vereinigung aller Deutschen im großdeutschen Raum vollbracht hat. Zwar hat das deutsche Volk, historisch gesehen, damit nur das nachgeholt, was Frankreich und England ihm schon Jahrhunderte vorher vorgemacht hatten: die Begründung ihres Nationalstaates. Aber in den Augen der Engländer war dies ein Staatsverbrechen, ein Attentat auf die „geheiligte" Ordnung Europas. Denn die Engländer haben ja dem deutschen Volke gegenüber kaum je den Willen zur Objektivität aufgebracht. Was ihnen recht war, war den Deutschen noch längst nicht billig. England fühlte sich also um die Frucht seines Sieges aus dem Weltkrieg betrogen. In Wirklichkeit war nur die völlige Sinnlosigkeit des Gewaltfriedens von Versailles dargetan. Denn wie konnte ein verantwortungsbewußt denkender europäischer Staatsmann sich je einbilden, er könne das 80-Millionen-Volk der Deutschen auf Generationen zu einem Volke zweiten Ranges in Europa degradieren? Wie konnte er sich der Spekulation hingeben, dieses Volk würde sich auf die Dauer als Objekt der englischen und französischen Politik in Europa gebrauchen lassen? Und wie konnte er schließlich sich

in dem Traume wiegen, dieses größte Volk im Herzen Europas würde sich auf ewig mit dem Anachronismus des „polnischen Korridors" abfinden und seinen Lebensraum in zwei Teile zerhacken lassen?

Die englische öffentliche Meinung hat sogar zeitweise ein gewisses Verständnis für die Unhaltbarkeit des „polnischen Korridors" und besonders für die Heimkehr der deutschen Stadt Danzig ins Reich aufgebracht. Aber in demselben Augenblick, als das deutsche Volk sich anschickte, seine unveräußerlichen Lebensrechte in Europa selbst in die Hand zu nehmen, nachdem die Siegermächte von 1919 vierzehn Jahre hatten verstreichen lassen, ohne die gröbsten Mißgriffe des Gewaltfriedens von Versailles zu revidieren, waren auch diese Anwandlungen einer besseren Erkenntnis wie auf ein Kommando verflogen. Von diesem Zeitpunkt an datiert ein tiefgehender Stimmungsumschwung im englischen Volk.

Schon die vorherigen Versuche Deutschlands, seine Gleichberechtigung in der Abrüstungsfrage und in der Rheinlandfrage durchzusetzen, wurden in England mit süßsaurer Miene verfolgt. Zu einem ehrlichen Entgegenkommen hat sich die englische öffentliche Meinung und die englische Regierung niemals aufschwingen können. Als aber Deutschland Anstalten machte, sich selbst sein Recht zu verschaffen, nachdem alle Versuche zur Verständigung gescheitert waren, da setzte sich in England endgültig der Entschluß durch, Deutschland in den Weg zu treten. Der Mann, der heute an der Spitze Englands steht, hat schon damals — lange bevor die kritische Zuspitzung nach der Konferenz in München eintrat — diesen Entschluß gefaßt und von da an planmäßig auf dieses Ziel hingearbeitet. Wir wissen aus der Aussage des amerikanischen Generals Wood vor dem Außenpolitischen Ausschuß des amerikanischen Senates, daß Winston Churchill ihm bereits 1936 erklärt hat: „Deutschland wird zu stark; wir müssen Deutsch-

land vernichten." Und auf die Frage des demokratischen Ausschußmitgliedes Senator Reynolds, ob Churchill mit dem Wort „Wir" England und die Vereinigten Staaten gemeint habe, hat General Wood dies verneint und geantwortet, daß seines Erachtens mit dem Wort „Wir" nur England gemeint gewesen sei. Schon damals war Deutschland Winston Churchill und seinen Anhängern wieder zu mächtig geworden. Der Eintritt Churchills in das englische Kabinett am 3. September 1939, am Tage der englischen Kriegserklärung, war nur die Krönung dieser seiner Jahre vorher aufgenommenen Politik.

Umgekehrt kann niemand leugnen, daß die Deutsche Reichsregierung unter Adolf Hitler alle denkbaren Versuche gemacht hat, mit England in ein geordnetes und freundschaftliches Verhältnis zu kommen und einen drohenden Krieg zu vermeiden.

Das unwiderlegliche Zeugnis für dieses deutsche Bemühen, das von niemand in der Welt hinwegdisputiert werden kann, ist die deutsch-englische Flottenkonvention vom 18. Juni 1935. In ihr erklärte sich Deutschland aus freien Stücken bereit, die zukünftige Stärke seiner Flotte gegenüber der Gesamtflottenstärke der Mitglieder des Britischen Reiches ständig auf das Verhältnis 35 : 100 zu begrenzen. Wir wissen heute, daß der damalige Botschafter in besonderer Mission Joachim von Ribbentrop damals der englischen Regierung noch viel weitergehende konkrete Vorschläge unterbreitet hat. Sein Angebot umfaßte außerdem die ewige Unantastbarkeit der zwischen Deutschland und England liegenden Länder Holland, Belgien und Frankreich, die Respektierung der britischen Interessen in der Welt durch Deutschland und die Respektierung der deutschen Interessen in Osteuropa durch England sowie ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen den beiden Ländern. Es ist nicht Schuld der deutschen Politik und der deutschen Regierung

gewesen, wenn diese weitergehenden Vorschläge keine feste Gestalt angenommen haben. England konnte sich nun einmal nicht von der Vorstellung freimachen, als sei es der Vorgesetzte und Deutschland sein Prokurist, als sei infolgedessen der Flottenpakt allein schon eine große Vergünstigung für Deutschland. Immerhin, damals schien es für einen Augenblick beinahe, als ob eine neue Ära in den deutsch-englischen Beziehungen beginnen sollte. Aber es war nur wie ein vorüberhuschender Sonnenstrahl im April. Adolf Hitler ist trotzdem nicht müde geworden, immer wieder an England zu appellieren. Man kann beinahe sagen, er hat um die Seele Englands gerungen. Noch am 28. April 1939 hat er in seiner Rede vor dem Großdeutschen Reichstage der Leistungen des englischen Volkes — vor allem der kolonisatorischen Leistung — trotz berechtigter politischer Vorbehalte seine aufrichtige Bewunderung bezeugt. Und in derselben Rede hat er erklärt, daß er während seiner ganzen politischen Tätigkeit immer den „Gedanken der Herstellung einer engen deutsch-englischen Freundschaft und Zusammenarbeit" vertreten habe. In seiner Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 hat er sogar das Bekenntnis abgelegt, er habe es als ein Ziel seines Lebens empfunden, die beiden Völker nicht nur verstandesmäßig, sondern auch gefühlsmäßig einander näherzubringen. Trotzdem hat er in derselben Rede resigniert eingestehen müssen, daß dieses Bestreben mißlungen sei, und zwar deswegen, weil ihm eine geradezu erschütternde Feindseligkeit bei einem Teil britischer Staatsmänner und Journalisten entgegentrat.

Es war also anders gekommen, als es im Sinne der Politik des Führers lag. An Polen und dem „polnischen Korridor" hat sich der deutsch-englische Konflikt entzündet. Und Frankreich war nur der gefügige Trabant der englischen Politik, nachdem die Regierung der „Volksfront" in Frankreich ans Ruder gekommen war.

Polen aber war nur ein Stein auf dem englischen Schachbrett. Denn wenn es England wirklich um das Schicksal Polens gegangen wäre, dann hätte es im Frühjahr 1939 wie noch am Vorabend des Krieges ausreichende Möglichkeit gehabt, der drohenden Gefahr vorzubeugen. Sowohl der Vorschlag des Führers von Ende März 1939 wie der vom 28. August waren für England, wenn es die Sache ehrlich meinte, eine absolut annehmbare Diskussionsgrundlage. Worum ging es in den Vorschlägen vom März? Es ging darum, daß die deutsche Stadt Danzig in das Reich zurückkehrte und Deutschland einen winzigen Verkehrskorridor zwischen dem Reich und Ostpreußen erhielt, während Polens Grenze für immer anerkannt und ein 25jähriger Nichtangriffspakt mit ihm geschlossen werden sollte. Es hätte nur eines einfachen Winkes aus London bedurft, um Polen sofort zum Einlenken zu bewegen. Und worum ging es am 28. August? Es ging darum, daß die deutsche Stadt Danzig ins Reich zurückkehren und die Zugehörigkeit des sogenannten Korridors in einer Volksabstimmung entschieden werden sollte. Auch dieser Vorschlag war für England annehmbar, ja gar nicht abzuschlagen, wenn es wirklich guten Willens war. Denn gab es wirklich eine loyalere und ehrlichere Lösung der Streitfrage des „polnischen Korridors" als diese Lösung auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes? Auch dieses „letzte Wort" aber hat England zurückgewiesen.

Hier zeigt sich unwiderleglich, daß Polen nur ein Vorwand war. Polen war von anderen vorgeschickt. Und es konnte es sich leisten, dieses großzügige Angebot als „unverschämten Vorschlag" zurückzuweisen, da es durch das englische Garantieversprechen vom 6. April eine Blankovollmacht von England erhalten hatte. England wollte diesen Krieg, weil es den Wiederaufstieg des deutschen Volkes und dessen Weg zur Führung in Europa unter allen Umständen durchkreuzen wollte.

Der Kriegsausbruch

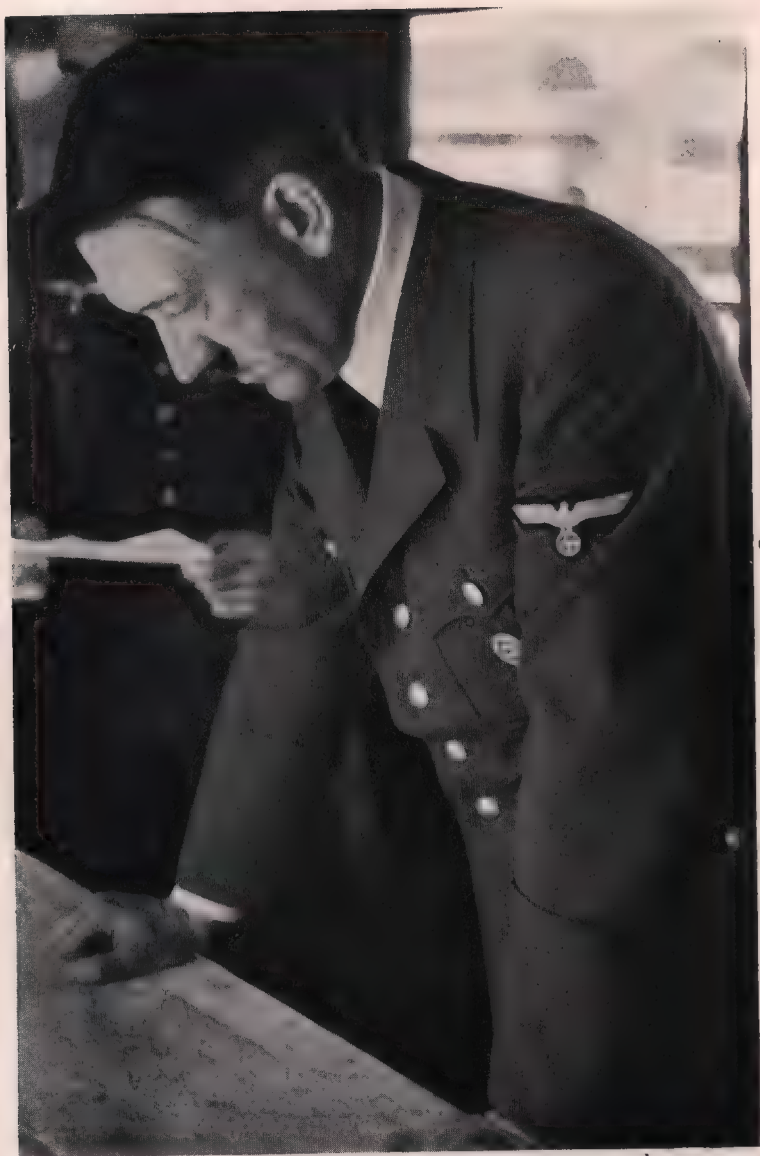
Als am Vormittag des 1. September 1939 der Führer des Deutschen Reiches im Reichstage die Mitteilung machte, seit 5 Uhr 45 in der Frühe dieses Tages habe die deutsche Wehrmacht begonnen, auf die Schüsse der Polen ebenfalls mit Schüssen zu antworten, da war eine Periode eifrigster deutscher Bemühungen, einen Kriegsherd friedlich aus der Welt zu schaffen, zu Ende. Die Politik hatte alle Mittel erschöpft. Jetzt hatten die Waffen das Wort.

Aber auch in diesem Augenblick wäre immer noch Zeit und Gelegenheit gewesen, den europäischen Konflikt zu vermeiden. Denn Mussolini machte am 1. September einen Vermittlungsversuch, dem sowohl die deutsche wie die französische Regierung zustimmten. Lediglich England versagte sich mit der fadenscheinigen Begründung, es sei der britischen Regierung nicht möglich, an einer Konferenz teilzunehmen, zu einer Zeit, da Polen einer Invasion ausgesetzt sei. Dabei enthielt der Vermittlungsvorschlag von Mussolini ausdrücklich als ersten Punkt die Einführung eines Waffenstillstandes. England jedoch trieb zum Krieg. Am 3. September überreichten England und Frankreich Deutschland ein Ultimatum, daß der Kriegszustand zwischen ihnen bestehen werde, falls Deutschland nicht innerhalb zwei Stunden sich bereit erklärte, seine Truppen unverzüglich aus Polen zurückzuziehen. Das war die Kriegserklärung. Und noch an demselben Sonntag geschah etwas anderes, was die wahren Hintergründe der englischen

Politik endgültig offenbarte. An demselben Tage wurde in London die Umbildung der Regierung bekanntgegeben, die als wichtigste Ernennung die von Winston Churchill zum Flottenminister und von Anthony Eden zum Dominionminister enthielt. Das war der Sieg der Kriegstreiber im englischen Kabinett, der Triumph der „Knock-out“-Politiker.

Es erscheint auf den ersten Blick wie ein Rätsel, aus welchen Beweggründen die polnische Regierung die unermüdlichen deutschen Versuche, die Frage des Korridors auf dem Wege der Vernunft zu lösen, starrköpfig zurückgewiesen hat. Sowohl die politische wie die militärische Verblendung der Polen grenzt ans Unfaßbare. Polen mußte sich darüber klar sein, daß es bei einem Appell an die Waffen den kürzeren gegenüber dem Großdeutschen Reiche ziehen mußte. Denn wie konnten 36 Millionen gegen 85 Millionen, wie konnte ein Staat ohne natürliche Grenzen, und wie konnte ein Volk ohne feste militärische Tradition mit wirklicher Aussicht auf Sieg einen solchen Zweikampf aufnehmen? Spätestens in dem Augenblick, als Deutschland und Rußland am 23. August ihren Konsultativpakt abschlossen, mußte Polen die tödliche Gefahr erkennen, die es im Kriegsfalle bedrohte. Es sei denn, daß die Polen nichts aus ihrer eigenen Geschichte gelernt hatten! Oder daß sie alle ihre Hoffnungen auf das englische und französische Beistandsversprechen setzten! Beides ist die einzige Erklärung für die unbegreifliche Verblendung, mit der Polen wie in einem Taumel sich in diesen Krieg hineingestürzt hat.

Aber es ging um weit mehr als das Schicksal Polens an diesem 1. September, da die Truppen des Großdeutschen Reiches zum erstenmal mit der Waffe auf die Herausforderung durch die Waffen antworteten. Vielleicht hatte es so sein m ü s s e n! Vielleicht hatte die Vorsehung es so g e w o l l t! Die rasende Verblendung, mit der Polen in sein offenes Verderben hineinrannte, erscheint dem tiefer blickenden Betrachter als eine jener



Der Führer in seinem Hauptquartier



Infanterie greift an



Panzer brechen Widerstand an der Brahe

unbegreiflichen Fügungen des Schicksals, durch die es seine höheren Absichten vorantreibt.

Und noch ein anderes drängt sich in den Sinn, wenn man heute auf der Schwelle eines neuen Zeitalters noch einmal den Blick zurückwendet. Es ist die Beobachtung, daß die in jener Rede des Führers aufgestellten Ziele maßvoll und bescheiden bis zur Selbstentäußerung gewesen sind. Folgendes erklärte der Führer:

„Ich bin entschlossen: erstens die Frage Danzig, zweitens die Frage des Korridors zu lösen und drittens dafür zu sorgen, daß im Verhältnis Deutschlands zu Polen eine Wendung eintritt, die ein friedliches Zusammenleben sicherstellt."

Es waren also lokal streng begrenzte Ziele, die sich allein auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen bezogen. Nichts von europäischen Gelüsten oder Ansprüchen! Nur geordnete Nachbarschaft mit Polen!

So ist Deutschland Schritt für Schritt und Abschnitt für Abschnitt in die Rolle hineingedrängt worden, die es heute innehat. In die Rolle des Vorkämpfers einer neuen europäischen Ordnung. Zuerst war es die Unvernunft einer polnischen Regierung, deren Ehrgeiz im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Leistung stand; dann war es die Halsstarrigkeit der französischen Regierung, die in höriger Abhängigkeit von der englischen Regierung stand; und schließlich die blinde Feindschaft der englischen Regierung, die — koste es, was es wolle — die Machtstellung des Großdeutschen Reiches zu brechen entschlossen war. Hinter ihnen allen stand eine andere anonyme Großmacht: die internationale Plutokratie mit ihrer Hochburg London.

So drängt sich zum zweiten Male unwiderstehlich der Gedanke auf: es war mehr als menschlicher Unverstand oder menschlicher böser Wille, der dieses Elementarereignis des Krieges entlud. Es war Schicksal, das sich an diesem 1. Sep-

tember unter Blitz und Donner auf die Erde herniedersenkte. Genau wie Polen der Amboß des Schicksals, so war Deutschland das Schwert, mit dem dieses zuschlug, um einer neuen Welt die Bahn zu brechen.

Niemand aber war so tief von dieser Sendung des deutschen Volkes in diesem historischen Augenblick durchdrungen wie der Führer selbst. Niemand hat auch diesen Glauben klarer ausgesprochen als der Führer in seinem Aufruf an die Nationalsozialistische Partei zwei Tage später, als der Kriegseintritt Englands und Frankreichs wie eine dunkle Wolkenwand im Westen den Horizont verfinsterte. An diesem ernsten 3. September, als manchen guten Deutschen die trübe Erinnerung an den unglücklichen Weltkrieg beschlichen haben mag, pflanzte der Führer die Fahne des Siegesbewußtseins auf, die seitdem unseren Truppen auf allen Zügen zu Lande, zu Wasser und in der Luft vorangeflattert ist. Er proklamierte:

„Wir haben nichts zu verlieren, wir haben alles zu gewinnen!"

Der Feldzug in Polen

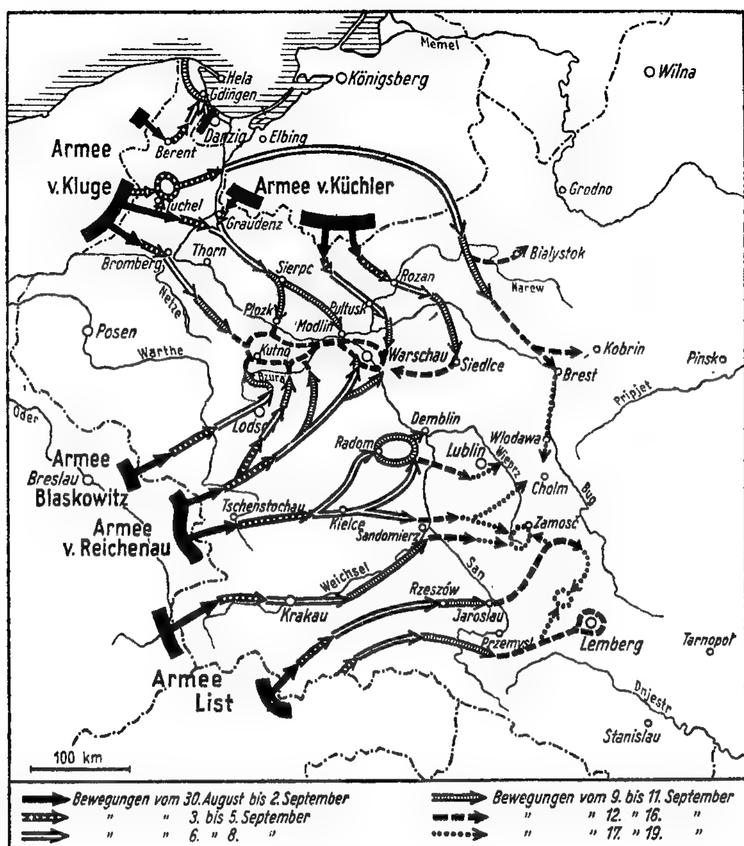
Die Aufgabe, die der deutschen Wehrmacht im Osten gestellt war, lag auf der Hand. Sie hatte die polnische Armee so rasch als möglich niederzuschlagen, um auf diese Weise im Osten den Rücken frei zu machen und den Gegnern im Westen eine Anschauungslektion sondergleichen vom ersten Tage an zu erteilen. Die deutsche Wehrmacht hat, es kann schon vorweggenommen werden, diese Aufgabe über alle, selbst die kühnsten Erwartungen hinaus glänzend gelöst.

Der deutsche Aufmarsch vollzog sich in zwei Gruppen. Die eine Gruppe war die Heeresgruppe Nord unter dem Befehl des Generaloberst von Bock, mit Generalleutnant von Salmuth als Chef des Generalstabes. Ihr waren zwei Armeen unterstellt, die des Generals der Artillerie von Kluge und die des Generals der Artillerie von Küchler. Die Armee Küchler stand in Ostpreußen mit der Front nach Süden und nach Westen, die Armee Kluge in Pommern mit der Front nach Osten und Südosten. Beide Armeen waren durch den „Korridor" voneinander getrennt und mußten zunächst einmal die Verbindung miteinander herstellen. Die andere Heeresgruppe war die Heeresgruppe Süd unter dem Befehl des Generaloberst von Rundstedt mit Generalleutnant von Manstein als Chef des Generalstabes. Ihr Aufmarschraum war Mittel- und Oberschlesien sowie die Slowakei. Ihr gehörten drei Armeen an, die Armee des Generaloberst List, die Armee des Generals der Artillerie von Reichenau

und die Armee des Generals der Infanterie Blaskowitz. Beide Heeresgruppen unterstanden dem Generaloberst von Brauchitsch als dem Oberbefehlshaber des Heeres mit dem General der Artillerie Halder als Chef des Generalstabes. Die Führung der Operationen lag vom ersten Tage an in der Hand des Führers. Seine engsten Mitarbeiter waren Generaloberst Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht und Generalmajor Jodl als Chef des Wehrmachtführungsstabes.

Der großen Tradition der deutschen Armee entsprechend hat die deutsche Wehrmacht vom ersten Augenblick an die Offensive ergriffen und sie von da an nicht mehr aus der Hand gegeben. Schon am zweiten Tage war die Verbindung zwischen Ostpreußen und Pommern quer durch den Korridor hergestellt. Die pommersche Gruppe hatte bereits an diesem Tage mit ihrer Spitze die Weichsel südwestlich Graudenz erreicht, nachdem die ausgebauten polnischen Stellungen hinter der Brahe, von denen die Polen sich viel versprochen hatten, überrannt worden waren. Die im nördlichen Korridor befindlichen polnischen Heeresteile wurden dabei abgeschnitten. Das Schicksal des Korridors war damit bereits besiegelt. Man greift sich an den Kopf, wenn man bedenkt, daß die Polen eine eigene Korridorarmee zur Verteidigung des Korridors aufgestellt hatten. Der Korridor war im Ernstfalle nicht zu halten. Es hatte sich genau das bewahrheitet, was General Weygand — der aus dem russisch-polnischen Krieg 1920 es genau wissen mußte — vorausgesagt hatte.

Schon dieser Vorstoß der Heeresgruppe Nord war in einem solch blitzschnellen, atemberaubenden Tempo vor sich gegangen, daß der Gegner nicht einmal Zeit gehabt hatte, zu entkommen, geschweige denn zum eigenen Schlage auszuholen. Das einzige, was ihm gelungen war, war die Zerstörung einzelner Eisenbahn- und Flußbrücken. Aber diese



wurden meist behelfsmäßig im Handumdrehen durch die deutschen Pioniere wieder geflickt oder ersetzt. Schon wenige Stunden nach dem Eintreffen der ersten deutschen Spitzenkolonnen war der Führer selbst an dem Weichselübergang südlich von Kulm eingetroffen, am Mittag des 4. September.

Nachdem sich an der Weichsel bei Graudenz die beiden Armeen der Heeresgruppe von Bock die Hand gereicht hatten, erreichten am Morgen des 4. September die ersten Truppen aus dem Reich ostpreußischen Boden. Die erste Aufgabe

der Heeresgruppe Nord war damit erledigt. Der Korridor war durchstoßen, die Vernichtung des Restes der polnischen Korridorarmee war nur eine Frage von Tagen. Sie wurde am 6. September abgeschlossen. Unter den Gefangenen befand sich auch eine Kavalleriebrigade, die Pomorsky-Brigade, die tatsächlich den Versuch gemacht hat, mit Lanzen gegen moderne Panzerwagen vorzugehen. Sie bestand aus dem Ulanenregiment 16 (Bromberg) und dem Ulanenregiment 18 (Graudenz). Beide haben in den Wäldern von Tuchel das grausige Los der Vernichtung gefunden. Flieger und Panzer jagten so vehement in ihre Reihen, daß sie auseinanderstoben wie ein Hühnerschwarm, in den der Habicht stößt. Da ihnen der Weg nach Bromberg versperrt war, versuchten sie bei Kulm über die Weichsel zu entkommen, aber auch da war es schon zu spät. So liefen sie ins Feuer der deutschen Maschinengewehre, der Rest ging in den Fluten der Weichsel unter. Es war dem Feind noch nicht einmal gelungen, die Türme von Danzig nur von ferne zu erspähen, während die Wegnahme von Danzig einer der Kardinalpunkte seines Operationsplanes gewesen war. Auch die Besetzung von Ostpreußen — die zweite Hauptaufgabe, die der polnischen Armee gestellt war — war völlig mißlungen. Das Gesetz des Handelns hatten eindeutig und unwiderruflich vom ersten Augenblick an die deutschen Truppen an sich gerissen.

Auch die Heeresgruppe Süd hatte in diesen ersten drei Tagen glänzende Fortschritte gemacht. Sie operierte aus dem mittel- und oberschlesischen Raum heraus und sodann mit der Armee List über den Kamm der Beskiden hinweg. Dagegen war die deutsche Grenze längs der früheren Provinz Posen von Aufmarschtruppen entblößt, während im Raum dieser Provinz die weitaus stärkste polnische Armee aufgestellt war. Diese sollte offenbar direkt auf Berlin losmarschieren.

Aus dieser Anordnung der deutschen Aufmarschformationen

geht ganz klar der Grundgedanke des deutschen Operationsplanes hervor. Das Ziel bestand von vornherein darin, in zwei riesigen Flankenbewegungen von Norden und Süden her die polnischen Armeen gegen die Weichsel zu drücken, um sie dort — vor diesem natürlichen Hindernis — in der Zange zu fassen oder sogar hinter der Weichsel abzuschneiden. Es war eine Planung größten Ausmaßes, die alles auf eine Karte setzte, wie sie nur dem militärischen Genie erlaubt ist, vorausgesetzt, daß es im Besitze der nötigen Kräfte ist. Das Ergebnis war im Falle des Erfolges eine absolute Vernichtungsschlacht — das ewige, aber selten erreichte höchste Streben aller großen Feldherren!

Bei dem Operationsplan der Heeresgruppe Süd war noch ein Zweites zu beachten. Sie mußte, wenn irgend möglich, das oberschlesische Industriegebiet unversehrt in deutsche Hände bringen. Eine Aufgabe, die sehr einfach klingt, aber eine harte Nuß war! Oberschlesien durfte also nicht zum Kriegsschauplatz werden. Das Vorhaben gelang dadurch, daß das Industriegebiet ausgespart, d. h. rechts und links umgangen wurde.

Schon am 3. September wurde Tschenstochau (an der Warthe gelegen) genommen. Genau wie an der Brahe befand sich auch hier an der Warthe eine ausgebaute Stellung. Sie wurde nach kurzem Widerstand von den Polen aufgegeben. Weiter südlich winkte als erstes Ziel die Stadt Krakau, die Krönungsstadt der polnischen Könige, in Wirklichkeit eine Stadt mit alter deutscher Tradition. In ihrer Burg, auf dem berühmten Wawel, ist auch der Marschall Pilsudski beigesetzt. Am 6. September rückten die ersten deutschen Truppen in Krakau ein. Es war kampflos geräumt worden. Die Weichselbrücken waren glücklicherweise nicht zerstört. Der Feind war offenbar Hals über Kopf davongerannt. An demselben Tage geriet auch Bromberg in deutsche Hand. Und der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, konnte an

diesem Tage einen Tagesbefehl an die Truppen der Ostfront mit dem stolzen Satz beginnen: „Krakau, Bromberg und Graudenz sind in unserer Hand.“ Ja die Spitze der Armee von Reichenau hatte an diesem Tage bereits den Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt Kielce, halbwegs zwischen Oberschlesien und Warschau, in Besitz genommen. Sie hatte damit das berühmte Industriedreieck zwischen Kielce, Radom und Sandomierz am Zipfel gefaßt, das noch mitten im Ausbau zur polnischen Industriewerkstatt und Waffenschmiede begriffen war, von dem man damals sich Wunderdinge erzählte.

Schwieriger war in diesem ersten Anlaufstadium der Vormarsch für die Armee List, die aus der Slowakei heraus über die Hohe Tatra und die Beskiden sich erst den Weg ins freie Operationsfeld zu erkämpfen hatte. Sie hatte erst hohe Gebirgszüge zu überwinden, bevor sie das polnische Flachland vor sich sah. Ihr Gros bestand darum hauptsächlich aus geübten bayrischen und ostmärkischen Gebirgsjägern. In ihr fochten Schulter an Schulter mit deutschen Truppen auch Divisionen der jungen slowakischen Armee. Am 7. und 8. September war im wesentlichen die Überwindung dieses Gebirgswalles — es war der einzige natürliche Grenzschutz von Polen — vollzogen. Damit standen diese Truppen bereits hinter der Weichsellinie und flankierten diese von Süden her, fast schon im Rücken.

Um dieselbe Zeit rückten im Zentrum des polnischen Raumes deutsche Kolonnen sogar in bedrohliche Nähe von Warschau. Am Mittag des 8. September verkündete nämlich der deutsche Rundfunk, daß nördlich Tomaszow deutsche Panzertruppen den Feind geworfen hatten und 60 Kilometer vor Warschau standen. Nach wenigen Stunden folgte bereits die weitere Mitteilung, daß schnelle Truppen am Nachmittag den Ort Nadarzyn, 20 Kilometer südwestlich Warschau, erreicht hatten. Und kaum war diese Meldung im Äther verklungen, da

jagte gegen Abend die neue Bekanntmachung des Oberkommandos der Wehrmacht um den Erdball: „Deutsche Panzertruppen sind heute um 17 Uhr 15 in Warschau eingedrungen."

Es waren die äußersten Vorhuten der Armee von Reichenau, die wie eine Art Riesenpflugschar sich quer durch die auf dem Rückzuge befindlichen polnischen Truppen einen Weg gebahnt hatten. General von Reichenau befand sich mit an der Spitze. Als unterwegs irgendwo ein Fluß den stürmischen Lauf seines Stabes aufhält, schwimmt er kurz entschlossen hinüber, um keine kostbare Minute zu verschenken. Zwar hat die Einnahme von Warschau noch eine Reihe von Tagen in Anspruch genommen. Aber dieser Wettlauf auf die polnische Hauptstadt gibt eine sinnfällige Anschauung von dem brausenden, orkanartigen Schwung, der die deutschen Truppen beseelt. An diesem Tage wird klar, daß der polnischen Armee das Rückgrat gebrochen ist.

Schon zwei Tage vorher hatte sich die Warschauer Regierung auf und davon gemacht und ihren Sitz nach Lublin verlegt.

Zum ersten Male hört man bei dieser Gelegenheit überhaupt etwas von dem weiteren Vorhandensein der polnischen Regierung, die wie verschollen schien. Sie war schon bei den ersten Nachrichten von lähmendem Entsetzen gepackt worden. Schon am zweiten Tage des deutschen Vormarsches hatte Marschall Rydz-Smigly den Willen bekundet, Frieden zu machen. Und nur unter dem Eindruck — oder war es wirklicher Druck? — der englischen Vorstellungen, er dürfe dies auf keinen Fall tun, denn sie (die Engländer) würden den Polen zu Lande, zu Wasser und in der Luft wirksam zu Hilfe kommen, hatte er sich von diesem Entschluß abbringen lassen. Das hat er selbst am 23. September einem hohen rumänischen Geistlichen anvertraut. Marschall Rydz-Smigly hat wenige Tage danach, wie die amerikanische Agentur „Associa-

ted Preß" am 6. September meldete, vor der Flucht aus Warschau seinen Rücktritt angeboten. Es war derselbe Marschall, der im Juli und August, als die deutsche Führung noch zu jeder vernünftigen Einigung bereit war, den Mund nicht hatte voll genug nehmen können und prahlerisch von dem „Marsch auf Berlin" gefaselt hatte! Jetzt war er der erste, der die Flinte ins Korn warf!

Aber dieser alles vor sich wegfegende Sturmwind quer durch Polen wäre nicht denkbar gewesen ohne die unerschrokkene Mithilfe der Luftwaffe. In demselben Augenblick, als die ersten deutschen Truppen sich auf der Erde in Bewegung setzten, um die polnische Grenze zu überschreiten, hatte die deutsche Luftwaffe ihre Sturmvögel diesem Gewitter vorausgeschickt. Unter dem Befehl von Generalfeldmarschall Göring mit Generalmajor Jeschonnek als Generalstabschef waren zwei starke Luftflotten zur Führung des Luftkrieges gegen Polen gebildet worden. Die eine unterstand dem General der Flieger Kesselring, die andere dem General der Flieger Löhr. In der Luft und auf dem Boden wurden alle lohnenden militärischen Ziele angegriffen. Wie eine Windsbraut fegten die Schwärme der deutschen Jäger und Stukas durch den Luftraum. Was sich an polnischen Flugzeugen in der Luft entgegenstellte, wurde zum großen Teil vernichtet. Vor allem wurden die wichtigsten Militärfliegerhorste auf der Erde angegriffen. Die in den Hallen und auf den Rollfeldern befindlichen Flugzeuge gingen in Flammen auf. An den wichtigsten Bahnlinien wurden die Gleisanlagen zerstört und die Militärtransportzüge zum Entgleisen gebracht. Auch die Rückzugsstraßen wurden mit Bomben belegt, Kreuzungen zerstört und marschierende Kolonnen vernichtet oder in Unordnung gebracht. Schon vom ersten Tage an hatte sich die deutsche Luftwaffe die Luftherrschaft über den gesamten polnischen Raum errungen. In der gleichen

Weise wurde Tag für Tag der Angriff auf die polnischen Stütz- und Knotenpunkte und die Rückzugsstraßen fortgesetzt.

Während die Truppe auf der Erde an die Schwere des Raums gebunden ist, sind dem stürmischen Drang der Luftwaffe fast keine Grenzen gesetzt. Von ihrer luftigen Höhe aus läßt sich ein weiter Überblick über das Kampffeld gewinnen. Die kriechenden Kolonnen dagegen, die am Boden kleben, sind von Staub umwölkt.

Die fast schnurgerade nach Osten laufende Straße von Leczyca (nordwestlich Lodz) nach Lowicz und Skierniewice ist die Hauptrückzugsstraße aus Mittelpolen nach Warschau. Sie wird von den deutschen Kampfgeschwadern vollständig zerstört. Überallhin, wo sich militärische Kolonnen zeigen, regnet es Maschinengewehrgarben und Bombenhagel. Auch Skierniewice brennt an allen Ecken.

So wird dem Feinde systematisch jede Rückzugsmöglichkeit auf die Weichsel versperrt. Am 5. September werden 40 polnische Flugzeuge, davon 15 im Luftkampf, abgeschossen. Am 7. September werden die Weichselbrücken südlich Warschau durch Bombentreffer schwer beschädigt, der Warschauer Westbahnhof wird in Brand gesetzt. Je mehr sich die polnischen Kolonnen in ihrer Auflösung dem Ufer der Weichsel nähern, um so dichter ballen sich die wogenden Haufen zusammen und um so größer wird die Verwirrung. In Warschau sind, als die deutschen Panzer zum ersten Male in die Stadt eindringen, alle Durchgangsstraßen mit Kolonnen angefüllt und verstopft. Die militärische Kommandantur hat nur das einzige Bestreben, die Stadt sobald als möglich von der Zivilbevölkerung und den Massen der Flüchtlinge zu räumen, um sie verteidigungsfähig zu machen.

Schon hier läßt sich das ideale Hand-in-Hand-Arbeiten der verschiedenen Waffengattungen auf deutscher Seite erkennen, das von Anfang an das Kennzeichen aller deutschen Operatio-

nen ist. Man erkennt auch als Laie die einheitliche Führung, die hinter allen Handlungen steht.

Vom 9. September an kann man nur noch von einem wilden Rückzug des geschlagenen polnischen Heeres sprechen. An diesem Tage erreichen Truppenteile der Armee von Reichenau die südliche Weichsel, überschreiten diese bei Sandomierz und können bereits auf dem östlichen Ufer Fuß fassen. Jetzt ist die Weichselstellung von Süden unmittelbar bedroht. An diesem Tage wird auch Lodz besetzt. Und am nächsten Tage gelingt es in zwei entscheidenden Operationen, sämtlichen diesseits der Weichsel stehenden polnischen Truppen den Rückzug über die Weichsel abzuschneiden. Der riesige polnische Heerhaufen, der im Weichselbogen zusammengetrieben ist, wird in zwei Hälften zersprengt. Die eine wird in dem Raum um Radom südlich von Warschau und nördlich des Gebirgszuges der Lysa Gora gestellt und umzingelt. Die andere wird in dem Dreieck um Kutno, Lodz und Lowicz eingekesselt. In diesem Stadium kommt auch die große Masse der Infanterie zum entscheidenden Einsatz. Denn ohne ihre tatkräftige Mitwirkung sind diese beiden Riesenräume nicht zu bewältigen. Auch sie hat in diesen Tagen des brandenden Vormarsches unerhörte Leistungen physischer und moralischer Natur vollbracht. Vom Himmel brennt seit dem ersten Tage die glühende Sonne. Straßen im europäischen Sinne gibt es in Polen nicht. Mühsam muß sich die Infanterie durch Staub und Sand ihren Weg vorwärts wühlen. Schweiß und Staub backen eine Dreckkruste über jeden einzelnen Körper. Die Zunge vertrocknet im Gaumen. Nur wo Volksdeutsche längs der Straße wohnen, werden den marschierenden Kolonnen Getränke oder sonstige Erfrischungen gereicht. Marschleistungen von 40, 50 und 60 Kilometern am Tage sind das übliche. Aber unerbittlich heischt die Pflicht, dem Feind auf den Fersen zu bleiben. Sonst entgleitet mit dem Feind auch der Sieg. Am 12. Sep-

tember muß sich die im Raume um Radom eingeschlossene polnische Armee ergeben, 60 000 Gefangene, darunter zahlreiche Generale, 143 Geschütze und 38 Panzerwagen fallen in die Hände der Sieger. Die dadurch freigewordenen Kräfte können nach Norden abschwenken, um dort den Gürtel noch enger zu schnüren, der sich rings im Raume von Kutno um den Kern der polnischen Armee gebildet hat.

Am 11. September gibt der Wehrmachtsbericht bekannt: „Die große Schlacht in Polen nähert sich ihrem Höhepunkt, der Vernichtung des polnischen Feldheeres westlich der Weichsel."

Doch während hier im Zentrum des polnischen Raumes sich das Schicksal der polnischen Armee seiner Erfüllung nähert, ist im Süden ebenfalls eine gigantische Leistung vollbracht worden. Am 11. September abends hat die zur Armee List gehörende Gebirgsdivision des Generalmajors Kübler bereits Sambor — mitten in Galizien — besetzt. Und noch keine 24 Stunden später, am Nachmittag des 12. September, haben Panzerverbände und motorisierte Truppen dieser Division in einer geradezu abenteuerlichen Wettfahrt mitten durch die Schwärme polnischer Truppenteile hindurch die Stadt Lemberg, die Hauptstadt von Galizien, erreicht, in der zwei Tage vorher noch Teile der polnischen Regierung Zuflucht gesucht hatten. Sie hatten damit die Weichselstellung bereits weit überflügelt.

Während um Lemberg erbitterte Kämpfe geführt werden, überschreiten die deutschen Truppen bereits den San und damit das letzte natürliche Hindernis, um die Weichselstellung von Süden zu umfassen. Der Führer selbst ist zu diesem bedeutsamen Ereignis im Flugzeug an die vorderste Front geeilt. Es ist der 15. September. Er steht an einer großen Brücke über den San, die von den Polen bei ihrem Rückzug gesprengt und verbrannt wurde. Neben ihr reckt sich bereits eine frische Holz-

brücke über den Strom. Unaufhörlich marschieren die Regimenter, rollen die Geschützzüge und Tanks aufs andere Ufer. Es sind Kärntener und Steiermärker, die hier kämpfen. Trotz der unerhörten Strapazen — sie marschieren und marschieren — ist ihre Haltung glänzend. Singend steigen sie in die Flußsenke hinab. Der Führer grüßt jede einzelne Kompanie, die marschierende Infanterie, die MG.-Kompanien, die Männer der schweren Artillerie, der Panzerabwehrwaffe, der Feldartillerie und der Flak. Über eine Stunde hält er an diesem Punkt und immer noch zieht der graue Heerbann vorüber, dem weichenden Feinde nach. Zwei Divisionen sind auf diese Weise an ihrem Obersten Befehlshaber vorbeimarschiert.

Auf dem Nordflügel der deutschen Front war es ähnlich gegangen. Hier hatten die Divisionen des Generals von Küchler Warschau ebenfalls bereits überflügelt. Am 7. September hatten sie die Narew-Linie mit ihren Festungen Lomza, Ostrolenka und Pultusk überschritten und am 11. September die Festung Modlin erreicht, die etwa 30 Kilometer nördlich Warschau die Mündung des Bug in die Weichsel beherrscht. Am 12. September hatten Verbände der Nordarmee bereits die Bahnlinie Warschau—Bialystok überschritten und mit vorgeworfenen Abteilungen sogar die Bahnlinie Warschau—Siedlce erreicht. Jetzt besaß Warschau nur noch eine Bahnlinie zum Ausfall, jene nach Lublin. Aber auch sie war bereits durch die Luftwaffe völlig demoliert. Einen Tag darauf war auch diese Strecke in der Hand deutscher Streitkräfte. Und der Wehrmachtsbericht konnte am 14. September die freudige Nachricht bringen: „Der Ring um die polnische Hauptstadt wurde gestern auch im Osten geschlossen."

Planmäßig zog sich jetzt rings um Warschau der Ring der deutschen Truppen zusammen, so konzentrisch marschierten aus allen Himmelsrichtungen die voreilenden deutschen Truppenverbände auf die polnische Hauptstadt als Mittelpunkt vor.

Die ganze Operation war wie ein riesenhaftes Uhrwerk, so griff ein Rädchen in das andere.

Der Rest der polnischen Armee war jetzt wie in einem Riesenkessel gefangen. Aus dem brodelnden Gewoge ragen drei Inseln hervor. Die eine ist die Hauptstadt Warschau, die andere die Festung Modlin und die letzte und größte ist der Raum um Kutno, in den das Gros der polnischen Armee wie eine Herde zusammengetrieben ist. Zwischen Modlin und Warschau besteht noch unmittelbare Verbindung. Dagegen gelingt es den sich verzweifelt wehrenden Divisionen, die um Kutno sich gesammelt haben, nicht mehr, die Verbindung mit Warschau und Modlin herzustellen. Es sind zahlreiche polnische Divisionen, die hier auf engem Raume wie in einem Käfig eingeschlossen sind. Von Norden her hat die pommersche Armee des Generals von Kluge, von Süden die Armee Blaskowitz und von Südosten ein Teil der Armee von Reichenau diese Massen vor sich hergetrieben und jetzt in diesem Raume gestellt. Sogar der Rückzug auf Warschau ist durch rasch einschwenkende, bei Radom freigewordene Einheiten der Armee von Reichenau ihnen abgeschnitten. Verzweifelt rennen die Polen gegen die Wände ihres Gefängnisses. Nach Norden und Nordosten ist wenig Aussicht auf Entkommen. Denn dort liegt die Sperre der Weichsel quer vor jedem Rückzug. Am meisten Aussicht bietet der Ausfall nach Süden. In dieser Richtung wird am 11. September ein mächtiger Durchbruchsversuch mit starken Kräften unternommen. Er wird vereitelt. Auch ein erneuter Stoß am nächsten Tage fällt dem gleichen Schicksal anheim. In diesen Tagen ist die Kette der deutschen Einkreisung bis zum Zerreißen gespannt. Noch ist die Masse der deutschen Truppen nicht aufgerückt. Das Zünglein an der Waage schwankt zitternd hin und her. Die Polen kämpfen mit dem Mut der Verzweiflung. Nur unter Aufbietung der letzten Kräfte gelingt es, die enormen polnischen Streitkräfte,

die hier auf engem Raume bis zum Bersten zusammengedrängt sind, umklammert zu halten.

Am 13. ist so viel Verstärkung eingetroffen, daß die deutschen Divisionen konzentrisch zum Gegenangriff übergehen können. Am nächsten Tage aber nehmen die um Kutno eingeschlossenen Kräfte noch einmal einen wütenden Anlauf, nach Südosten durchzubrechen. Der Punkt, auf den sie ihre ganze Stoßkraft konzentrieren, ist die Stadt Lowicz. Von ihr bleibt in diesen wütenden Kämpfen nicht mehr viel übrig. Von der deutschen Führung wird alles, was greifbar ist, an den bedrohten Abschnitt geworfen. Die Infanterie erlebt jetzt ihre große Stunde.

In diesen Tagen ist mit einer Erbitterung ohnegleichen gekämpft worden. Der Gefechtsbericht einer Division meldet:

„An der Straße, die mitten durch das Hauptkampffeld führt, wölben sich nun die Hügel, von Blumen und frischem Birkengrün geschmückt. Am schlichten Holzkreuz hängt der Stahlhelm des gefallenen Kämpfers. Die Sonne überglänzt diese Erde, die das Blut unserer Kameraden trank. Sie aber haben einen guten Kampf gekämpft, und ewig bleibt der Toten Tatenruhm. Diese blutige Straße wird in die deutsche Heldengeschichte eingehen."

Am 17. September wird Kutno genommen, zu gleicher Zeit wird die Bzura überschritten, ein ziemlich schmaler Nebenfluß der Weichsel, die bei Wyzogrod in die Weichsel mündet. Dieser kleine polnische Flußlauf wird nun zu einem festen Begriff in der Kriegsgeschichte. Jetzt sind diese polnischen Divisionen noch enger zusammengepreßt. Sie umfassen etwa ein Viertel des gesamten polnischen Heeres. Diese Truppenmasse steht in einem engen Winkel, gebildet von dem Arm der Weichsel und der Bzura. Die Stadt Sochaczew an der Bzura ist der Brennpunkt der Kämpfe. Hier in diesem engen Winkel steigert sich die Schlacht zu ihrer letzten gigantischen Ent-



Kavallerie beim Vormarsch



Bomben auf Flugplatz Radom



Deutsche Panzer im befreiten Graudenz



Die „Schleswig-Holstein" beschießt die Westerplatte



Infanterie im Kampf gegen polnischen Meierhof



Weichselbrücke bei Dirschau



Batterie-Spähtrupp während eines Gefechts



Siegreich vorwärts

ladung. Die Verheerung ist grauenhaft. Die Straße, die von Sochaczew nach Wyzogrod führt, erlebt eine Tragödie, die jeder Phantasie spottet. Nach dieser Straße strömt alles zusammen, was noch bewegungsfähig ist. Jeder hofft bei Wyzogrod noch die rettende Weichsel zu erreichen. Eine Gelegenheit, wie geschaffen für die Luftwaffe! Sie hält eine entsetzliche Ernte.

Am 17. und 18. September vollzog sich dieser letzte Akt der Tragödie des polnischen Heeres. Am 19. September konnte der Wehrmachtsbericht melden: „Die Schlacht an der Bzura ist zu Ende." Und am folgenden Tage konnte er mit Recht verzeichnen, daß diese Schlacht im Weichselbogen, die eine Woche gedauert, bei Kutno begonnen und an der Bzura ihr erschütterndes Ende gefunden hatte, sich als „eine der größten Vernichtungsschlachten aller Zeiten" erwiesen hatte. Die Zahl der Gefangenen und der Beute war nicht zu übersehen. Schließlich wurde an Gefangenen die Ziffer von fast 200 000 Mann erreicht, die Zahl der eroberten Geschütze betrug 320. Unter den Gefangenen befand sich der Oberbefehlshaber der Korridorarmee, General Bortnowski, mit seinem gesamten Stabe.

Genau 18 Tage waren seit dem Morgen des 1. September bis zu der Frühe des 19. September vergangen, in dessen Morgendämmerung die gigantische Schlacht im Weichselbogen ihr Ende gefunden hatte. Die polnische Armee als solche hatte damit zu bestehen aufgehört. Was noch übrigblieb, war ein trauriges Wrack.

Die eigentliche militärische Entscheidung im polnischen Feldzuge war damit gefallen. Während der tobenden Schlacht an der Bzura nämlich war (am 15.) auch Brest-Litowsk genommen worden, und hatten sich (am 17.) bei Wlodawa am Bug südlich von Brest die vordersten Truppen der ostpreußischen

Nordarmee und der ostmärkischen Südarmee die Hand gereicht. Ostpolen war damit durchschnitten.

Auch die polnischen Stützpunkte an der See waren mittlerweile niedergerungen worden. Hier haben sich die Polen vielleicht am besten geschlagen. Da war zuerst die Eroberung der Westerplatte im Danziger Hafen. Sie erfolgte am 7. September, nachdem das Schulschiff „Schleswig-Holstein" durch ein mörderisches Bombardement den Sturmtruppen, die mit Flammenwerfern vorgingen, den Weg bereitet hatte. Es muß ein erregendes Bild gewesen sein, als die schweren Leuchtspurgranaten der Schiffsgeschütze einschlugen, Flammen emporloderten und die Rauchwolken zerschossener Benzintanks emporstiegen, während die deutschen Flammenwerfer zum Kampf antraten. Die Westerplatte war den Polen durch den Genfer sogenannten Völkerbund — über das Versailler Diktat hinaus — nur als „Munitionslager" eingeräumt worden. Jetzt aber stellte sich heraus, in welch raffinierter Weise die Polen dieses „Munitionslager" zu einem hochmodernen Fort ausgebaut hatten. Fünf riesige Bunker, durch mehrere Stockwerke reichend, mit starken Beton- und Erddecken versehen, bildeten den Kern der Festung. Maschinengewehr- und Geschützstände waren eingebaut, die jeden Fleck bestreichen konnten. Es war unter diesen Umständen kein Wunder, daß die Polen sich fast eine Woche in diesem Betonwerk hatten halten können. Am 7. September aber wehte die Hakenkreuzflagge auf dem höchsten Bunker. Am 14. September gelang auch der Einmarsch in die Hafenstadt Gdingen (jetzt Gotenhafen), wobei Landtruppen und Seestreitkräfte Hand in Hand miteinander arbeiteten. Damit waren die Hauptstützpunkte Polens an der Ostsee in deutscher Hand. Die Säuberung der Halbinsel Hela, die bis zum 1. Oktober dauerte, hätte ebensogut in wenigen Tagen durchgesetzt werden können, die deutsche Heeresleitung aber konnte sich mit Fug und Recht

dabei Zeit lassen, um Verluste zu vermeiden, die nicht unbedingt erforderlich waren. Auch dies bedeutete ein Stück Säuberungsarbeit auf dem Schlachtfeld.

Hier, am „polnischen Meer", hatte die Kriegsmarine Gelegenheit, auch ihre Tapferkeit und Tüchtigkeit unter Beweis zu stellen. Die Westerplatte war hauptsächlich dem fürchterlichen Bombardement des Schulschiffes „Schleswig-Holstein", Oxhöft dem Feuer der Minensuchboote und Hela dem Granatenhagel der beiden Schulschiffe „Schleswig-Holstein" und „Schlesien" zum Opfer gefallen. Dabei sind alle polnischen Seestreitkräfte bis auf ein U-Boot zerstört oder zur Internierung in neutralen Häfen gezwungen worden. Die Gesamtleitung dieser Operation lag in der Hand des Generaladmirals Albrecht und die Leitung vor Hela in der Hand von Konteradmiral Schmundt. Besondere Erwähnung verdient noch der Kommandant der „Schleswig-Holstein" Kapitän zur See Kleikamp.

Es war ein „Blitzkrieg" im wahren Sinne des Wortes. Auch der größte Optimist hätte am 1. September nicht mit Sicherheit zu prophezeien vermocht, daß das Werk in so kurzer Frist gelingen würde. Das Schlagwort vom deutschen „Blitzkrieg", das schon vorher im Auslande in den Köpfen herumgespukt hatte, ohne daß man es recht ernst genommen hatte, war plötzlich zur stählernen Gewißheit geworden.

Es hat seinen guten Grund, daß man von dem „Feldzug der 18 Tage" spricht, der die Entscheidung in Polen herbeigeführt hat. Denn an diesem 19. September war nicht nur die militärische, sondern auch die politische Entscheidung über das Schicksal Polens gefallen. Polen war seit diesem Tage nicht nur seiner Armee und damit seiner militärischen Rüstung, sondern auch seiner Führung beraubt. Polen war ohne Regierung.

Es ist eines der traurigsten und schimpflichsten Kapitel in

der Tragödie des polnischen Zusammenbruchs, das damit aufgerollt wird. Denn während die polnischen Truppen zum großen Teil wenigstens den Versuch machten, ihr Vaterland zu verteidigen und die Ehre zu retten, haben die sogenannten Führer des polnischen Staates in diesen Tagen des Zusammenbruchs die kläglichste und schmählichste Rolle gespielt, die überhaupt denkbar ist. Vorher nämlich, als noch längst niemand an einen herannahenden Krieg dachte, da hatten sie alle chauvinistischen Instinkte, die dem Polen ohnedies im Blut liegen, planmäßig aufgeputscht. Damals hatten sie ihr Volk in eine fanatische Haßpsychose hineingehetzt und auf diese Weise die Ausschreitungen provoziert, die zu dem unerträglichen Bürgerkriegszustand längs der deutschen Grenze führten. Damals hatten sie ihrem Volke in echt polnischem Größenwahn eine militärische Überlegenheit vorgegaukelt, die in Wirklichkeit nicht existierte. Als ob der „Marsch nach Berlin" nur ein Spaziergang sei! So hatten sie die Hauptschuld an dem Ausbruch des Krieges auf sich geladen. Und als es dann soweit war, da haben sie die fanatischen Instinkte ihres Volkes bis zur Weißglut angefacht, so daß der Deutschenhaß wahre Orgien feierte. Von ihnen hochgepeitscht, ergoß sich in den ersten Kriegstagen eine Welle der blutigen Deutschenverfolgung über das ganze Land. Der Höhepunkt war der berüchtigte Blutsonntag in Bromberg am 3. September, an dem Hunderte wehrloser Deutscher bestialisch hingeschlachtet wurden. Was nicht an Ort und Stelle niedergeknallt oder hingemordet wurde, das wurde zwangsweise ins Innere des Landes abgeschoben. Zu den Tausenden von Ermordeten kamen Tausende Verhungerter oder Verdursteter, die am Wege liegenblieben. Mehr als 58000 Volksdeutsche sind in diesen ersten beiden Wochen von den Polen auf diese Weise ums Leben gebracht worden. Und in Hunderten von Fällen haben die Polen zu dieser Barbarei noch den Sadismus

gefügt, daß sie diese Unglücklichen vor der Exekution ihr eigenes Grab schaufeln ließen. Polen hat sich mit dieser Bestialität außerhalb der Gemeinschaft der zivilisierten Nationen gestellt. Aber es hat sich noch eine andere Schändung des Völkerrechts geleistet: den Franktireurkrieg. Auch diesen Greuel haben in erster Linie die sogenannten Führer des polnischen Volkes auf ihrem Gewissen. Denn sie haben das Volk dazu aufgewiegelt. Steht es doch authentisch fest, daß die Zivilbevölkerung von oben her aufgefordert worden ist, mit allen Mitteln und jeglicher Waffe gegen den Feind vorzugehen. Es liegen Dokumente dafür vor, daß die polnische Regierung durch Presse und Rundfunk und ihre Verwaltungsorgane die Bevölkerung hierzu aufgefordert hat. Am einfachsten hat es sich der Senatspräsident Skladkowski gemacht mit seiner Aufforderung, jede Hand, die dazu fähig sei, ein Gewehr zu halten, solle es ergreifen. Wie viele deutsche Soldaten sind auf diese Weise in den Hinterhalt gelockt und abgeschlachtet oder von Heckenschützen und Baumschützen, die keine Uniform trugen, über den Haufen geschossen worden! Auch dieser „Heckenschützenkrieg" bleibt als Makel am Namen des polnischen Volkes haften.

So hat die polnische Führung einen „Volkskrieg" auf ihre Art unter Entfesselung aller niedrigen Instinkte organisiert. Als aber die Sache sich völlig anders entwickelte, da hat sie wohlweislich es ihrem Volke selbst überlassen, seine Haut zu Markte zu tragen.

Denn keiner aus ihren Reihen hat sich aus Warschau herausgewagt. Und als es an der Front nicht zu dem erwarteten Marsch auf Berlin kam, da haben sie es wohlweislich ihrem Volke selbst überlassen, seine Haut zu Markte zu tragen. Nie hat eine Führung ihrem Volke und ihren Soldaten ein schlechteres Beispiel gegeben als diese. Während die deutschen militärischen Führer mit ihrem Obersten Befehlshaber

an der Spitze, soweit es sich mit ihrem Amt nur irgendwie vertrug, an die Front eilten und das Schicksal der kämpfenden Truppe teilten, während der Führer selbst Tag für Tag mit Hilfe von Flugzeug und Auto sich an die kämpfende Front begeben hat, den Übergang über Weichsel und San, die Kämpfe im Weichselbogen und im Raume von Radom aus nächster Nähe mitmachte, haben diese sogenannten Führer mit dem Marschall Rydz-Smigly an der Spitze die Sache ihres Vaterlandes vom ersten Tage an, als es kritisch wurde, im Stich gelassen. Zunächst sind sie nach Lublin ausgerückt, als das Gewitter um Warschau sich zusammenzog. Von da an gleicht ihre Flucht einer abenteuerlichen Irrfahrt. Man weiß heute noch nicht recht, welchen Weg sie genommen haben. Als Lublin am 10. September wegen des Heranrückens der deutschen Truppen zum Kriegsgebiet erklärt wurde, da hieß es, sie hätten sich nach Krzemieniec gewandt. Wir wissen heute, daß sie auch dort keinen Fuß gefaßt haben. Es ist sogar zweifelhaft, ob sie Krzemieniec überhaupt erreicht haben. Denn alle Verkehrsverbindungen östlich Lublins wurden in diesen Tagen von den deutschen Bombern zerschlagen. Sie haben vermutlich die längste Zeit auf freier Bahnstrecke zugebracht. Aber mit der Nennung des Namens Krzemieniec war für jeden Eingeweihten schon klar, wohin die Pläne dieser „Führer" des polnischen Volkes gingen. Sie orientierten sich vom ersten Tage an nach der rumänischen Grenze zu, um, wenn alles schief ging, sich dort in Sicherheit zu bringen. So kam es auch. Am eiligsten hatte es anscheinend der polnische Finanzminister Kwiatkowski, von dem schon am 12. September gemeldet wurde, er habe die rumänische Grenze überschritten. Er hatte seinen besonderen Grund. Denn die Mitnahme des polnischen Goldschatzes war die wichtigste Sorge dieser hohen Herrschaften. Beinahe genau so eilig hatte es der Kardinal und Fürstprimas Hlond, der höchste Würdenträger der polnischen

Kirche. Er traf am 15. September in Rumänien ein, um sofort nach Rom weiterzureisen. Immer näher nach der rumänischen Grenze zu haben sich in dieser Zeit die Mitglieder der polnischen Regierung bewegt. Am 17. September, nachmittags 19 Uhr 30, sind dann der polnische Staatspräsident Moscicki und die polnische Regierung bei Kuty auf rumänisches Gebiet übergetreten. Also noch, bevor die letzte Entscheidung im Weichselbogen gefallen war! Und unter Mitnahme der Hälfte des Goldschatzes der polnischen Staatsbank! Jeder einzelne ein Verräter und Deserteur!

Am Tage darauf stand folgende Meldung in der Presse:

„Der ehemalige polnische Staatspräsident Moscicki und sämtliche Mitglieder der letzten polnischen Regierung sind am Montag, dem 18. September, um 15 Uhr mit einem Sonderzug aus Czernowitz abgefahren. Moscicki und seine Familie wurden nach Bicaz, einem Luftkurort in den Ostkarpaten, in dem ein Sommerschlößchen der rumänischen Königsfamilie liegt, die Mitglieder der früheren Regierung nach dem Badeort Slanic in der Moldau gebracht. Sie, sowie Moscicki, haben an diesen Orten von der rumänischen Regierung Zwangsaufenthalt zugewiesen bekommen. Marschall Rydz-Smigly, dessen Übertritt auf rumänisches Gebiet sich bestätigt, wird zu dem gleichen Zweck auf seinen Wunsch nach Craiova gebracht werden."

Das war „Finis Poloniae", das „Ende Polens". Die eigentlichen Schuldigen hatten sich wohlweislich in Sicherheit gebracht, das Volk dagegen hatte die Zeche zu bezahlen.

Der Staatspräsident Moscicki hatte sogar noch die Unverfrorenheit, vom sicheren Port in Rumänien aus einen „Aufruf an das polnische Volk" zu erlassen und dieses zum Durchhalten „trotz härtester Schwierigkeiten" zur Wahrung „der Ehre der Nation" aufzufordern!

Dieser Übertritt auf rumänisches Gebiet mag noch dadurch

beschleunigt worden sein, daß am 17. September überraschend russische Truppen in Polen einmarschiert waren. Die Sowjetregierung hatte an diesem Morgen der Welt durch eine Note und eine Rundfunkansprache Molotows mitgeteilt, daß das Kommando der „Roten Armee" Befehl gegeben habe, die Grenze zu überschreiten. Damit war die vor der rumänischen Grenze abwartende polnische Regierung der Gefahr ausgesetzt, noch im letzten Augenblick vor dem Grenzübertritt abgefangen zu werden.

Mit diesen 18 Tagen ist der erste tiefe Einschnitt in diesem Kriege erreicht.

Dieser Abschnitt wird — wie von nun an regelmäßig — durch eine Rede des Führers markiert, in der er ungesäumt die politischen Konsequenzen aus dem Zusammenbruche Polens zog.

Es geschah an der Stelle, die sich ebenso natürlich ergab, nämlich in der jetzt wieder ins Reich heimgekehrten Stadt Danzig, der alten Hansestadt und Hochburg deutscher Kultur im Osten. Dort, im großen Saale des Artushofes, einem Juwel deutscher Baukunst, an wahrhaft historischer Stätte, hielt der Führer am Nachmittage des 19. September seine erste Rede seit dem Ausbruch des Krieges. Zum erstenmal betrat er diese Stadt. Wie er in der Rede selbst bekannte: „Ich hatte mir einst vorgenommen, nicht früher nach Danzig zu kommen, ehe denn diese Stadt wieder zum Deutschen Reiche gehört. Ich wollte als ihr Befreier hier einziehen. Am heutigen Tage ist mir nun dieses stolze Glück zuteil geworden." Als der Befreier wurde er begrüßt. Zum erstenmal brandete ihm hier der begeisterte Jubel des Volkes als Dank für den errungenen Sieg entgegen. Von Zoppot aus, von wo er die Fahrt in das befreite Danzig antrat, begleitete ihn auf der ganzen zwölf Kilometer langen Strecke ein einziges Spalier von Menschen auf beiden Seiten der Straße bis in die Dan-

ziger Innenstadt. Je näher er auf Danzig zukam, um so dichter wurde die Menschenmauer. Zum Schluß konnte sich die Wagenkolonne nur schrittweise den Weg bahnen. Die Freude der Danziger kannte keine Grenzen.

Zum ersten Male hatte Adolf Hitler seine Probe als Feldherr abgelegt. Jetzt — im Artushof — ergriff der Staatsmann wieder das Wort. Wie meist, knüpfte er zunächst an das gerade Erlebte an. Aber Sinn und Zweck dieser Rede war weniger der Rückblick auf das Vergangene als der Hinweis auf Künftiges. Klar und deutlich ging aus dieser Rede hervor, daß der Führer den Augenblick für gekommen hielt, dem Krieg ein Ende zu machen. Er wendet sich sowohl an die Adresse Frankreichs wie Englands. Er spricht davon, daß Deutschland nur „sehr begrenzte Interessen" habe, daß es „weder gegen England noch gegen Frankreich irgendein Kriegsziel" habe. Vielmehr habe er sich seit seinem Amtsantritt bemüht, gerade mit den früheren Weltkriegsgegnern allmählich wieder ein enges Vertrauensverhältnis herbeizuführen. Bezüglich des künftigen Schicksals des polnischen Staates gibt er, mit der ausdrücklichen Hinwendung zu England, die hochbedeutsame Erklärung ab: „Polen wird in der Gestalt des Versailler Vertrages niemals mehr auferstehen!" Dieser Satz ist das politische Kernstück seiner Rede. Aus ihm ergab sich, daß der Führer nicht ohne weiteres mit dem polnischen Staate aufzuräumen gedachte. Sondern er hatte — was jedem aufmerksamen Politiker sofort auffallen mußte — nur von dem Polen „in der Gestalt des Versailler Vertrages" gesprochen. Daß der Führer in der gleichen Rede den unerschütterlichen Willen bekundete, die begrenzten Interessen und Forderungen Deutschlands zu vertreten, wie lange der Krieg auch dauern möge, und betonte, daß Deutschland nie kapitulieren werde, brauchte jene politische Erklärung nicht zu beeinträchtigen. Dieses starke und unerbittliche Bekenntnis war der einfache

Ausdruck der Kampflage. Trotzdem sprach auch in diesem Zusammenhang der Führer unmißverständlich von den „begrenzten" Interessen und Forderungen Deutschlands.

Diese Rede des Führers erregte in der Welt großes Aufsehen; in England und Frankreich aber, den beiden nächstbeteiligten Ländern, die der Führer auch unmittelbar angeredet hatte, fand sie keinen offiziellen Widerhall. Die Regierungen dieser beiden Länder straften in ihrem Hochmut diese Rede mit Nichtachtung. Der Gedanke an Frieden schien ihnen überhaupt nicht diskutabel. Lediglich der französische Ministerpräsident Daladier sprach in einer Rundfunkrede zwei Tage darauf von einem „totalen Sieg, der einen auf solider Grundlage errichteten Frieden ermöglicht", als dem französischen Kriegsziel. Diese Wendung allein war Antwort genug.

Viel mehr Kopfzerbrechen machte den Westmächten ein anderes Problem, das sich aus dem Einmarsch Rußlands in das polnische Gebiet ergab. Denn beide Mächte hatten in dem berühmten Beistandspakt an Polen aus dem April 1939, der am 25. August 1939 durch England Punkt für Punkt paragraphiert worden war, diesem jede Hilfeleistung zugesagt für den Fall, daß dessen „Unabhängigkeit" durch irgendeine Feindseligkeit eines Dritten bedroht werden sollte. Wenn England und Frankreich es mit dem Sinn und Buchstaben dieses Vertrages ernst meinten, dann mußten sie, genau so wie vierzehn Tage vorher an Deutschland, jetzt an Rußland den Krieg erklären. Das aber war gerade das, was sie mit allen Mitteln zu vermeiden versuchten. Sie, die sonst prompt mit der Phrase von der Vertragstreue bei der Hand waren, haben in diesem Falle es vorgezogen, nicht nur ein Auge, sondern beide Augen zuzudrücken. Noch nicht einmal zu einem formellen Protest haben sie sich aufgeschwungen, geschweige denn zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen oder gar zur Kriegserklärung. Vielmehr hat der englische Außenminister Lord Halifax

gerade in diesen Tagen dem russischen Botschafter Maisky angekündigt, daß England die Handelsbesprechungen mit der Sowjetunion wieder aufnehmen wolle, doch vorher Gewißheit über den künftigen Kurs der Moskauer Außenpolitik zu erhalten wünsche. Das sah eher nach einer Anbiederung als nach einem Boykott aus. Polen lag offensichtlich in den letzten Zügen. Welches Interesse hatte England jetzt noch, sich deswegen die Feindschaft des russischen Kolosses auf den Hals zu laden? Mussolini war völlig im Recht, als er wenige Tage darauf in einer Rede gegen die Zweideutigkeit polemisierte, im einen Falle auf „vollendete Tatsachen" nicht zu reagieren, im anderen Falle — nämlich dem deutschen — auf der Rückgängigmachung einer „vollendeten Tatsache" zu bestehen.

So nahmen die militärischen Ereignisse im polnischen Raum ihren vorgeschriebenen Lauf. Zwischen Deutschen und Russen wurde am 22. September eine Demarkationslinie vereinbart. Damit waren die beiden Interessenzonen klar abgegrenzt und gegenseitige Komplikationen ausgeschaltet. Jetzt blieb als militärische Aufgabe noch die Einnahme von Warschau und der Nachbarfestung Modlin übrig. Beide Städte waren die einzigen Plätze, in denen noch Widerstand geleistet wurde.

Es wäre für die deutsche Heeresleitung ein leichtes gewesen, den Widerstand der Stadt Warschau innerhalb weniger Tage zu brechen. Zwei Rücksichten haben sie davon abgehalten. Die eine war der Wunsch, deutsche Menschenleben zu schonen. Die andere war die Hoffnung, die Machthaber in Warschau doch noch zur Vernunft bringen zu können, denn jeder Widerstand würde nur unnütze Opfer an Gut und Blut kosten. Die deutsche Führung wollte der Welt auf jede Weise das Schauspiel eines Bombardements der Stadt Warschau ersparen — ohne Rücksicht auf den dadurch bedingten Zeitverlust. Aus diesen Gründen hat sie alle Mittel einer

friedlichen Verständigung erschöpft. Warschau war als verteidigte Stadt, ja als Festung anzusehen. Auch die großen internationalen Atlanten, wie zum Beispiel der Andreesche und der Stielersche Handatlas, weisen sie als solche aus. Der Stadtkommandant von Warschau hatte Befehl gegeben, die Stadt bis auf den letzten Stein zu verteidigen, und sie in Verteidigungszustand setzen lassen. Die Tatsachen blieben unberührt davon, daß die vorhandenen Außenforts unmodern waren, und daß einige deutschfeindliche Zeitungen eifrigst bemüht waren, die Stadt als unverteidigt hinzustellen. Trotzdem hat das deutsche Oberkommando nach dem ersten Eindringen am 8. September volle zweieinhalb Wochen Geduld geübt — lediglich aus Gründen der Menschlichkeit, bis es den direkten Angriff auf die Stadt Warschau befahl. Die deutsche Heeresleitung hat sogar am 16. September einen Offizier als Parlamentär nach Warschau entsandt, um die Stadt zur kampflosen Übergabe aufzufordern. Dieser Parlamentär ist aber überhaupt nicht bis zum Stadtkommandanten, dem General Rommel, vorgelassen worden, sondern wurde beim Stabe eines Infanterieregimentes abgefertigt, wo ihm nach eineinhalbstündigem Warten die Antwort erteilt wurde, daß sich der Warschauer Stadtkommandant weigere, ihn zu empfangen. Auch daraufhin hat das deutsche Oberkommando noch nicht losgeschlagen, sondern am Nachmittag desselben Tages ein Flugblatt in Millionen Exemplaren über Warschau abwerfen lassen, in dem der Bevölkerung mitgeteilt wurde, daß die gesamte Stadt Warschau als Kampfgebiet behandelt würde, wenn nicht innerhalb zwölf Stunden die Stadt zur kampflosen Besetzung übergeben würde. Selbst nach Ablauf dieser Frist ist noch kein Angriff erfolgt. Das einzige, was die deutsche Truppenführung durchsetzen konnte, war die Erlaubnis an 178 Angehörige des Diplomatischen Korps und 1200 sonstige Ausländer, am 22. September die Stadt Warschau zu ver-

lassen. Ihnen schlossen sich drei Tage später noch 62 Mitglieder der russischen Botschaft an. Die Verwaltung der Stadt Warschau war von einem fanatischen Haß gegen alles Deutsche beseelt. Am fanatischsten war anscheinend der General Czuma, der schon am 11. September durch Radio hatte verkünden lassen, er wolle lieber aus der Stadt einen Trümmerhaufen machen, in dem kein Lebewesen mehr übrigbleiben solle, als sie freiwillig an die Deutschen übergeben. Es grenzte an Wahnsinn, diese Millionenstadt „verteidigen" zu wollen. Der Erfolg hat dies bestätigt.

Am 25. September setzten die Kampfhandlungen gegen Warschau ein. Der Angriff wurde von General Blaskowitz geleitet. Am selben Tage noch wurde das Fort Mokotowski und anschließend ein Teil der Vorstadt genommen. Am Tage darauf ward der Fortgürtel im Norden, Süden und Südwesten genommen und der Weg in das Stadtinnere geöffnet. Und schon am nächsten Tage in der Frühe um 8 Uhr erschien ein polnischer General mit Begleitung als Parlamentär, um die Kapitulation der Stadt anzubieten. Die Besatzung von 120 000 Mann hat es noch nicht einmal gewagt, einen Ausfall zu unternehmen. Die förmliche Übergabe hat sich bis zum 29. September hingezogen. Denn vorher mußte der Abmarsch der Besatzung und die Formalität der Übergabe genau geregelt werden. Am nächsten Tage bot auch der Kommandant von Modlin die Übergabe der Festung an. Hier in Modlin haben sich 1200 Offiziere, 30 000 Mann und 4000 Verwundete ergeben. Am 1. Oktober zogen die ersten deutschen Truppenteile in Warschau ein.

Was nunmehr noch an militärischen Kampfhandlungen vor sich ging, das war nicht viel mehr als das letzte Aufräumen des Schlachtfeldes. In der Hauptsache ging es darum, die letzten versprengten Reste des polnischen Heeres östlich der Weichsel zu entwaffnen und in Sicherheit zu bringen. Am 16. Oktober

stellte das Oberkommando der Wehrmacht seine Berichte über den Osten ein. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß mit dem Ausmarsch der Besatzung von Warschau, der am 1. Oktober seinen Abschluß fand, auch der Krieg in Polen an seinem Ziel angelangt war. Der erste Akt des Krieges war damit zu Ende.

Die Verluste, die der Feldzug in Polen dem deutschen Volk gebracht hat, waren, so schmerzlich sie jeden einzelnen trafen, ungewöhnlich gering. Sie betrugen an Gefallenen 10572, an Verwundeten 30322, an Vermißten 3409.

Diese Ziffern haben, als der Führer sie am 6. Oktober bekanntgab, das deutsche Volk überrascht. Bei der Dimension des Krieges in Polen hatte es sich, nach den Erfahrungen des Weltkriegs, auf weit höhere Zahlen gefaßt gemacht. Hier hat die vom Führer weit vorausschauend entwickelte Überlegenheit der deutschen Wehrmacht ihre reichen Früchte getragen. Ein unschätzbarer Dienst für das deutsche Volk!

Warum ist Polen so rasch und so kläglich zusammengebrochen? Das ist zu einem großen Teil die Schuld der Polen selbst, und innerhalb Polens die Schuld der herrschenden Kaste.

Es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß die große Masse des polnischen Heeres sich im ganzen hartnäckig geschlagen hat. Auch der Gesamtbericht des Oberkommandos der Wehrmacht über den Verlauf des Feldzuges in Polen gesteht dies unumwunden zu. Die Schlacht bei Kutno ist zweifellos ein starker Beweis für den Widerstandswillen der polnischen Armee. Man darf den „Feldzug der 18 Tage“ sich nicht so einfach vorstellen, als ob die Polen ohne Besinnung vor der deutschen Übermacht davongelaufen seien. Denn schließlich hatte die polnische Armee immerhin eine Stärke von 1,5 Millionen Mann, sie hatte auch den geographischen Vorteil des ziemlich unwegsamen Raumes für sich, während umgekehrt gerade die

Motorisierung der deutschen Armee wesentlich auf ein ausgebautes Straßennetz angewiesen war.

Um so mehr bleibt das unerhörte, noch nie erlebte Tempo, in dem die polnische Armee zerschlagen und zerrieben wurde, einmalig in der Geschichte. Dieser „Feldzug der 18 Tage" wird immer als Schulbeispiel einer vollkommenen Vernichtungsschlacht, die wie ein Hagelgewitter auf ein Kornfeld herniedersaust, bestehen bleiben.

Die Schuld an dem Debakel trifft zunächst die polnische Führung. Welcher Sorte diese Führung war, das veranschaulicht am besten die Person des Präsidenten der polnischen Republik Moscicki, der schon vor dem Ausgang der Schlacht im Weichselbogen mit den anderen Mitgliedern der Regierung das Weite suchte und auf rumänisches Gebiet übertrat. Moscicki ist dann zusammen mit seiner Familie nach der Schweiz weitergewandert, wo er sich in Freiburg niedergelassen hat. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man auch etwas, was selbst den Eingeweihten unbekannt war: daß dieser Präsident der polnischen Republik gleichzeitig Schweizer Bürger war, somit doppelte Staatsangehörigkeit besaß. Also ein Patriotismus mit doppeltem Boden! Man wird vergebens in anderen Staaten nach einer Parallele für dieses politische Unikum suchen. Dieser Versicherungsrekord blieb einem polnischen Staatspräsidenten vorbehalten!

Aber in diesem Augenblick, da Polens Stern erblaßte, rächten sich auch die Sünden der Vergangenheit. Polen zerfiel, als es einer ernsten Festigkeitsprobe ausgesetzt wurde, in seine natürlichen Bestandteile. Was jeder politisch Geschulte wußte, wurde offenkundig. Polen war nur ein Nationalitätenstaat, kein Nationalstaat. Alle die Deutschen, Ukrainer, Weißrussen und Litauer, die gewaltsam in diesen Staat hineingezwängt worden waren, fielen jetzt von ihm ab. Kein Wunder nach der

rauhen Behandlung, die sie erfahren hatten! Aber dazu kommt die unmittelbare Schuld der Führung.

Eine Armee ist immer so viel wert wie ihre Führung. Nicht nur das, was die Führung im Ernstfalle einzusetzen hat, sondern auch, was sie in den Zeiten des Friedens an Energie, Disziplin und Erziehung in diese Armee hineingesteckt hat, entscheidet über ihre Schlagkraft. In dieser doppelten Beziehung ist von der polnischen Führung nichts getan und alles versäumt worden. Sie hat vielmehr im Taumel einer maßlosen Selbstüberschätzung gelebt und ihrem eigenen Volke und der Armee genau den gleichen Dünkel der Verblendung eingeimpft. Ist es diese Selbstüberhebung oder die traditionelle „polnische Wirtschaft" gewesen, was das unvorstellbare Ausmaß der Katastrophe verschuldet hat? Man weiß es nicht recht. Jedenfalls hat diese Führung kaum etwas getan, um wenigstens einige positive Voraussetzungen für diese Arroganz zu schaffen. Die polnische Armee ging unvorbereitet in diesen Zweikampf, sie war weder technisch noch organisatorisch der hochmodernen deutschen Wehrmacht gewachsen. Aber deswegen hätte es noch lange nicht zu diesem katastrophalen Einsturz des ganzen polnischen Staatswesens, zu diesem völligen Chaos der Verwaltung auf der ganzen Linie zu kommen brauchen. Hier setzt die Schuld der polnischen Führung im Kriege ein, wobei die militärische und die zivile sich nicht zu streiten brauchen. Denn zwischen ihnen bestand Personalunion. Diese Führung hat, als es kritisch wurde, ihr Volk und ihre Armee im Stich gelassen. Man braucht sich nur vorzustellen, daß es keinen Oberbefehlshaber mehr gab, keine Information der kämpfenden Armee mehr, keine Instruktion und keine Anweisung von oben her, daß die einzelnen Armeen sich schließlich selbst überlassen waren, man braucht sich nur den sprichwörtlichen polnischen Schlendrian hinzuzudenken, der es dahin brachte, daß die ins Wanken geratene Truppe noch nicht



Durch eine eroberte Stadt



Panzer greifen an



Vorbeimarsch am San



Schlachtfeld vor Warschau



Straßenkampf in einer Warschauer Vorstadt



Nach der Einnahme der Westerplatte

einmal eine ausreichende Verpflegung zugeführt bekam, und man kann sich das Ergebnis wie ein mathematisches Exempel errechnen.

Trotzdem — eines bleibt, was nicht ausschließlich auf das Konto dieser polnischen „Führung" gehört. Wie kam es zu der völligen Kopflosigkeit, die wie ein Schlaganfall oder eine Betäubung die führenden Männer überfiel? Hier greift die verhängnisvolle Verkettung der polnischen mit der englischen Politik ein.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß Polen sich restlos auf die englische und die französische Hilfe verlassen hat, insbesondere auf die englische. Denn diese war ihm nicht nur zugesagt, sondern aufgedrängt worden. Sie war ihm auch feierlich verbrieft worden in einer Form, die keinen Zweifel ausschloß. Polen mußte nicht nur mit ausreichender Versorgung an Waffen, insbesondere an Flugzeugen und Tanks, durch England rechnen, sondern mindestens ebensosehr mit einem aktiven Eingreifen Englands an der deutschen Westgrenze in dem Augenblick, wo es losgehen würde. Nichts davon ist eingetreten. Weder hat England die mit Fug und Recht erwarteten Waffen und die Munition geliefert, noch hat es Polen in den kritischen Tagen der deutschen Offensive durch Luftangriffe an der deutschen Westfront entlastet.

Ein eklatantes Beispiel für das Versagen Englands *vor* dem Kriegsausbruch ist der Vorfall, der sich in den letzten Augusttagen zugetragen hat und durch den rumänischen Korrespondenten der „Times" verbürgt ist. Dieser berichtet in der Ausgabe vom 20. September von seinen Erlebnissen unter den zahlreichen nach Rumänien geflüchteten Polen. Ständig sei ihm die vorwurfsvolle Frage entgegengetreten, wo eigentlich die den Polen versprochene englische und französische Hilfe geblieben sei. Besonders bittere Klage aber sei über die unverständlich lange Hinauszögerung der Lieferung von 100

modernsten englischen Kampfflugzeugen und zahlreichen Flugzeugbomben geführt worden, die bereits im Juni von Polen in England bestellt worden waren. Diese Flugzeuge und Bomben hätten schon am 25. August in Gdingen eintreffen sollen. Man habe aber inzwischen in London entdeckt, daß man 4000 Pfund an Frachtkosten sparen könne, wenn man eine andere Schiffsroute wählen würde. Vierzehn Tage habe man wegen dieses Problems hin und her debattiert — mit dem Ergebnis, daß zweimal das anfangs in Aussicht genommene Schiff ohne die bestellte Ladung habe abfahren müssen. Als endlich entschieden worden sei, daß die Versendung am 29. oder 30. August erfolgen solle, habe sich die internationale Lage bereits so zugespitzt, daß das Schiff nicht mehr abgehen konnte.

Man hat ebensowenig etwas davon gehört, daß nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten England Polen gegenüber Wort gehalten hat. Auch hier sind wir durch die Äußerungen von geflüchteten Polen, die ihrem Herzen nach erfolgter Niederlage Luft gemacht haben, unterrichtet. Oberst Beck hatte schon auf einer seiner letzten Reisen nach London Chamberlain um die sofortige Unterstützung durch britische Flugzeuge gebeten, und zwar durch ausreichende Belieferung noch im Frieden. Der britische Premierminister aber hatte dieser Bitte nicht entsprochen, dafür aber das bindende Versprechen gegeben, die britische Luftwaffe sofort Polen zu Hilfe zu schicken, sobald der Krieg ausgebrochen wäre. Diese Versicherung hat Chamberlain noch einmal in den letzten Augusttagen wiederholt, als die deutschen Vorschläge dem Oberst Beck übermittelt worden waren, sie aber nicht gehalten.

Die polnische Führung ist also in der felsenfesten Gewißheit in diesen Krieg hineingegangen, England werde sie militärisch nicht im Stich lassen, sondern aktiv mit Hilfe der Luftwaffe unterstützen. Sie hat sich darin bitter getäuscht. England hat keine Hand für Polen gerührt.

Man kann es sich kaum erklären, warum England noch nicht einmal zu einer Geste ausgeholt hat. Sogar im englischen Unterhaus ist dieses Versagen der englischen Regierung am 20. September scharf kritisiert worden. Aber in dieser Sitzung ist auch gleichzeitig das richtige Stichwort gefallen. Einer der Abgeordneten sprach nämlich von den „kleinlichen Schachermethoden" der englischen Politik. Der unverbesserliche Krämergeist der englischen Politik hat sich hier in seiner ganzen Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit gezeigt. Wieder einmal manifestierte sich das „perfide Albion", das von jeher lieber andere die Kastanien aus dem Feuer holen läßt, als sich selbst die Finger zu verbrennen. Das jedesmal, wenn es glückt, den Löwenanteil für sich einsteckt, aber wenn es mißglückt, den Geprellten die Zeche bezahlen läßt!

So wurde Polen ein zwiefaches Opfer — das seines eigenen Größenwahnsinns und das der englischen Treulosigkeit. Das Verhängnis begann mit dem Tode Pilsudskis. Seit dessen Heimgang war Polen — wieder einmal — auf den Weg der politischen Hochstapelei geraten, und England hatte sich diese polnische Schwäche geschickt zunutze gemacht und Polen noch weiter auf dieser schiefen Bahn vorwärtsgestoßen. Polen aber hat es zum Schluß sich noch gefallen lassen müssen, daß sogar ein Mann wie Lloyd George, der nicht mit der englischen Regierung einig ging, ihm den Vorwurf machte, es habe nicht zur rechten Zeit wirksame Defensivlinien errichtet, die „Hauptschuld" an Polens Zusammenbruch trage darum die polnische Regierung. Das war der Lohn für dies Opfer bis zum Selbstmord!

Doch es ist nicht unseres Amtes, abzuwägen, wer die „Hauptschuld" trägt, ob die polnische oder die englische Regierung. Das können wir getrost den beiden Parteien selbst überlassen. Aber englische Treulosigkeit trägt ihr gerüttelt Maß Schuld an dieser Katastrophe.

Krieg oder Frieden?

Mit dem Abschluß des polnischen Feldzugs war auch politisch ein klarer Abschnitt erreicht. Deutschland hatte nun den Rücken frei. Die Gefahr des Zweifrontenkriegs war gebannt, nachdem auch Rußland eine feste Grenze in Polen bezogen hatte. Das deutsch-russische Verhältnis war sogar durch einen „Grenz- und Freundschaftsvertrag" untermauert worden.

Am 27. September war der deutsche Reichsaußenminister im Flugzeug nach Moskau abgereist, und schon am Abend des nächsten Tages war der Abschluß eines neuen Vertrages perfekt, der noch in der Nacht der Welt bekanntgegeben werden konnte. Der Vertrag war kurz. In Artikel I einigten sich die beiden Regierungen über die künftige Grenze ihrer beiderseitigen „Reichsinteressen" im Gebiete des bisherigen polnischen Staates. Damit war jede Mißhelligkeit, die sich aus dem Auseinanderfallen des polnischen Staates ergeben konnte, ausgeschaltet. In Artikel II erkannten beide Teile diese Grenze als „endgültig" an. Das Wesentliche war der Artikel IV, in dem beide Regierungen diese Regelung als ein „sicheres Fundament für eine fortschreitende Entwicklung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihren Völkern" bezeichneten. Zu diesem Abkommen trat ergänzend ein Schriftwechsel zwischen dem russischen Außenkommissar und Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare Molotow und dem deutschen Reichsaußenminister von Ribbentrop. In diesem Schriftwechsel

wurde zwischen beiden Regierungen vereinbart, „die Wirtschaftsbeziehungen und den Warenumsatz mit allen Mitteln" zwischen beiden Ländern zu entwickeln. Es wurde weiterhin festgelegt, daß zu diesem Zweck ein „Wirtschaftsprogramm" von beiden Seiten aufgestellt werde, und „auf dessen Grundlage der deutsch-sowjetische Warenaustausch seinem Volumen nach das in der Vergangenheit erzielte Höchstmaß wieder erreichen" solle. Sowjetrußland blieb wie bisher neutral, aber es war von nun an mit Deutschland an einer Aufrechterhaltung des erreichten Zustandes in Polen interessiert und verpflichtete sich zu einer weitgehenden wirtschaftlichen Unterstützung Deutschlands in Zukunft.

Die englische Blockade hatte damit viel von ihrer drohenden Gefährlichkeit eingebüßt. Und das Deutsche Reich konnte nunmehr, ohne sich dem Anschein der Schwäche auszusetzen, dazu schreiten, auch die politischen Folgerungen aus dem militärischen Sieg im Osten zu ziehen.

Diese Folgerung zog der Führer des Deutschen Reiches Adolf Hitler in seiner denkwürdigen Rede vom 6. Oktober vor dem Deutschen Reichstag. Diese Rede ist in ihrem politischen Kern ein klares Friedensangebot an die Westmächte. Der Führer des Deutschen Reiches griff noch einmal, um jeden Zweifel für alle Zukunft auszuschließen, den am 19. September in Danzig geäußerten Friedensgedanken auf und stellte diesmal die Westmächte in aller Form vor die Frage, ob sie nunmehr gewillt seien, den Krieg weiter fortzusetzen und damit zu einem europäischen Krieg auszuweiten. Denn dies war die Alternative, die sich nach dem Abschluß des polnischen Feldzuges ergab. Bisher hatte der Krieg sich fast allein innerhalb der polnischen Grenzen abgespielt, während es im Westen nur zu vereinzelten Plänkeleien gekommen war. Europa befand sich nach der Liquidierung Polens „noch nicht tatsächlich im Kriege" — wie Mussolini es treffend wenige Tage vorher

in einer Rede ausgedrückt hatte. Nun aber stand Europa und die Welt vor der schicksalsschweren Frage, die der Führer in dieser Rede vor aller Welt aussprach: „Weshalb soll nun der Krieg im Westen stattfinden?" Etwa „für die Wiederherstellung Polens?" Der Führer erteilte selbst darauf die treffende Antwort: „Das Polen des Versailler Vertrags wird niemals wieder erstehen. Dafür garantieren zwei der größten Staaten der Erde." Dann fuhr er fort: „Was soll also sonst der Grund sein? Hat Deutschland an England irgendeine Forderung gestellt, die etwa das britische Weltreich bedroht oder seine Existenz in Frage stellt? Nein, im Gegenteil. Weder an Frankreich noch an England hat Deutschland eine solche Forderung gerichtet. Soll dieser Krieg aber wirklich nur geführt werden, um Deutschland ein neues Regime zu geben? Dieser Krieg im Westen würde überhaupt kein Problem regeln, es sei denn, die kaputten Finanzen einiger Rüstungsindustrieller und Zeitungsbesitzer oder sonstiger internationaler Kriegsgewinnler." Mit diesen Worten enthüllte der Führer die ganze Sinnlosigkeit eines weiteren Starrsinns der Westmächte.

Aber der Führer ließ es nicht nur bei diesem streng logischen negativen Nachweis bewenden, sondern äußerte sich auch klipp und klar über die positiven Probleme, die zur Diskussion standen:

„1. die Regelung der durch das Auseinanderfallen Polens entstehenden Fragen und

2. das Problem der Behebung jener internationalen Besorgnisse, die politisch und wirtschaftlich das Leben der Völker erschweren."

Zu beiden Problemen gab der Führer unumwunden die Stellung der deutschen Reichsregierung bekannt. Hinsichtlich des ersten Problems erklärte er als Ziel der Reichsregierung die Schaffung einer Reichsgrenze entsprechend den „historischen, ethnographischen und wirtschaftlichen Bedingungen"

und die „Herstellung eines polnischen Staates, der in seinem Aufbau und in seiner Führung die Garantie bietet, daß weder ein neuer Brandherd gegen das Deutsche Reich entsteht, noch eine Intrigenzentrale gegen Deutschland und Rußland gebildet wird". Zu dem zweiten Problem gab der Führer „restlose und volle Klarheit" über die außenpolitischen Absichten der Reichsregierung. Der Versailler Vertrag werde von ihr als nicht mehr bestehend angesehen, diese Feststellung setzte er an die Spitze. Die einzige weitere Revision bestünde in der „Rückgabe der deutschen Kolonien", aber diese Forderung sei „keine ultimative". Die wichtigste Aufgabe für ein Aufblühen der europäischen Wirtschaft sei die „Herstellung eines unbedingt garantierten Friedens und eines Gefühls der Sicherheit der einzelnen Völker". Diese Sicherheit werde vor allem ermöglicht durch das „Zurückführen der Rüstungen auf ein vernünftiges und auch wirtschaftlich tragbares Ausmaß". Eine neue Blüte der Völker und der künftige Friede auf dem Kontinent aber sei nur denkbar im Rahmen einer „allgemeinen Zusammenarbeit der Nationen dieses Kontinents". Um dieses Ziel zu erreichen, müßten doch einmal „die großen Nationen in diesem Kontinent zusammentreten", um ein Statut auszuarbeiten, das ihnen allen „das Gefühl der Sicherheit, der Ruhe und des Friedens" geben werde.

Es handelte sich in dieser Rede also um nicht mehr und nicht weniger als ein Friedensangebot Deutschlands an die Westmächte. Der Führer selbst hat dies auch unumwunden ausgesprochen. Und zwar um ein Friedensangebot, das unmöglich als ein Symptom der Schwäche ausgelegt werden konnte. Denn der Führer des Deutschen Reiches hatte einen glänzenden Vernichtungsfeldzug hinter sich und gebot über eine Armee, die vor aller Welt die Probe höchster Leistungsfähigkeit abgelegt hatte. Darum hat der Führer für den Fall, daß der Krieg weitergehen sollte, auch keinen Zweifel über seine An-

sichten gelassen. Er bekannte als seine felsenfeste Überzeugung: „Ich aber zweifle keine Sekunde, daß Deutschland siegt!" Und er traf gleichzeitig eine andere Feststellung, die mit der Legende von der Unüberwindlichkeit Englands aufräumte: „Es gibt heute keine Inseln mehr." Es waren beides klassische Sätze, die einen grundlegenden Gedanken in die einfachsten und einprägsamsten Worte gießen, so wie nur ein Sprachgenie es vermag. Und noch ein anderer prophetischer Satz fand sich in dem gleichen Abschnitt am Ende dieser historischen Rede. Er bezog sich auf Frankreich und lautete, beinahe resigniert: „Eines Tages aber wird zwischen Deutschland und Frankreich doch wieder eine Grenze sein, nur werden sich an ihr dann statt der blühenden Städte Ruinenfelder und endlose Friedhöfe ausdehnen." Ob der Führer schon damals geahnt haben mag, daß sein warmherziger Appell doch auf taube Ohren und verstockte Herzen treffen würde? Wer den Satz heute liest, ist tief betroffen über dessen tragische Erfüllung.

Das erste amtliche Echo auf diesen Friedensappell erscholl aus Frankreich. Es klang nicht sehr verheißungsvoll, aber auch nicht hoffnungslos. Es erfolgte in einer Rundfunkansprache, die Ministerpräsident Daladier am Abend des 10. Oktober an das französische Volk hielt. Diese Ansprache lief darauf hinaus, Frankreich wünsche eine aufrichtige Zusammenarbeit zwischen allen Völkern, aber es sei unmöglich zu denken, daß man sich einem „Diktat" unterwerfen solle, Frankreich verlange daher jetzt eine „Sicherheitsgarantie". Die Rede endete mit der Versicherung: „Wir werden so lange kämpfen, bis wir eine endgültige Garantie der Sicherheit erhalten haben." Es war nicht klar, worauf Daladier damit hinauswollte, wenn er von einem „Diktat" und einer „Sicherheitsgarantie" sprach. Denn weder war in den Vorschlägen des Führers von einem „Diktat" die Rede gewesen, vielmehr hatte der Führer von einem „Statut" gesprochen, das auf

einer „allgemeinen Konferenz der großen Nationen ausgearbeitet und angenommen" werden solle, noch hatte die Forderung der „Sicherheitsgarantie" einen objektiven Anlaß, denn der Führer hatte sich ja ausdrücklich zu einer allgemeinen Rüstungsverminderung als Mittel zur „Herstellung eines unbedingt garantierten Friedens und eines Gefühls der Sicherheit der einzelnen Völker" bereit erklärt. Immerhin, diese Antwort von Daladier war keineswegs ein klares Nein, die Diskussion schien noch nicht abgeschnitten. Seine klingenden Phrasen konnten ebensogut als reine Agitation gedeutet werden, die er seiner aufgeputschten Volksmeinung schuldig war.

Aber schon nach zwei Tagen war der Schleier zerrissen. Am 12. Oktober ergriff der englische Ministerpräsident Neville Chamberlain im Unterhaus das Wort. Seine Rede war — echt englisch — mit allen möglichen Beteuerungen und Vorbehalten gespickt. Entkleidet man sie ihrer salbungsvollen Phrasen, dann bleibt das Folgende als konkrete englische Stellungnahme übrig. Schon in der Einleitung seiner Rede bemerkte Chamberlain höchst bezeichnend: „Friedensbedingungen, die damit anfangen, daß man dem Angreifer verzeiht, können nicht annehmbar sein." Er bemängelte dann, daß die Vorschläge des Führers keine Andeutung für die Wiedergutmachung des „Unrechts an der Tschecho-Slowakei und Polen" enthielten. Und zusammenfassend hatte er zu den klaren positiven Vorschlägen des Führers nichts anderes zu bemerken als, sie seien „vage und unsicher". Ja er verlangte unter völliger Mißachtung dieser Vorschläge: „Taten — nicht Worte allein sind notwendig, ehe wir, das britische Volk, und Frankreich, unser tapferer und vertrauter Verbündeter, berechtigt wären, aufzuhören, einen Kampf bis zur äußersten Grenze unserer Stärke zu führen." Darüber hinaus stellte er sogar die ultimative Bedingung auf: „Die Lage ist die: Entweder muß

die deutsche Regierung vollgültige Beweise für die Aufrichtigkeit ihres Friedenswunsches geben, und zwar durch Taten und tatsächliche Garantien für ihre Absicht, ihre Verpflichtungen einzuhalten, oder wir müssen in unsrer Pflichterfüllung bis zum Ende ausharren. Es liegt an Deutschland, seine Wahl zu treffen." Den Gipfelpunkt seiner Rede aber bildete die diktatorische Erklärung: „Was einer solchen Friedensregelung im Wege steht, ist die deutsche Regierung und die deutsche Regierung allein."

Mit diesem Satze war jede weitere Diskussion abgeschnitten, so daß er allein völlig genügt hätte. Sprach er doch das aus, worauf es Chamberlain in Wirklichkeit ankam: nicht auf den Frieden, sondern auf den Sturz des „Hitlerismus". Es war also genau das gleiche Ziel, das Chamberlain bereits am 3. September an derselben Stelle proklamiert hatte, und damit der einzig ehrliche Ausspruch in dieser bombastischen Deklaration. Alles andere in ihr war halbwahr oder verlogen. Am besten erweist dies Chamberlains Forderung auf Wiedergutmachung des „Unrechts an Polen". Denn wenn England es damit wirklich ehrlich meinte, warum hatte es dann nicht am 17. September auf die Nachricht vom Einmarsche Rußlands in Polen diesem in gleicher Weise wie Deutschland den Krieg erklärt — vorausgesetzt, daß es wirklich seinen Garantiepakt mit Polen ernst nahm? Aber dieser Pakt war ausschließlich gegen Deutschland gerichtet — sogar mit Polens ausdrücklicher Zustimmung, wie kurz danach am 19. Oktober der Unterstaatssekretär Butler im Unterhaus kaltschnäuzig zugab. Das Schicksal Polens war nur Vorwand. Allein der abgrundtiefe Haß gegen den „Hitlerismus" hat Chamberlain in dieser Rede beseelt und nichts anderes. Es war ein blinder Haß, blind gegen die Interessen Europas und sogar Englands, wie die Zukunft beweisen sollte.

Aber dieser blinde Haß hat es verschuldet, daß der großzügige Friedensappell Adolf Hitlers wirkungslos verhallte. Der Krieg mußte nunmehr auch auf den Westen übergreifen.

*

Das gleiche Schicksal war einem Vermittlungsversuch beschieden, der genau einen Monat später erfolgte. Am 6. November nämlich trafen sich im Haag der König der Belgier und die Königin der Niederlande. Sie richteten bei dieser Gelegenheit ein Telegramm an die Staatsoberhäupter von England, Frankreich und Deutschland, um gegebenenfalls Friedensmöglichkeiten zu ermitteln. Wie aus einer amtlichen Mitteilung hervorgeht, haben sie in diesem Telegramm ihre „guten Dienste" angeboten zur „Vermittlung von Beiträgen für eine zu erreichende Übereinstimmung" zwischen den kriegführenden Parteien. Sie gaben ihrer Hoffnung Ausdruck, „daß damit der erste Schritt getan wird zur Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens".

Aber kaum ist dieses Telegramm in den Hauptstädten eingetroffen, da ertönt aus London bereits ein greller Mißton. An demselben Abend des 6. November, da in London das Telegramm aus dem Haag bereits eingegangen ist, hält der englische Außenminister Lord Halifax eine Rundfunkrede, wie sie anmaßender und herausfordernder nicht gedacht werden kann. Er beschimpft das Deutsche Reich mit den klobigsten Ausdrücken. Er spricht von der „brutalen Gewalt", dem „Wortbruch", der „Bedrückung", der „Verfolgung", die in Deutschland herrsche. Er wirft den „ruchlosen Führern" in Deutschland vor, daß „sie Ideen und Personen in grausamer Weise verfolgten". England dagegen, so erklärt er, sei der „Schiedsrichter unter den Nationen", der gegen die „Verletzung der Heiligkeit der Verträge" kämpfe. Und schließlich ruft er die Vorsehung als Zeugen dafür an, daß „England die Macht

habe, auch die Torheit zu beweisen, mit der die deutsche Regierung ihrer eigenen Vernichtung entgegengeht".

Es kann keine andere Deutung für diese Anpöbelung geben, als daß Lord Halifax damit diesen Vermittlungsversuch von neutraler Seite von vornherein hat torpedieren wollen.

Die offiziellen Antworten der englischen und französischen Regierung erfolgten wenige Tage später, am 12. November. Sie bestätigten nur, was die giftige Rede von Halifax schon erwarten ließ. Die englische Antwort bezieht sich auf die Rede Chamberlains vom 12. Oktober und wiederholt das Argument, man sei bereit, den deutschen Vorschlägen die „aufmerksamste Prüfung zu widmen", allerdings müßten dafür „Garantien" gegeben werden. Man tut also, als ob Deutschland bisher gar keine Vorschläge gemacht habe, und als ob die deutsche Regierung überhaupt nicht verhandlungsfähig sei. Frankreich macht es sich bequemer. Es erklärt sich für nicht zuständig und beruft sich darauf, es komme ihm nicht zu, sich für oder gegen diesen Frieden auszusprechen. Das hindert indessen den Präsidenten der Republik Lebrun nicht, gleichzeitig neben der Wiederherstellung Polens und der Tschecho-Slowakei auch die „Wiederherstellung Österreichs" als Voraussetzung für einen Friedensschluß zu fordern. Eine Groteske, nachdem Frankreich sich in aller Form schon im Dezember 1938 mit dem „Anschluß" abgefunden und auch England diese „Forderung" bereits als uneinbringlich abgeschrieben hatte! Das war also, wenn auch in etwas höflicherer Form, dieselbe Absage wie in der Rede von Halifax.

Immer von neuem bestätigt sich, daß Frankreich und England nicht das geringste Interesse an einer Beilegung des Kriegszustandes äußern. Sie heucheln noch nicht einmal. Das Problem Polen ist für sie längst nicht mehr das Ziel ihrer Kriegführung, wenn dies überhaupt je der Fall gewesen war. Polen war, das stellt sich jetzt unwiderruflich heraus, zwar die

„direkte Gelegenheit, aber nicht die fundamentale Ursache" zum Kriege mit Deutschland gewesen, wie Chamberlain es in einer Rede am 2. Oktober im Unterhaus auch ganz ungeniert ausgesprochen hat. Es ging den beiden Westmächten um viel mehr. Die deutsche Antwort hatte danach nur noch formale Bedeutung. Sie erfolgte am 15. November und lautete dahin, daß „nach der brüsken Ablehnung des Friedensschrittes des belgischen Königs und der Königin der Niederlande durch die englische und französische Regierung auch die deutsche Reichsregierung diese Vorschläge damit als erledigt ansehe".

Politischer Krieg

Um dieselbe Zeit regen sich auch gewisse Kräfte außerhalb des Kreises der kriegführenden Parteien, die — obwohl neutral — offen mit den Westmächten sympathisieren und versuchen, diesen zu Hilfe zu kommen, wenn auch nicht mit rein militärischen Mitteln.

Besonders klar zeigen sich diese Bestrebungen in den Vereinigten Staaten. Während dort die Politik der Neutralität in den Jahren vorher immer mehr Anhänger gewonnen hatte, setzt jetzt eine starke Propaganda dafür ein, England wirtschaftlich zu unterstützen. Präsident Roosevelt ist der Träger dieser Strömung. Schon seine sonderbare Anfrage an Deutschland und Italien im April 1939, ob sie bereit seien, die Sicherheit einer ganzen Reihe von Staaten in Europa und Kleinasien zu garantieren, hatte unmißverständlich verraten, für welche Partei sein Herz schlug. Allerdings war jetzt die rechtliche Lage für ihn ziemlich heikel. Die Vereinigten Staaten waren durch das Neutralitätsgesetz vom 11. August 1935 festgelegt. Es trug seine eigene Unterschrift. Das Gesetz enthielt das sogenannte „Waffen-Embargo" — d. h. es untersagte die Ausfuhr von Kriegsgerät jeder Art an kriegführende Staaten. Es war zwar im Jahre 1937 durch die sogenannte „Cash-and-Carry"-Klausel abgeschwächt worden. Denn auf Grund dieser Klausel war die Ausfuhr von Munition und Rohstoffen erlaubt, wenn der Bezieher diese auf eigenen Fahrzeugen abholte und in bar bezahlte. Aber diese

Klausel war am 1. Mai 1939, nach zweijähriger Gültigkeit abgelaufen, so daß das „Waffen-Embargo" jetzt wieder voll in Kraft war.

Als der Krieg ausbrach, war darum der Präsident automatisch genötigt, die Bestimmungen dieses Neutralitätsgesetzes in Kraft zu setzen und die Ausfuhrsperre für Waffen, Munition und sonstiges Kriegsgerät zu verhängen. Dies geschah am 6. September. Ihm und allen amerikanischen Interessenten waren damit die Hände für irgendwelche, auch versteckte Hilfeleistungen an England und Frankreich gebunden. So kam es dazu, daß Präsident Roosevelt den amerikanischen Kongreß am 21. September zu einer Sondersitzung in Washington zusammenrief und ihm eine Botschaft vorlegte. Diese enthielt die Aufforderung, das bestehende Neutralitätsgesetz abzuändern, da es angeblich „die bisherige Außenpolitik der Vereinigten Staaten derart ändere, daß die friedlichen Beziehungen der Vereinigten Staaten zu anderen Ländern dadurch beeinträchtigt" würden.

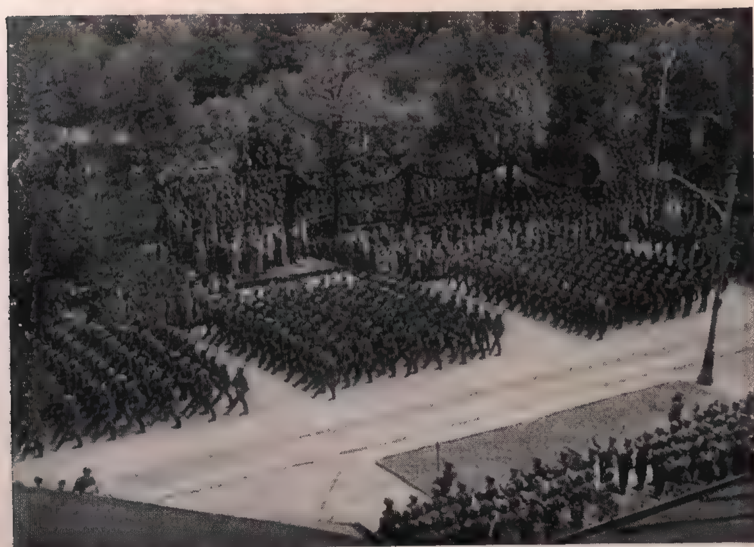
Präsident Roosevelt war damit, daran war nicht zu drehen und zu deuteln, aus der Haltung strikter Neutralität herausgetreten, auch wenn er es vermied, den Westmächten direkte Kriegshilfe zu leisten. Denn dazu konnte er sich auf der andern Seite auch nicht entschließen. Angesichts der Gefahr, selbst in den Krieg verwickelt zu werden, wurde die amerikanische Öffentlichkeit in zwei Lager gespalten: das Lager der Isolationisten und das der Interventionisten, wie die beiden knappen Schlagworte lauten. Für die Isolierung treten vor allem der berühmte Ozeanflieger Lindbergh und die Senatoren Borah und Nye ein. Sie vertreten überzeugend den Standpunkt, daß gerade das Abgehen von der strikten Neutralität die Vereinigten Staaten unweigerlich in den Krieg „hineintreiben" müsse. Der parlamentarische Führer der Interventionisten ist der Senator Pittman. In diesem Lager steht auch das Gros

der großen Zeitungen. Aber es stellt sich bald heraus, daß die Gefolgschaft der Interventionisten jene der Isolationisten übersteigt — hauptsächlich die Frucht der Stimmungsmache der jüdisch geleiteten Presse und Rundfunksender.

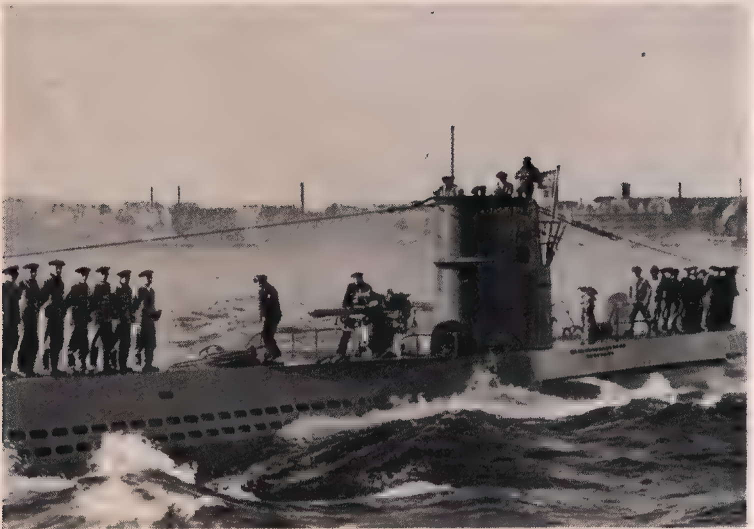
Nun entbrennt ein erbitterter Kampf in den beiden Häusern des Kongresses, im Senat und im Repräsentantenhaus, der sich bis Ende Oktober hinzieht. Dann fällt die Entscheidung. Die Interventionisten, also die Anhänger der Unterstützung Englands und Frankreichs, haben — unter parlamentarischer Führung des Senators Pittman — die Oberhand behalten. Am 27. Oktober nimmt der Senat das neue Gesetz an; der entscheidende Antrag auf Aufhebung des Waffen-Embargos findet eine Mehrheit von 55 gegen 24 Stimmen. Am 2. November folgt das Repräsentantenhaus; hier findet die Aufhebung des Waffen-Embargos eine Mehrheit von 244 gegen 179 Stimmen. Und am 4. November wird das fertige Gesetz durch den Präsidenten unterzeichnet. Zwar wird die „Cash-and-Carry"-Klausel wieder in Kraft gesetzt. Auch dürfen amerikanische Bürger nicht mehr auf Schiffen von Kriegführenden reisen, ja der Präsident bestimmt eine Kriegszone, die sich in einem riesigen Halbkreis rings um Europa von einem Punkt südlich Bergens bis zur französisch-spanischen Grenze an der Biscaya hinzieht und die britischen Inseln in großem Bogen einschließt. Innerhalb dieser Zone ist amerikanischen Schiffen jeder Verkehr verboten. Roosevelt isoliert also von vornherein ein Gefahrengebiet, das im Weltkrieg zu einer Quelle fortwährender Konflikte geworden war. Das Entscheidende aber ist und bleibt, daß die Ausfuhr von Kriegsmaterial einschließlich Waffen und Flugzeugen nunmehr wieder erlaubt ist, wenn auch in der Form des „cash and carry", und daß diese Erlaubnis praktisch nur den beiden Westmächten zugute kommt. Amerika wird damit zum Waffen- und Munitionsmagazin für England und Frankreich. Es



Kapitulation Warschaus



Die Siegesparade in Warschau



Die Sieger von Scapa Flow kehren heim



Günther Prien mit seiner Besatzung

ist — unter dem Mantel der Neutralität — Kriegslieferant der westlichen „Demokratien" geworden.

Italien ist bei Kriegsausbruch nicht militärisch an die Seite Deutschlands getreten. Es hat nicht an Frankreich und England den Krieg erklärt. Schon frohlocken die Westmächte in ihrer Presse über einen Bruch der Achse Rom—Berlin, aber zu früh. Denn sehr rasch stellt sich heraus, daß trotzdem ein gemeinsamer politischer Operationsplan zwischen den Achsenmächten vorliegen muß. Italien bezeichnet sich ausdrücklich als „nichtkriegführend". Ein neuer Begriff im Wörterbuch des Kriegsvölkerrechts! Es will damit sagen, daß es, obwohl außerhalb des militärischen Kampfes stehend, nicht „neutral" ist, daß es vielmehr mit einer der beiden Parteien sympathisiert und sich vorbehält, zu gegebener Zeit in das Stadium der Kriegführung überzutreten. In jedem Fall eine Politik, die vor der ähnlich gerichteten amerikanischen das Zeugnis der Ehrlichkeit verdient! Aber auch vom Standpunkt Deutschlands aus ist diese Entscheidung Italiens vorläufig die günstigere Lösung.

Man hat den klaren Eindruck, die Achsenmächte wissen genau, was sie wollen.

Frankreich und England dagegen entbehren in ihrer staatlichen Führung einer festen Hand. Das wird vom ersten Tag an spürbar. Obwohl die englische Regierung bei Kriegsausbruch durch die Aufnahme Churchills, Edens und anderer Kriegstreiber auf eine breitere Basis gestellt ist, verstummt nicht die Kritik an ihrer Zusammensetzung. Die sogenannte Arbeiterpartei und die Liberalen sind nicht in ihr vertreten. Auch die Einsetzung eines „Kriegskabinettes" durch Chamberlain, das aus neun Ministern besteht, hilft nicht weiter. Ebensowenig die Gründung eines „Informationsministeriums" — eine unbestreitbare Nachahmung des deutschen Beispiels, ohne daß man sich aber getraut, auch den verpönten Namen „Pro-

pagandaministerium“ zu übernehmen! Dieses „Informationsministerium“ unter dem 60jährigen Rechtsanwalt Mac Millan ist das Sorgenkind des Premierministers und die Hauptzielscheibe der mißvergnügten Opposition. Chamberlain muß immer wieder an seinem Ministerium herumdoktern. Man wurstelt weiter und experimentiert, das ist der politischen Weisheit letzter Schluß unter der Regierung Chamberlain.

In Frankreich ist es nicht besser. Auch Daladier sieht sich genötigt, seine innenpolitische Front zu verbreitern. Am 14. September nimmt er eine Umbesetzung in seinem Kabinett vor. Aber, was ihm vorschwebt, bleibt nur ein Wunschtraum. Weder die Sozialisten noch die Rechte vermag er einzubeziehen. Vielmehr ist — umgekehrt — auch der letzte Sozialist bei dieser Gelegenheit abgesprungen. Jetzt sind die Radikalsozialisten mit ihrem Chef ganz unter sich. Das Kabinett der „Nationalen Union“, überall als das Gebot der Stunde gefordert, ist wieder einmal gescheitert. Die innerpolitischen Gegensätze sind fast versteinert. Die Rechte traut der Linken nicht, und die Linke nicht der Rechten. Am Tage, nachdem die neue Regierung Daladier sich vorgestellt hat, schlägt der Sozialistenchef Léon Blum in seiner Zeitung „Le Populaire“ sofort Alarm gegen die „Diktatur Daladier“. Er kann zwar nicht bestreiten, daß die Staatsleitung einer „Zentralisierung der Macht“ bedarf, aber allein schon der entfernte Anschein einer „Diktatur“ ist für ihn ein Greuel. So heillos verfahren sind die innerpolitischen Zustände in der französischen „Demokratie“.

Frankreich gerät dafür immer tiefer in die Abhängigkeit von England. Der einzige Kritiker des einseitigen England-Kurses in der Regierung, nämlich der bisherige Außenminister Georges Bonnet, wird auf den Posten des Justizministers abgeschoben. Für ihn übernimmt Daladier selbst das Außenministerium. Er vereint jetzt in seiner Hand Ministerpräsi-

dium, Kriegsministerium und Außenministerium. Wenn er ein Kerl ist, dann hat er die nötigen Machtvollkommenheiten jetzt in seiner Hand, um wirklich zu führen! Aber immer beunruhigender stellt sich für das Land heraus, Frankreich hat keine Männer mehr. Die „Demokratie" stirbt.

Da scheint es für einen Augenblick, als ob den beiden Westmächten ein diplomatischer Erfolg beschieden sei. Am 19. Oktober wird ein britisch-französisch-türkischer Beistandspakt unterzeichnet. In diesem Pakt verpflichten sich die britische und die französische Regierung über die englische Garantieerklärung vom 12. Mai 1939 hinaus der Türkei Beistand zu leisten, wenn es im Falle eines aktiven Angriffes durch eine europäische Macht oder durch eine Aktion einer europäischen Macht zu einem Kriege im Mittelmeergebiete kommen sollte, in den die Türkei verwickelt wird. Und umgekehrt verpflichtet sich die Türkei zu demselben Beistand, wenn die beiden andern Mächte unter den gleichen Bedingungen in Feindseligkeiten verwickelt werden sollten. Dieser Vertrag wird unmittelbar nach der Abreise des türkischen Außenministers aus Moskau verkündet, wo dieser drei Wochen lang vergeblich versucht hatte, eine neue vertragliche Regelung der türkisch-russischen Verhältnisse zustandezubringen. Die englische und die französische Propaganda feiern diesen Vertrag mit lauten Worten als großen diplomatischen Erfolg. Es ist nur zu verständlich, daß sie nach einer Kette von Mißerfolgen sich an jeden Strohhalm klammern!

Es schien auf den ersten Blick wirklich so, als ob nunmehr die englische Front im vorderen Orient fest zugenietet worden sei, nachdem Ägypten, Transjordanien und Irak ihre Beziehungen zu Deutschland bereits abgebrochen hatten! Aber bei näherer Prüfung des Vertragstextes sahen die Dinge doch etwas anders aus als in der bengalischen Beleuchtung dieser Reklame. Denn zu gleicher Zeit mit dem Pakt wurde als dessen

„integraler Bestandteil" ein Protokoll unterzeichnet, das der Türkei bescheinigte, daß die von ihr übernommenen Verpflichtungen sie nicht dazu zwingen könnten, „eine Aktion zu ergreifen, die den Eintritt in einen bewaffneten Konflikt mit der Sowjetunion zur Wirkung haben würde". Damit war der Fall der Öffnung der Meerengen zur Einfahrt englischer oder französischer Kriegsschiffe ins Schwarze Meer weitgehend aus dem Rahmen des Beistandpaktes herausgelöst. Denn nach der Meerengen-Konvention von Montreux vom Jahre 1936 besaß die Türkei in Kriegszeiten, wenn sie zu den kriegführenden Mächten gehörte oder „sich von einer Kriegsgefahr bedroht fühlte", das Recht, nach freiem Ermessen die Meerengen zu öffnen oder zu schließen. Die Türkei war also praktisch in diesem entscheidenden Punkt nach keiner Seite festgelegt. Sie konnte ihre Entscheidung, falls die Meerengenfrage wirklich akut werden sollte, von der jeweiligen Kräftelagerung abhängig machen.

Und die weitere Entwicklung hat erwiesen, daß dieser Vertrag für die Westmächte, trotz allem, nur ein diplomatisches Papier gewesen ist.

Der Krieg geht weiter

In Europa selbst bleibt der Krieg, im großen und ganzen, in dieser Zeit auf den gleichen Platz gebannt. Der geographische Rahmen liegt anscheinend fest. Trotzdem, immer noch ist der Schritt vom polnischen zum europäischen Krieg nicht vollzogen.

An der deutschen Westgrenze stehen sich die Gegner auch jetzt mehr oder weniger abwartend gegenüber. Nur langsam und zögernd treffen die Engländer an der vordersten Front ein. Mitte Oktober haben die Franzosen auf Grund deutscher energischer Angriffe auch den schmalen Gebietsstreifen vor dem Westwall, der von der deutschen Heeresleitung zu Kriegsbeginn planmäßig geräumt worden war, wieder aufgeben müssen. Es war ein schmaler Zipfel von drei bis fünf Kilometer Tiefe im Vorfeld von Saarbrücken. Von da an beschränkte sich der „Krieg" an dieser Front auf Erkundungs- und Spähtruppunternehmen und gelegentliche Artillerieüberfälle. Man hockt in den Bunkern auf beiden Seiten. Dabei aber zeigte sich die umwälzende und segensreiche Wirkung des vom Führer im Sommer 1938 als notwendig erkannten und in unerhört rascher, gigantischer Arbeitsleistung ausgebauten „Westwalls". Franzosen und Engländer waren durch diese unsichtbare Mauer aus Stahl und Beton genötigt, entweder selbst eine ungeheuer blutige Offensive zu riskieren, ohne ihren Erfolg auch nur im geringsten voraussagen zu können, oder in ihrer „Maginotlinie" abzuwarten, was die

deutsche Wehrmacht im Schilde führte, nachdem sie sich den Rücken im Osten freigemacht hatte. Auf die Dauer für die Westmächte eine Situation von demoralisierender Wirkung — und tatsächlich ist die innere Widerstandskraft der Franzosen schon in diesen Monaten untätigen Wartens in der Maginotlinie weitgehend unterhöhlt worden, wie die kommenden Ereignisse beweisen.

Dagegen nimmt der Krieg zur See ziemlich lebhafte, zum Teil heftige Formen an. Das Schwergewicht der militärischen Auseinandersetzung verlagert sich seit Abschluß des polnischen Feldzugs fast ganz auf die See. Denn auf diesem Feld ist England in seinem Element. Von da aus versucht es Deutschland zu treffen. Wieder ist es, wie im Weltkrieg, die Waffe der Blockade und des Wirtschaftskrieges, auf die England sich stützt und — verläßt. Und wieder betreibt England diesen Krieg mit derselben Skrupellosigkeit — ohne jede Rücksicht auf das Völkerrecht.

England macht es sich diesmal sogar noch bequemer als im Weltkrieg. Denn während es damals wenigstens noch die Blockade über die Nordsee verhängt hatte, verzichtet es diesmal auf diese Umstände. Vielleicht aus dem Grunde, weil eine „effektive Blockade" von vornherein undurchführbar war. Sie allein wäre völkerrechtlich zulässig gewesen. In diesem Fall aber hätte England alle deutschen Flußmündungen in der Nordsee unmittelbar durch einen Kordon von Schiffen und Minen hermetisch absperren müssen. Diesen hohen Einsatz aber wagte England nicht zu riskieren. Dafür schlug es einen andern Weg ein, zwar einen Umweg, der aber praktisch zu demselben Ergebnis wie die Blockade führen sollte und konnte. Es war der Weg über die sogenannte Konterbandenliste. Auch dieser Weg war völkerrechtlich zulässig nach der Londoner Seerechtsdeklaration von 1909. Nur hatte dieses Verfahren den Haken, daß nach der Londoner Deklaration

von 1909 eine Reihe von Waren, vor allem Lebensmittel, auf eine Freiliste gesetzt waren, also in keinem Fall als Bannware (Konterbande) behandelt werden durften. England hat sich über diese Hürde flott und bedenkenlos hinweggesetzt. Jetzt machte es sich bezahlt, daß England seinerzeit die in seiner Hauptstadt London ausgearbeitete Deklaration nicht ratifiziert hatte. Der Historiker der englischen Neuzeit G. M. Trevelyan hat dies in seinem Werk „Der Aufstieg des Britischen Weltreichs" (1938) mit allem Freimut als einen glücklichen Coup der damaligen englischen Außenpolitik verbucht. Damals hatte das englische Oberhaus die Zustimmung mit der Begründung verweigert, die Bestimmungen würden England im Kriegsfalle zu sehr im Gebrauch seiner Seemacht gegen feindliche Handelsschiffe hindern. Und Trevelyan schließt seinen historischen Bericht mit dem ehrlichen Seufzer der Erleichterung: „Die Lords erwiesen Britannien diesmal einen großen Dienst: dank ihrer Ablehnung war das Reich nicht durch die Bestimmungen gebunden, als der Weltkrieg kam." England war also nicht juristisch, wohl aber moralisch gebunden. Denn die Londoner Deklaration enthielt die Regeln der zivilisierten Seekriegführung. Aber England ist von jeher noch weniger über moralische als über juristische Zwirnsfäden gestolpert, wenn es aufs Ganze ging.

England hat infolgedessen kurz entschlossen schon am 4. September eine Banngutliste herausgegeben, in der als unbedingte Konterbande Waffen, Munition, Sprengstoffe, Brennstoffe aller Art, Nachrichtenmittel und Geldmünzen und als bedingte Konterbande alle Arten von Lebensmitteln, Futtermitteln und Kleidern bezeichnet wurden. Damit waren Lebensmittel und Futtermittel bereits auf die Liste der Konterbande, wenn auch der bedingten Konterbande, geraten. Nach dem geltenden Schema des Völkerrechts mußte in diesem Falle der Nachweis geführt werden, daß diese Waren für die feind-

liche Wehrmacht oder feindliche Behörden bestimmt waren, aber auch nur dann, wenn sie unmittelbar nach einem feindlichen Hafen gingen, während die unbedingte Bannware uneingeschränkt der Beschlagnahme verfiel. In der praktischen Ausführung aber hat England sich auch über diese formelle Scheidewand hinweggesetzt. Denn während dem geltenden Recht nach die Beweislast darüber, ob das betreffende bedingte Banngut der feindlichen Kriegführung diene, dem Beschlagnahmenden, also in diesem Fall dem englischen Prisengericht, zufiel, kehrte England in der Praxis diese Regel um und schob dem Lieferanten, also praktisch dem neutralen Schiffseigentümer, die Beweislast zu. Da dies aber für die neutrale Schiffahrt und Handelsfirmen im Effekt die völlige Offenlegung ihrer Handelsbeziehungen bedeutet hätte, führte das englische Verfahren im Endergebnis zur Behandlung auch der Lebensmittel, Futtermittel und Kleider als unbeschränktes Banngut. Damit war das gleiche Ziel wie mit einer Verhängung der Blockade erreicht: die Hungerblockade gegen das deutsche Volk, auch gegen Frauen und Kinder. Das geschah, obwohl Deutschland selbst schon am 28. August eine Banngutliste veröffentlicht hatte, die lediglich die unbedingte Bannnutware umfaßte. Es war darum nur ein Akt völkerrechtlicher Vergeltung, als Deutschland am 12. September seine Prisenordnung vom 28. August dahin änderte, daß es ebenfalls den Begriff der Konterbande erweiterte.

Aber England ist, eisern konsequent wie immer, sobald es sich sein Ziel gesteckt hat, auch in diesem Falle nicht auf halbem Wege stehengeblieben. Es hat zunächst sich einer lästigen völkerrechtlichen Fessel dadurch entledigt, daß es am 7. September in einer Note an den Generalsekretär des Völkerbundes seine Unterschrift unter die Fakultativklausel des Statuts des Ständigen Internationalen Gerichtshofes zurückzog. Das bedeutete, daß England sich weigerte, etwaige Streitfragen mit

Neutralen über seine Kriegführung vor den Haager Gerichtshof bringen zu lassen. Ein wohlbedachter Schritt! Denn gegen die Neutralen richtete sich auch weiterhin ein gut Teil der Stoßkraft des englischen Aushungerungskrieges wider das deutsche Volk. Die schwache Stelle, ja die Lücke in dem Blockadering gegen Deutschland waren immer noch die neutralen Mächte, deren Bezug von Lebensmitteln und Rohstoffen zum eigenen Bedarf England kaum unterbinden konnte. Außerdem war die Zahl der Neutralen — im Unterschied zum Weltkrieg — diesmal größer. Zu den „Neutralen" von 1914 hatten sich diesmal unter anderen noch Rußland und Italien gesellt. Der Ring der Blockade war, wie Hermann Göring es in seiner Rede vom 9. September ausgedrückt hatte, „verdammt dünn". England richtete infolgedessen Mitte September an eine Reihe von neutralen Staaten, vor allem an Holland, Belgien und die skandinavischen Staaten, eine Note, in der es verlangte, daß keine neutrale Nation damit fortfahren dürfe, den kriegführenden Ländern Kohle, Petroleum, Metalle, Nitrate oder andere Rohstoffe zur Fortführung des Krieges zu liefern. Das war ein glatter Übergriff. Denn der interne Handelsverkehr zwischen den neutralen Ländern und dem kriegführenden Deutschland war ausschließlich Sache der betreffenden neutralen Macht und unterlag keiner Kontrolle durch einen Dritten. Den Neutralen war aber die Handhabe genommen, diesen Fall vor das Forum im Haag zu bringen. England war also wieder mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Piraterie gelangt, das es von jeher besonders bevorzugt und auch am besten auszunutzen verstanden hatte.

Deutschland war demgegenüber nicht untätig geblieben, es war auf den aktiven Einsatz seiner beschränkten Marinestreitkräfte angewiesen und konnte sich nicht den Luxus der englischen „Fleet in being" leisten. Es konnte nicht, wie die Engländer, abwarten, bis der Würgegriff der Blockade dem

Gegner den Atem abschnürte. So hat es — im Unterschied zum Weltkrieg — selbst die Initiative ergriffen, sowohl durch Einsatz der U-Boote und Kriegsschiffe als auch der Luftwaffe. Dieses frische Zupacken hat ihm eine Reihe glänzender Erfolge, im Verhältnis zu den verfügbaren Streitkräften, eingebracht. Sowohl im Handelskrieg, wie im Kampf der Kriegsschiffe untereinander.

Schon am 17. September fiel der englische Flugzeugträger „Courageous", der nicht weniger als 52 Flugzeuge faßte, mit nahezu seiner gesamten Besatzung dem Torpedoschuß eines deutschen U-Bootes unter dem Kommando von Kapitänleutnant Schuhart zum Opfer. Am 9. Oktober stießen deutsche Fliegerstaffeln bis zu den Shetland-Inseln vor, wo sie einen Verband schwerster englischer Seestreitkräfte aufspürten und eine größere Anzahl von Bombentreffern auf schweren englischen Kreuzern anbrachten. Es war der erste Großangriff aus der Luft auf englische Kriegsschiffe. Am 13. Oktober aber gelang ein Schlag, der alles Bisherige in den Schatten stellte und ganz England wie ein Alarmschuß aufschreckte. An diesem Tage gelang es nämlich einem deutschen U-Boot, das von Kapitänleutnant P r i e n geführt wurde, in den Hauptankerplatz der englischen Kriegsflotte im Hafen von Scapa Flow einzudringen und dort im Schutze der Nacht beim Schein eines Nordlichts das Schlachtschiff „Royal Oak" zu versenken und ein weiteres, „Repulse", zu torpedieren. Es war damit etwas gelungen, was bis dahin für absolut unmöglich gegolten hatte. Denn der Hafen von Scapa Flow im höchsten Norden der englischen Inselgruppe war das Muster eines natürlich geschützten Hafens. Er war von der Natur gleich einer Mausefalle gebaut und besaß nur einen schmalen Zugang. Trotzdem war es dem deutschen U-Boot-Kommandanten geglückt, sich durch die Minen- und Netzsperren sowohl bei der Einfahrt wie bei der Ausfahrt hindurchzuwinden. Der Name des

erfolgreichen U-Boot-Kommandanten Prien lief mit Blitzesschnelle durch die Welt und wurde bei Freund und Feind zum Symbol für die Schlagkraft der deutschen Kriegsmarine. Wenige Tage später stieß auch die deutsche Luftwaffe zu den Häfen der englischen Kriegsflotte vor. Am 16. Oktober überfiel sie wie der Habicht aus der Luft die englischen Kriegsschiffe im Firth of Forth. Zwei britische Kreuzer wurden von schweren Bomben getroffen. Und am nächsten Tage wurde auch Scapa Flow aufgesucht, wo insbesondere ein englisches Schlachtschiff ernste Treffer erhielt. Es zeigte sich, daß auch der Koloß der englischen Schlachtflotte keineswegs unverwundbar war, und daß umgekehrt die deutsche Kriegführung zur See von demselben Angriffsgeist und demselben Tatendrang beseelt war, wie ihn die deutsche Kriegführung zu Lande bewiesen hatte.

England baute unterdessen seine Kriegführung zur See mit rücksichtsloser Energie weiter aus. Auf dem Festland dagegen nahm es sich bei der Unterstützung seines französischen Bundesgenossen um so mehr Zeit. Der nächste Schritt war die Bewaffnung seiner Handelsflotte, also ein Vorgehen, das dem geltenden Völkerrecht ins Gesicht schlug, aber schon im Weltkrieg von ihm in größtem Stil geübt worden war. Schon am 26. September kündigte der Chef der Admiralität Winston Churchill im Unterhause an, daß die Handelsschiffe bewaffnet würden, „um den Angriffen der U-Boote wirksam entgegentreten zu können". Diese Begründung war, wie fast jedes Wort im Munde Churchills, eine grobe Entstellung. Denn die deutschen U-Boote führten ihren Handelskrieg völlig korrekt, indem sie nur nach vorheriger Warnung, Durchsuchung und sicherer Unterbringung der Insassen zur Torpedierung schritten. Churchill kam es vielmehr nur auf seinen Zweck an: die Bewaffnung der Handelsschiffe. Für diesen suchte er krampfhaft nach einem Vorwand. Hierzu mußten die „Angriffe" der U-Boote her-

halten. Am 1. Oktober wurde auch bereits eine Warnung der britischen Admiralität verbreitet, mit folgendem Wortlaut: „Die britische Admiralität gibt bekannt, daß die deutschen U-Boote eine neue Taktik verfolgen. Die englischen Schiffe werden aufgefordert, jedes deutsche U-Boot zu rammen." Auch dies war eine echt englische Mitteilung. Denn ihr Sinn war unmißverständlich die Aufforderung an die Handelsschiffe zur Vornahme von Kampfhandlungen. Nur war diese Aufforderung so raffiniert mit Worten verschleiert, daß man im gegebenen Fall diese Deutung frech abstreiten und den Angriff der Handelsschiffe als „Notwehr" hinstellen konnte! Diese Aufforderung, „jedes deutsche U-Boot zu rammen", führte automatisch zur Bewaffnung der Handelsschiffe. Denn es war klar, daß die Handelsschiffe nur dann ernsthaft sich dem Experiment, ein U-Boot zu rammen, aussetzen konnten, wenn sie selbst bewaffnet waren. So ist innerhalb weniger Wochen ein großer Teil der englischen Handelsflotte bewaffnet worden. Schon am 14. November konnte die deutsche Presse die Bewaffnung von 30 englischen und 5 französischen Passagierdampfern und schon fünf Tage später eine zweite Liste von 30 weiteren englischen und 3 französischen bewaffneten Passagierschiffen melden. Und Winston Churchill konnte Anfang Dezember in einer Unterhausrede sich damit brüsten, daß 1000 englische Handelsschiffe bereits bewaffnet seien, und daß diese Zahl bald auf 2000 steigen werde.

Aber noch war der Gipfel der Völkerrechtsbrüche in der englischen Seekriegführung nicht erreicht. Dies geschah erst in der berüchtigten englischen „Order in Council" vom 27. November 1939, die sofort allen auf See befindlichen englischen Schiffen auf funkentelegraphischem Wege übermittelt und am nächsten Tage veröffentlicht wurde. Diese Verordnung enthielt die Bestimmung, daß „jedes Handelsschiff, das aus einem anderen als aus einem feindlichen Hafen nach dem

4. Dezember 1939 ausgefahren ist und Waren an Bord hat, welche feindlichen Ursprungs oder in feindlichem Eigentum sind, gezwungen werden kann, solche Waren in einem britischen oder alliierten Hafen zu löschen". Diese Waren könnten dann „beschlagnahmt oder unter Aufsicht des englischen Prisenhofes verkauft" werden. Die Verordnung richtete sich also gegen den deutschen Export über neutrale Länder, der mit ihrer Hilfe erdrosselt werden sollte und bezweckte eine „Exportblockade", also etwas, was es bis dahin überhaupt noch nicht gegeben hatte. Denn gesetzt den Fall, englische Kriegsschiffe beschlagnahmten auf diese Weise irgendwelche Ware, die von einem ausländischen Staat, z. B. Chile oder Japan in Deutschland gekauft und über ein neutrales Land durch ein neutrales Schiff dorthin befördert werden sollte, dann war diese Ware bereits in das Eigentum dieses Bestellerstaates übergegangen. Diese Form der Blockade hatte allein England bisher anzuwenden sich erdreistet. Es war nackte Piraterie — reine Seeräuberei wie zu Zeiten der Flibustier und eines Francis Drake! Treffend hat diese Gipfelleistung der englischen Piraterie die russische Protestnote vom 11. Dezember 1939 gekennzeichnet. In dieser Protestnote führt die Sowjetregierung folgendes aus: „Die neue Note des Wirtschaftskrieges, die durch die Verordnung vom 28. November d. J. eingeführt wurde, kennt keinen Präzedenzfall in der Geschichte der internationalen Beziehungen und stellt eine weitere Verletzung der Normen des Völkerrechtes dar, denen zufolge niemand den neutralen Ländern verbieten kann, für ihre Bedürfnisse von Territorien kriegführender Staaten die einen oder anderen Waren einzuführen, unabhängig von ihrer Herkunft."

Es ist kein Wunder, daß diese englische Verordnung allgemeinen Unwillen in der Welt erregt hat. Italien hatte schon vorbeugend am 25. November, bereits auf die ersten Gerüchte hin, vor dem Schritt gewarnt. Holland, Belgien, Spanien, die

Nordischen Staaten und der Iran legten formellen Protest ein. Japan verlangte Schadenersatz. Sogar die Vereinigten Staaten behielten sich in einer kritischen Note vom 5. Dezember alle Rechte für den Fall vor, daß der amerikanische Handel davon betroffen würde.

Zu welchen Schritten Großbritannien tatsächlich fähig ist, das zeigt erschreckend das Attentat auf den Führer anläßlich seiner alljährlichen Rede im Bürgerbräukeller in München am 8. November, das nur dadurch mißlingt, daß die benutzte Höllenmaschine eine halbe Stunde zu spät losgeht. Die Spuren dieses Verbrechens weisen einwandfrei auf Agenten des englischen „Secret Service", also nach London.

Zu gleicher Zeit setzte die deutsche Kriegsflotte ihre Offensivvorstöße in die Nordsee fort. Am 23. November kommt es zu einem Seegefecht jenseits der Nordsee im offenen Nordatlantik, in der Nähe von Island. Die beiden Schlachtschiffe „Scharnhorst" und „Gneisenau" erscheinen plötzlich hier im offenen Ozean und stellen den britischen Hilfskreuzer „Rawalpindi". Die „Rawalpindi" versucht, als sie der beiden deutschen Kriegsschiffe ansichtig wird, zu entkommen. Vergeblich! Schon die dritte Salve der deutschen Schiffe bringt alle Lichter auf dem Hilfskreuzer zum Verlöschen, die vierte fegt die Kommandobrücke und den Funkturm über Bord. Nach 30 bis 40 Minuten ist die „Rawalpindi" ein hilfloses Wrack und sinkt. 265 Mann, darunter 39 Offiziere, werden vom Meere mitverschlungen. Der Rest der Besatzung, insgesamt 26 Mann, wird von den deutschen Schiffen aufgefischt und gerettet. Die „Rawalpindi", die mit acht 15-cm-Geschützen armiert war, hatte keinen einzigen Treffer anbringen können. Die geretteten britischen Matrosen erzählen, daß sie von dem Angriff völlig überrumpelt worden waren, denn niemand habe erwartet, in dieser Gegend auf deutsche Streitkräfte zu stoßen.

Dagegen trifft die deutsche Kriegsmarine am 14. Dezember

ein harter Schlag. Das Panzerschiff „Admiral Graf Spee“, das, genau wie das Panzerschiff „Deutschland“, beinahe seit Kriegsbeginn unterwegs war und bereits über 50000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt, sich aber trotzdem den englischen Verfolgern immer wieder entzogen hatte, wird an der La-Plata-Mündung vor Montevideo von einem englischen Verband gestellt, der sich aus den drei englischen Kreuzern „Exeter“, „Achilles“ und „Ajax“ zusammensetzt. Der Kampf beginnt mit einem Duell zwischen der „Graf Spee“ und der „Exeter“. Nach drei Stunden ist die „Exeter“ kampfunfähig gemacht. Jetzt greifen „Ajax“ und „Achilles“ ein. Mittlerweile ist es Nacht geworden. Vom Festland aus kann man am Aufblitzen der Geschütze den Fortgang der Kanonade verfolgen. Am Morgen ist die „Graf Spee“ in den Hafen der Stadt Montevideo eingelaufen. Der Kommandant kommt bei der Regierung von Uruguay um die Erlaubnis ein, sein Schiff im Hafen auszubessern. 36 Mann seiner Besatzung sind während des Kampfes gefallen. Die uruguayische Regierung aber gewährt — unter dem Drucke Englands — nur eine Frist von 48 Stunden. Nach Ablauf dieser Frist muß das deutsche Kriegsschiff wieder auslaufen, während draußen die beiden englischen Kreuzer „Ajax“ und „Achilles“ bereits auf der Lauer liegen, und das Gerücht umgeht, das stärkste und modernste französische Schlachtschiff „Dunkerque“ sei bereits im Andampfen. Unter diesen Umständen nimmt der Kapitän des Schiffes Hans Langsdorff, der während des Gefechtes unerschrocken vom Kommandoturm aus den Kampf geleitet und dabei am Kopf und an der Schulter verwundet worden war, auf Befehl des Führers die Versenkung des beschädigten und nicht mehr voll kampffähigen Schiffes vor. Sie erfolgt am 18. Dezember vor dem Hafen, außerhalb der uruguayischen Hoheitsgewässer. Und am 20. Dezember folgt der Kapitän, wenn dieser Vergleich erlaubt ist,

seinem Schiff in den Tod nach. Er wollte den Untergang seines Schiffes nicht überleben. Nachdem er seine ihm anvertraute Besatzung in Sicherheit gebracht hat, setzt er seinem Leben selbst ein Ende. Auch die „Exeter“ hat diesen schweren Kampf nicht überlebt. Mit Mühe und Not hat sie sich noch nach Bahia-Blanca, einige hundert Kilometer weiter, an die argentinische Küste schleppen können. Von da an ist ihre Spur verlorengegangen. Nach einer Meldung der „New York Times“ mußte sie an der Ostküste der Falkland-Inseln auf Strand gesetzt werden, so übel hatte sie die Artillerie der „Graf Spee“ zugerichtet.

An dem gleichen 18. Dezember aber, als die „Graf Spee“ geopfert wird, ist der deutschen Luftabwehr in der Deutschen Bucht ein sensationeller Erfolg beschieden. Am Nachmittag dieses Tages hatten die Engländer einen großangelegten Einflug mit 44 modernsten Flugzeugen unternommen, wurden aber nördlich Helgoland von deutschen Jägern des Jagdgeschwaders des Oberstleutnants Schumacher gestellt. Nach erbitterten Luftkämpfen über der inneren Deutschen Bucht wurden nicht weniger als 34 englische Jagdflugzeuge vom Typ Vickers-Wellington abgeschossen. Sieger waren die neuen deutschen Messerschmitt-Maschinen vom Typ 109 und 110 geblieben. Der Name „Messerschmitt“ war von da an ein europäischer Begriff — ein Symbol des deutschen Fliegerschneides und der deutschen Konstruktionstechnik.

Der Handelskrieg geht in diesem Zeitraum ununterbrochen weiter. Kriegs- und Luftflotte gemeinsam schlagen bereits kräftige Lücken in den Schiffsraum der englischen und französischen Handelsmarine. Am 20. Dezember ist eine Versenkungsziffer von 1 Million Tonnen erreicht. Dieser „Handelskrieg“ ist in diesem Zeitraum fast ausschließlich die Domäne der U-Boote unter Führung ihres Befehlshabers Konteradmiral Dönitz. Bei ihnen liegt in diesem Winter vorwie-

gend die Führung des aktiven Kampfes. Umgekehrt gelingt es in diesem Winter 84 deutschen Handelsschiffen mit fast 500 000 Tonnen Laderaum und entsprechender Fracht die englische Blockade zu durchbrechen und in die Heimat zu gelangen.

So erscheint der Kriegsschauplatz fest abgesteckt, als es plötzlich an einer Stelle zu einem neuen Schlachtfeld kommt, wo nur wenige es erwartet haben. Es ist der russisch-finnische Krieg, der am 30. November 1939 losbricht.

Der Auseinanderfall des polnischen Staates hatte zur Folge gehabt, daß die Sowjets auch ihre Beziehungen zu den sogenannten Randstaaten (Estland, Lettland und Litauen) auf eine neue Grundlage stellten. Mit den beiden letzten Staaten hatten sie „Beistandspakte" abgeschlossen (mit Estland am 28. September, mit Lettland am 5. Oktober und mit Litauen am 10. Oktober), in denen ihnen besondere militärische Stützpunkte auf dem Boden dieser Länder eingeräumt worden waren. In der gleichen Linie waren auch Verhandlungen mit Finnland aufgenommen worden. Auch die finnische Regierung war aufgefordert worden, Bevollmächtigte nach Moskau zu entsenden. Führer der finnischen Delegation war der Staatsrat Paasikivi, dem als wichtigster Delegierter der Finanzminister Tanner beigegeben war. Diese Verhandlungen hatten Mitte September begonnen und sich, mit mancherlei Unterbrechungen, den ganzen Oktober hingeschleppt, ohne daß es zu einer Einigung zwischen beiden Parteien gekommen war. Wie sich aus der Rede des russischen Volkskommissars Molotow vor dem Obersten Sowjet am 31. Oktober ergibt, hatten die Verhandlungen verschiedene Stadien durchlaufen. Ursprünglich hatte die Sowjetregierung Finnland den Abschluß eines „Beistandspaktes" auf einer ähnlichen Grundlage wie mit den baltischen Staaten nahegelegt. Die finnischen Unterhändler aber hatten die Ansicht vertreten, daß dies mit dem Grundsatz der absoluten Neutralität nicht vereinbar sei. Daraufhin

hatte die Sowjetregierung ihre Vorschläge auf die Übergabe einiger Inseln des Finnischen Meerbusens und auf den Wunsch konzentriert, die Landgrenze nördlich von Leningrad nach Norden vorzuverlegen. Im Austausch dafür wollte sie Finnland einen zweimal so großen, aber wertlosen Distrikt im Gebiet Sowjet-Kareliens anbieten. Außerdem wünschte die Sowjetregierung ein wichtiges Stück finnischen Gebietes an der Ausfahrt aus dem Finnischen Meerbusen als Marinebasis. Es war damit der finnische Hafen Hangö gegenüber dem Hafen Baltisch-Port an der estnischen Küste gemeint. Diese letzte Forderung, die den Herrschaftsanspruch der Sowjets deutlich enthüllte, scheint die meisten Schwierigkeiten gemacht zu haben. Bereits Ende Oktober hatten sich die Verhandlungen ziemlich zugespitzt. Molotow erklärte in dieser Rede in drohendem Ton: „Wir können nicht annehmen, daß Finnland sich weigern wird, unsere Vorschläge anzunehmen." Und er versicherte weiter, er befürchte, daß eine Ablehnung der sowjetrussischen Pläne für Finnland „mit ernsthaften Nachteilen" verbunden sein könne, und hoffe nur, daß die finnischen regierenden Kreise sich nicht durch gewisse „äußere Einflüsse" gegen die Sowjetunion aufstacheln lassen würden. Im Laufe des November aber stellte sich heraus, daß die Standpunkte beider Parteien unüberbrückbar waren. Ende November kommt es zu Grenzzwischenfällen und daraufhin zu einem scharfen Notenwechsel zwischen der bolschewistischen und der finnischen Regierung, in dem Rußland von Finnland zunächst die Rückverlegung der finnischen Truppen von der karelischen Nase um etwa 30 Kilometer fordert. Dieser Notenwechsel endet mit dem Abbruch der gegenseitigen diplomatischen Beziehungen durch die sowjetrussische Regierung am Abend des 29. November. In der Nacht vom 29. auf den 30. November erteilt das Oberkommando der „Roten Armee" auf Grund von „Grenzzwischenfällen" den

Befehl, am 30. November um 8 Uhr morgens die Grenze zu überschreiten.

Damit ist ein neuer Kriegsschauplatz in Europa aufgetaucht. In Finnland bildet sich in der Frühe des 1. Dezember eine neue Regierung unter dem Staatsminister Ryti, mit Tanner als Außenminister. Der Krieg kommt nur langsam in Gang. Der Vorteil des Terrains liegt auf der Seite der Verteidiger. Das Kampfgebiet ist gerade auf der Karelischen Landenge Sumpf- und Seengelände mit schmalen Landzungen oder felsiges Geröll mit dichtem Wald bestanden — ein ideales Verteidigungsterrain. Außerdem zieht sich auf finnischer Seite längs der Grenze in einer Entfernung von 30 bis 40 Kilometern eine seit 1938 mit Eifer und Geschick ausgebaute Befestigungszone, die sogenannte „Mannerheim-Linie". Obendrein bricht der Winter ziemlich früh herein. Und die Finnen verteidigen sich mit höchster Energie und tiefster Erbitterung.

Zwar sind sie den Bolschewiken in der Ausrüstung unterlegen. Sie verfügen nicht über ausreichende Flugzeuge und Luftabwehr, sie sind ohne wirkliche schwere Artillerie und schließlich bar aller Menschenreserven. Denn Finnland verkörpert nur 3,8 Millionen Menschen gegenüber der Riesenmasse der 185 Millionen der Sowjetunion. Trotzdem rückt die russische Dampfwalze nur im Schneckentempo vorwärts. Den Finnen glücken sogar einige erhebliche Erfolge. Bei Suomosvali (südlich von Salla) wird Mitte Dezember und Anfang Januar je eine bolschewistische Division aufgerieben. Das gleiche Schicksal erleidet eine rote Division im Sumpf- und Waldgebiet des Ladoga-Sees im Dezember. Jeder Schritt der Bolschewiken nach Finnland hinein muß teuer erkauft werden, so heldenhaft ist die Verteidigung der Finnen unter ihrem genialen Feldmarschall Mannerheim.

Allerdings, so langsam auch die Fronten an der finnisch-russischen Grenze vorwärts kriechen und so wenig sensationell

die militärischen Vorgänge an dieser Front sind, so groß ist die politische Gefahr, die sich dort in dieser versteckten Ecke des europäischen Kontinents aufreckt. Es ergibt sich für die Westmächte die verlockende Perspektive, ganz Skandinavien aus ideeller Solidarität mit dem heroisch kämpfenden Finnland mobilzumachen und auf diese Weise den finnischen Kriegsschauplatz über ganz Skandinavien auszudehnen. Deutschland kommt dann, so kalkulieren die politischen Spekulanten in London und Paris, auch diplomatisch in eine schiefe Front. Es gerät, ob es will oder nicht, in einen Gegensatz zu den skandinavischen Staaten oder auf der anderen Seite in eine Spannung mit Rußland. Es ist die Ententepolitik der „Kriegsausweitung", die hier zum erstenmal erscheint und an dem russisch-finnischen Konflikt einen willkommenen Nagel zum Aufhängen zu finden glaubt.

Aber diese Überlegungen bleiben im wesentlichen doch nur theoretischer Natur. Der Wunsch der Alliierten zur Einmischung in den finnisch-russischen Krieg ist stark, aber es fehlt ihnen — wie so oft im Verlauf dieses Jahres — die Entschlußkraft zur sofortigen Einleitung einer militärischen Aktion.

So schließt das Jahr 1939 mit einer für Deutschland höchst günstigen Bilanz. Der Führer selbst, der das Weihnachtsfest in alter Frontkameradschaft bei seinen Soldaten in den Bunkern an der Westfront verbracht hat, zieht in seiner Neujahrsbotschaft an das deutsche Volk den Schlußstrich. Wir können das Ergebnis dieses Jahres nicht besser wiedergeben als mit den eigenen Worten des Führers:

„Das Jahr 1939 ist durch eine Reihe gewaltiger Vorgänge für die Geschichte unseres Volkes gekennzeichnet:

1. Zur Beruhigung Mitteleuropas und zur Sicherung des deutschen Lebensraumes erfolgte die Eingliederung der uralten deutschen Reichsgebiete Böhmen und Mähren

als Protektorat in den Rahmen des Großdeutschen Reiches. Deutsche und Tschechen werden wie in Jahrhunderten der Vergangenheit auch in der Zukunft wieder friedlich nebeneinander leben und miteinander arbeiten.

2. Das Memelland kehrte zum Reich zurück.
3. Durch die Vernichtung des bisherigen polnischen Staates erfolgte die Wiederherstellung alter deutscher Reichsgrenzen.

In diesen drei Fällen wurden lebensunfähige Konstruktionen des Versailler Vertrags beseitigt.

Das vierte Merkmal dieses Jahres ist der Nichtangriffs- und Konsultativpakt mit Sowjetrußland. Der Versuch der plutokratischen Staatsmänner des Westens, Deutschland und Rußland zum Nutzen aller Dritten wieder gegeneinander bluten zu lassen, wurde dadurch im Keim erstickt, die Einkreisung Deutschlands verhindert."

Aus dem bisherigen Verlauf der Kriegsereignisse zieht der Führer ein ebenso klares wie treffendes Fazit mit den Worten:

„Schon die erste Phase der Auseinandersetzung hat zweierlei gezeigt:

1. daß man selbst den deutschen Westwall nicht einmal anzugreifen wagt, und
2. daß überall da, wo sich deutsche Soldaten mit ihren Gegnern messen konnten, der Ruhm des deutschen Soldatentums sowohl als der Ruf unserer Waffen erneut gerechtfertigt wurden."

Und schließlich stellt der Führer auch das Ziel des Krieges klar und packend heraus:

„Wir haben daher ein klares Kriegsziel: Deutschland und darüber hinaus Europa müssen von der Vergewaltigung und dauernden Bedrohung befreit werden, die vom früheren und heutigen England ihren Ausgang nehmen.

Den Kriegshetzern und Kriegserklärern muß dieses Mal endgültig die Waffe aus den Händen geschlagen werden.

Wir kämpfen dabei nicht nur gegen das Unrecht von Versailles, sondern zur Verhinderung eines noch größeren Unrechts, das an seine Stelle treten soll. Und im positiven Sinn: wir kämpfen für den Aufbau eines neuen Europas, denn wir sind zum Unterschied von Herrn Chamberlain der Überzeugung, daß dieses neue Europa nicht gestaltet werden kann von den altgewordenen Kräften einer im Verfall begriffenen Welt, nicht von den sogenannten Staatsmännern, die in ihrem eigenen Lande nicht in der Lage sind, auch nur die primitivsten Probleme zu lösen, sondern daß zum Neuaufbau Europas nur jene Völker und Kräfte berufen sind, die in ihrer Haltung und in ihrer bisherigen Leistung selbst als junge und produktive angesprochen werden können. Diesen jungen Nationen und Systemen gehört die Zukunft! Die jüdisch-kapitalistische Welt wird das 20. Jahrhundert nicht überleben!"

Das anbrechende Jahr 1940 aber nennt der Führer mit scharfem Blick „das entscheidendste Jahr der deutschen Geschichte".

1940

Das neue Jahr steigt herauf. Und mit ihm bricht ein Winter herein, wie ihn Europa seit einem Jahrhundert nicht mehr erlebt hat. Die Natur erstarrt in Eis. Reichliche Schneefälle decken einen dichten Schneepelz über das Land. Das Thermometer sinkt in Mitteleuropa auf Temperaturen von 25 bis 30 Grad herab. In Finnland auf dem Kriegsschauplatz werden im Februar sogar bis zu 59 Grad unter Null gemessen. Alle Flußläufe sind zugefroren, die Eisenbahnstrecken sind häufig von Schneeverwehungen heimgesucht. Die Ostsee überzieht sich mit einer Eisdecke, die erst im April aufzutauen beginnt. Die Verkehrsverbindung zwischen dem Festland und Skandinavien ist wochenlang auf ein oder zwei Flugzeuge am Tag beschränkt. Sogar südlich der Alpen, in Italien, herrscht eine empfindliche, selten erlebte Kälte mit häufigen Schneefällen. Auch England und Frankreich leiden unter diesem ungewöhnlich harten Winter.

Es ist klar, daß diese Naturkatastrophe auch die Kriegshandlungen beeinflußt. Die militärischen Operationen zu Lande kommen zum Stillstand. An der Westfront beschränken sie sich auf gelegentliche Artilleriebeschießungen und Spähtruppunternehmungen. Zur See allerdings geht der Handelskrieg kaum gemindert weiter. Die deutschen U-Boote sind trotz der störenden Witterung immer von neuem am Feind, auch die Minensucher lassen sich nicht stören, und die Flugzeuge stoßen ohne Unterlaß zu Erkundungsflügen über die britischen Inseln vor.

Um so mehr tritt die Politik in den Vordergrund. Sie bestimmt im Januar und Februar des neuen Jahres den Charakter der Ereignisse.

Je weniger militärisch geschieht, desto mehr haben nunmehr die Staatsmänner der westlichen Demokratien Gelegenheit, über die vergangenen Monate nachzudenken und sich Rechenschaft über den Stand der Dinge zu geben. Und wenn sie unbefangen und unvoreingenommen die Bilanz des vergangenen Jahres aufmachen, dann müssen sie zu der Erkenntnis gelangen, daß sie vor einem Scherbenhaufen von Enttäuschungen stehen, daß alle ihre Hoffnungen, mit denen sie in den Krieg hineingegangen sind, sich als trügerische Illusionen erwiesen haben. Wo ist die Aussicht auf den raschen Zusammenbruch des „Hitlerismus" und der „Nazi-Herrschaft" in Deutschland geblieben, die ihnen von den Emigranten und der von ihnen beeinflußten Presse eingeflüstert worden war? Wo ist ihre Spekulation auf einen längeren Widerstand des polnischen Staates geblieben? Wo ist auch die Hoffnung geblieben, Deutschland den Winter über im Osten militärisch zu fesseln?

Einer der letzten, der sich beschaulich in diesen träumerischen Spekulationen von dem baldigen Zusammenbruch des „Hitlerismus" wiegt, ist der jüdische Kriegsminister Englands Hore Belisha. Noch Anfang Dezember hat er in einer Rede sich dafür stark gemacht, den Krieg „in aller Bequemlichkeit zu gewinnen". Aus ihm spricht der typische verblendete Optimismus seiner Rasse, die mit offenen Augen in den gähnenden Abgrund wandelt. Aber in diesem Dezember beginnt es bereits in einigen Köpfen zu dämmern. Man wird sich bewußt, daß der Gegner, den man herausgefordert hat, doch ein ganz anderes Format hat, als man sich einbildete, und daß der Kampf von ganz anderer Schwere ist, als man sich einredete. Zuerst meldet sich diese aufdämmernde Erkenntnis von dem wirklichen Ernst der Lage

in Frankreich. Und zwar ist es der Finanzminister Paul Reynaud, der in der Kammersitzung vom 13. Dezember als erster Staatsmann der Entente den Tatsachen unerschrocken ins Auge sieht. In seiner Finanzrede vor der Kammer schlägt er Töne an, die bis dahin im Westen noch verpönt waren. Er ist genötigt, in seiner neuen Finanzvorlage ungewöhnliche Opfer sowohl von den Unternehmern wie von den Arbeitern zu fordern. In diesem Zusammenhang erklärt er: „Es steht uns also ein Land gegenüber, das bis zu diesem Tage ein siegreiches Land ist und das wir nicht besiegen können, wenn wir nicht zunächst einmal das Geheimnis seiner Siege verstehen." Und er spricht weiter davon, das deutsche Regime sei zwar eine verabscheuungswürdige, aber starke Sache, der nicht so leicht beizukommen sei. Frankreichs Pflicht sei es daher, sich auf einen „langen militärischen Krieg" vorzubereiten. Und im Anschluß daran räumt er sogar mit der beliebten Theorie auf, die Zeit arbeite für die Verbündeten. Er erklärt umgekehrt, daß die Zeit nicht für die Verbündeten arbeite, allerdings komme sie auch Deutschland nicht zugute. Die Zeit sei „neutral". Dieses Wort bedeutet eine völlige Umstellung im Denken der Verbündeten.

Auch sein Ministerpräsident Daladier hat sich offenbar zu der gleichen Auffassung bekehrt. In seiner Rundfunkansprache zum Weihnachtsfest, in der er die ganzen Haßinstinkte seines Volkes gegen Deutschland aufstachelt, warnt er gleichzeitig seine französischen Landsleute vor der gefährlichen Illusion, an ein Wanken des nationalsozialistischen Deutschlands zu glauben, dessen materielle Kraft ungebrochen sei. Und einen Monat später, als er am 29. Januar in einer Rundfunkansprache sich wieder an das französische Volk wendet und in seiner Wut die Forderung aufstellt, Deutschland zu „zerschmettern", da unterläßt er es nicht, am Schlusse das französische Volk auch davor zu warnen, sich nicht zu Sorglosigkeiten

verleiten zu lassen und ungeheure Anstrengungen als unerläßlich anzusehen. Der erste Schwarm ist verrauscht.

In England dagegen dauert es etwas länger, bis die Erkenntnis sich von liebgewordenen Vorstellungen freimacht. Fast noch länger als sein Kollege Hore Belisha braucht dazu der Außenminister Lord Halifax. Noch am 5. Dezember glaubt er Deutschland in der altgewohnten schulmeisterlichen Art Zensuren erteilen zu können. Er belehrt nämlich in einer Rede vor dem Oberhaus die deutsche Regierung dahin, daß sie nicht eher zu Konferenzen „zugelassen" werde, so lange sie nicht „ihre Lektion gelernt" habe. Aber dafür ist die englische Regierung jetzt ziemlich ausgiebig mit ihrer eigenen Innenpolitik beschäftigt. Immer mehr muß sie sich damit befassen, die immer ungebärdiger werdende Opposition im eigenen Hause zu beschwichtigen. In der Wirtschaft geht alles durcheinander. „Hitlers Verbündeter Wirrwarr" ist bereits zu einem geläufigen Schlagwort geworden. Mit diesem Ausdruck wird die Desorganisation in der Wirtschaftspolitik gekennzeichnet. Daneben ist vor allem das sogenannte Informationsministerium unter MacMillan dauernder Gegenstand der öffentlichen Unzufriedenheit und Kritik. Die Zensur ist offenbar die Hauptbeschäftigung dieses Ministeriums, weniger die Information, zum besonderen Mißfallen der Presse. Und ein gut Teil der kärglichen Informationen besteht in Lügenmeldungen. Die allgemeine Mißstimmung steigert sich im Laufe des Dezember zu der Forderung einer Geheimsitzung des Unterhauses. Diese Forderung wird so elementar, daß Chamberlain trotz allen Widerstrebens sich ihr nicht mehr entziehen kann. Das Parlament besteht darauf, die bestehenden Mißstände hinter verschlossenen Türen mit aller Gründlichkeit zu erörtern. Am 12. Dezember findet diese erste Geheimsitzung des Unterhauses statt, ein Barometer für die tiefgehende Nervosität in England und die Krisis des demokratischen Systems. Am Jahres-

ende faßt die Zeitung „Evening Standard" in einem Leitartikel mit der Überschrift „Morsches Holz" ihr Urteil dahin zusammen, die kommenden zwölf Monate würden über das Schicksal Englands entscheiden, dafür aber brauche man bessere Männer als die heutigen.

So beginnt das neue Jahr in England auch wirklich mit einem Ministerwechsel. Am 5. Januar scheiden zwei Minister aus der Regierung aus: der Propagandaminister MacMillan, was nicht überraschend wirkt, und der jüdische Kriegsminister Hore Belisha, dessen Rücktritt um so mehr Aufsehen erregt. Es ist bis heute noch nicht aufgeklärt, welche Gründe den Sturz von Hore Belisha herbeigeführt haben. Chamberlain hat sich darüber sowohl in der Unterhausdebatte, die sich unmittelbar anschloß, wie in einer Rede vor der Konservativen Partei eine Woche später nur dunkel wie das Delphische Orakel ausgelassen. Er hat erklärt, es seien keine politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen beiden vorhanden gewesen, aber auch nicht mehr. Man kann nur Vermutungen äußern und hat die Wahl zwischen der Annahme, daß es die Rücksicht auf die politische Belastung durch diesen Exponenten des Judentums, oder die Abneigung gegen das aufdringliche Geltungsbedürfnis dieses Reklametrommlers, oder die Opposition der Generäle gegen den anmaßenden und aufgeblasenen militärischen Dilettanten gewesen ist. Schließlich ist auch das Gerücht aufgetaucht, daß er in Frankreich sein Amt als Kriegsminister zu Privatgeschäften mißbraucht, sich also der Korruption schuldig gemacht habe. Er wäre nicht der erste Jude, der dieser Versuchung erlegen wäre.

Aber wenn Chamberlain geglaubt hat, er hätte mit diesem Opfer sich die Meute der Kläffer vom Halse geschafft, so hat er sich darin ganz gehörig getäuscht. Er ist, trotz der Preisgabe dieser beiden am stärksten kompromittierten Minister, seines

Lebens als Ministerpräsident nicht mehr froh geworden. Allerdings, auch er hat nachgerade nicht mehr die Augen gegenüber den bestehenden Tatsachen verschließen können. Und als er wenige Tage nach dem Ausscheiden von Hore Belisha und MacMillan im Londoner Rathause eine Rede hielt, da hat er — zum ersten Male — an das englische Volk appelliert, alle die radikalen Einschränkungen, Entbehrungen und Härten in Kauf zu nehmen, die ihm jetzt noch bevorstünden. Das klang allerdings wesentlich anders als eine Äußerung, die er Ende November in einer Rundfunkrede getan hatte, als er das Kriegsziel aufstellte, den Feind zu schlagen, und dabei hinzugefügt hatte: „Dabei meine ich kaum, daß wir die feindlichen Militärstreitkräfte schlagen müßten." Er war also mittlerweile in seinem Nachdenken einen Schritt weitergelangt. Aber er war immer noch des Glaubens, daß der Wirtschaftskrieg England zum siegreichen Ziele führen werde. Jedenfalls, auch in England zieht jetzt eine andere Tonart in die Politik ein. Man richtet sich auf eine längere Kriegsdauer ein und man bereitet allmählich das Volk auf harte Opfer vor.

Doch man will auch militärisch nicht untätig sein. Zwar die deutsche Westfront anzugreifen, diesen Gedanken hat man anscheinend endgültig verworfen. Den günstigsten Zeitpunkt dafür hat man ohnedies verpaßt, als Deutschland durch den Feldzug in Polen nur eine Hand frei hatte. England zeigt außerdem vom ersten Augenblick an wenig Neigung, sich allzu sehr in Nordfrankreich zu engagieren. Es hatte allein mehrere Wochen gedauert, bis die englische Expeditionsarmee glücklich auf dem Kontinent eingetroffen war. Und als sich ihre Zahl herausstellte, waren es ganze 200 000 Mann! Und es hat wiederum Wochen gedauert, bis die ersten Engländer wirklich ins Feuer kamen. Am 1. Januar des neuen Jahres konnte das britische Informationsministerium zum ersten Male die Beisetzung eines britischen Gefallenen an der Westfront der Öffent-

lichkeit bekanntgeben, also nach einer Kriegsdauer von vier Monaten! Nachdem die Franzosen bereits Hunderte von Gefallenen und Verwundeten aufzuweisen und unverhohlen ihrem Ärger über die britische Drückebergerei Ausdruck gegeben hatten. Alles in allem, Franzosen wie Engländer hatten gewaltigen Respekt vor der Widerstandskraft des deutschen Westwalls und seiner Besatzung. Diese Front also kam für einen Angriff auf Deutschland nicht in Frage.

So stehen Engländer und Franzosen in ohnmächtiger Wut vor der Erkenntnis, daß Deutschland militärisch unangreifbar ist, während der Wirtschaftskrieg, den sie mit aller Kraft organisieren, ein Unternehmen auf lange Sicht ist. Auch die Versuche, Rußland den Deutschen abspenstig zu machen, müssen nachgerade als gescheitert angesehen werden. Am Neujahrstag verläßt der englische Botschafter Sir William Seeds Moskau — angeblich „zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit". Ihm folgt nach kurzer Frist auch sein französischer Kollege Naggiar, der sich auf „unbegrenzten Urlaub" begibt. Und Mitte Februar, als der „Krankheitsurlaub" des britischen Botschafters sich immer länger hinzieht, erfolgt eine offiziöse Erklärung aus London, in der es heißt, Herr Seeds werde voraussichtlich nicht nach Moskau zurückkehren, weil „die britisch-russischen Beziehungen durch eine eisige politische Kälte gekennzeichnet würden, die wahrscheinlich auch nach dem strengen russischen Winter fortdauern werde". Eine etwas poetische Ausdrucksweise in einer diplomatischen Erklärung, aber sie ist um so deutlicher! So suchen die englischen und französischen Strategen in Zivil und Uniform krampfhaft, ja verzweifelt nach einem Ausbau ihrer eigenen Front oder einer verwundbaren Stelle im weiten Umkreis der Front des Gegners.

Zunächst werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Neutralen auf die Seite der Westmächte zu ziehen. Nach-

dem freundliche Komplimente und Appelle bisher wenig gefruchtet haben, nachdem auch der Hinweis auf die Mission Englands als des Schützers der „kleinen Nationen" nicht verfangen hat, geht jetzt die englische Politik zur offenen Aufforderung über. Hierzu ist Churchill das geeignete Kaliber. Am 20. Januar hält er eine große Rede, die sich unmittelbar an die Neutralen wendet. Er empfiehlt ihnen dringend, ihre Schiffe nun endlich in den englischen Geleitzügen mitfahren zu lassen. Zu diesem Zweck malt er das Gespenst der deutschen Gefahr, gegen die man sich zusammenschließen müsse, mit grellen Farben an die Wand. Dann lockt er die neutralen Staaten unmittelbar mit den Worten: „Was würde geschehen, wenn alle diese neutralen Staaten mit einem einzigen spontanen Impuls ihre Pflicht täten und gemäß den Bestimmungen der Genfer Liga mit dem britischen und dem französischen Imperium gegen Angriff und Unrecht mitmachen würden!" Aber dieser Wink mit dem Zaunpfahl ist zu plump und zu handgreiflich. Diese „freundliche" Aufforderung erzielt den gegenteiligen Effekt. Das Echo der öffentlichen Meinung in den neutralen Staaten ist ungünstig. Churchill hat den Bogen überspannt. Zu allem anderen haben die Neutralen nicht so viel Zutrauen zur Güte der englischen Sache, daß sie sich auf Gedeih und Verderb an England anschließen möchten. So betont auch die Konferenz des Balkanbundes, die am 2. Februar in Belgrad stattgefunden hat, daß der Balkanbund keine Lust habe, „sich in den Krieg hineinziehen zu lassen", und daß er entschlossen sei, „auch seine wirtschaftliche Handlungsfreiheit nach den Grundsätzen der Neutralität zu wahren".

Unter diesen Umständen keimt in den Gehirnen der englischen und französischen Minister und Generäle eine neue Blüte, der Gedanke der „Kriegsausweitung". Man sucht nach neuen Kriegsschauplätzen. Wenn man Deutschland nicht von vorne packen kann, warum nicht vielleicht in der

Flanke? Wenn man Deutschland nicht auf direktem Weg stürzen kann, warum nicht vielleicht auf Umwegen? Zwei Operationen hat man zu diesem Zweck ausgeheckt. Die eine soll an den finnisch-russischen Krieg anknüpfen und die andere in Kleinasien oder am Schwarzen Meer sich entwickeln. Vielleicht kann man Deutschland auf diese Weise sogar in eine riesige Zange nehmen?

Am 19. Dezember 1939 gelangt dieses Projekt in der Sitzung des „Obersten Kriegsrates" der Entente zum erstenmal zur Sprache. Seitdem wird der Gedanke in den Zeitungen immer von neuem erörtert. Die führende französische Zeitung „Le Temps", das Sprachrohr des Auswärtigen Amtes, entwickelt am 10. Januar in einem Beitrag ihres militärischen Mitarbeiters das volle Programm der Kriegsausweitung mit aller nur wünschenswerten Gründlichkeit. Die Pläne sind nach dem „Temps" folgende: Ein englisch-französisches Geschwader wird an der Eismeerküste den Hafen Murmansk blockieren und so dessen Benutzung nach Rußland verhindern. Gut ausgebildete englisch-französische Spezialtruppen werden in Petsamo landen und zusammen mit den Finnen dieses Gebiet verteidigen. Gleichzeitig wird Finnland dadurch entlastet werden, daß englische und französische Kriegsschiffe ins Schwarze Meer eindringen und Rußland bedrohen oder wenigstens in seinem Petroleumgeschäft behindern. So könnte auch „Rumänien gegen einen eventuellen Einfall geschützt werden" — heißt es diabolisch am Schluß.

Alsbald beginnen auch die ersten Vorbereitungen zur Ausführung dieser Pläne. „Hilfe für Finnland!" — diese Parole wird jetzt mit allen Mitteln propagiert. Finnland, das sich heroisch gegen die Sowjets verteidigt, wird den Kriegsausweitern in London zur Schachfigur in ihrem kriegerischen Spiel, nicht um Sowjetrußland, aber Deutschland mattzusetzen. Die Propaganda rührt die Reklametrommel. Für

Finnland wird geworben und gesammelt. Dahinter steht das Projekt der militärischen Intervention im Norden, für das dieser ganze unaufrichtige Betrieb nur Vorwand ist. Vor allem die Arbeiterpartei und der Troß der Emigranten in England fordern laut „Hilfeleistung" für Finnland. So glauben sie, am ehesten dem verhaßten Nazi-Deutschland einen Schlag versetzen zu können. Und Ende Januar begibt sich sogar eine Abordnung der englischen Arbeiterpartei unter Leitung des Gewerkschaftssekretärs Sir Walter Citrine nach Helsinki. Aber im großen und ganzen bleibt es doch vorläufig bei billigen Phrasen und sentimentalen Sympathieerklärungen. Zu einer rechtzeitigen militärischen Unterstützung Finnlands kann man sich weder in England noch in Frankreich aufraffen.

Nicht viel anders stand es mit dem zweiten Plan der Kriegsausweitung. Hier drehte es sich um die berühmte „Orient-Armee" des Generals Weygand. Was ist nicht von dieser Armee während des Monats Januar in den französischen Zeitungen gefabelt und gefaselt worden! Sie sollte bereits marschfertig in Syrien stehen. Durch die illustrierte Presse gingen Photoaufnahmen von Paraden und Besichtigungen in Beirut und Damaskus. Allerdings, die Zahlenangaben über ihre Stärke schwankten verdächtig. Das eine Mal hieß es, es seien 200000, das andere Mal 250000 oder gar 500000 Mann. Sogar von einer Million konnte man lesen. General Weygand machte gegen Ende Januar einen Besuch in Ankara, nachdem schon vorher sich englische und französische Generalstabsoffiziere dort zu Besprechungen getroffen hatten, und trat im Anschluß daran eine Besichtigungsreise „durch das Erdbebengebiet von Ostanatolien" an, denn hier hatte gerade vorher ein katastrophales Erdbeben gehaust. Dabei begleiteten ihn hohe türkische Offiziere. Auch die Türkei schien also mit im Komplott. General Weygand hielt dann Truppeninspektionen in Kairo und Palästina ab. Die Presse der Entente sprach



Landung auf norwegischem See



Truppentransportschiffe vor Bergen



Vormarsch in Norwegen



Panzer im Kampf gegen norwegische Gebirgsschützen

ganz offen von den strategischen Plänen, die hinter der Orientmission des Generals Weygand stünden. Die Ölquellen des Kaukasus in Baku und die Rohrleitungen nach Batum sollten das strategische Ziel sein. Deutschland sollte damit in seiner Öl- und Benzinzufuhr aus Rußland oder auch aus Rumänien getroffen werden. Die Brüsseler Zeitung „Vingtième Siècle" hat am 3. Januar in einem Bericht aus Istanbul in aller Offenheit diese Pläne im Orient enthüllt. Man sprach nicht nur in Frankreich und England, sondern auch in der neutralen Presse von diesen Dingen als von einer Selbstverständlichkeit. Allerdings gehörte zur Verwirklichung die mindestens passive Unterstützung durch die Türkei. Das scheint aber der schwierige Punkt gewesen zu sein.

In Finnland hatte die finnische Armee sich bis in den Februar hinein mit beachtlichem Erfolg gegen die rote Übermacht gewehrt. Zwar hatten die Bolschewiken schon im Dezember fast das gesamte Vorfeld der Mannerheim-Linie in ihren Besitz gebracht, aber vor den befestigten Stellungen dieser Linie war ihr Ansturm zum Halten gekommen. Gegenüber diesen Vorgängen auf der Karelischen Landenge waren die Ereignisse auf den anderen Einzelkriegsschauplätzen längs der finnisch-russischen Front und am Eismeer von untergeordneter Bedeutung. So hatte sich das militärische Ringen der beiden Armeen, wie nicht anders zu erwarten, auf den Kampf um die Karelische Landenge konzentriert.

Hier war am 22. Januar vor der Mannerheim-Linie endlich eine wirkliche russische Offensive in Gang gekommen, die „Woroschilow-Offensive", denn sie ging auf den persönlichen Befehl des russischen Kriegsministers zurück. Auch dieser war zunächst kein sichtbarer Erfolg beschieden. Aber am ersten Februartag wurde der Angriff nach sechsstündiger Artillerievorbereitung mit verdoppelter Wucht erneuert, und am 5. Februar eine frische Division mit hundert schweren Panzer-

wagen zum Sturm angesetzt. Der entscheidende Großangriff brach am 11. Februar los. Man schätzt die Stärke der Sowjettruppen an diesem Abschnitt auf siebzehn Divisionen. Bis dahin hatten die Finnen im wesentlichen ihre Stellungen zu behaupten vermocht. Jetzt aber machte sich die Wirkung des tagelangen Artilleriebombardements auf ihre Bunker bemerkbar. Auch die sehnlichst erwarteten Februarschneestürme blieben diesmal aus. Es half auch nicht viel, daß den Finnen in diesen Tagen nördlich des Ladoga-Sees die Vernichtung von drei russischen Divisionen gelang. Die Entscheidung konnte und mußte auf der Karelischen Landenge fallen. Wenn es den Russen gelang, die Mannerheim-Linie aufzumeißeln, dann lag das Herz Finnlands mit Viipuri und der Hauptstadt Helsinki entblößt vor ihnen. An diesem 11. Februar gelang den Russen bei Summa der erste Einbruch in die Mannerheim-Linie. Das war der Beginn des Umschwungs.

Die Finnen selbst standen seit Wochen ununterbrochen ohne Ablösung im Feuer. Ihre Kräfte waren erschöpft. Die Sowjets dagegen konnten immer neue Reserven in ihre klaffenden Lücken werfen. Vor allem machte sich auf finnischer Seite der Mangel an Artilleriemunition spürbar. Auch die numerische Überlegenheit der Russen an Flugzeugen wirkte sich von Tag zu Tag stärker aus. Am Abend des 17. Februar mußten die Finnen ihre zerzausten Linien zurücknehmen. Am 21. besetzten die Roten Björkö und näherten sich dem Weichbild von Viipuri (Wiborg), das jetzt im Feuerbereich ihrer Geschütze lag. Am 26. Februar begann der eigentliche Kampf um Viipuri. Beide Parteien wußten, daß das Schicksal von Viipuri die Kriegsentscheidung bedeutete. Und als Anfang März Viipuri immer enger umfaßt wurde, da war für die Finnen jeder weitere Widerstand nutzlos geworden. Nur noch zwei Kilometer trennten ihre Gegner von der Stadt.

Durch die Vermittlung der schwedischen Regierung wurde

jetzt die Brücke zwischen beiden Parteien hergestellt. Es hat nur wenige Tage gedauert, und die Einigung über die Friedensbedingungen war erzielt. Am 12. März wurde in Moskau der Friedensschluß zwischen Finnland und der Sowjetunion unterzeichnet, in demselben Augenblick als die russischen Truppen gerade in die Stadt Viipuri eindrangen. Wie eine Bombe schlug diese Nachricht in der ganzen Welt ein. Kaum jemand war darauf vorbereitet gewesen. Noch in letzter Stunde hatten London und Paris sich bemüht, die Friedensverhandlungen zu durchkreuzen, indem sie Finnland eine Militärexpedition anboten. Ohne Erfolg! Finnland war durch die Erfahrungen mit dem „Beistandsversprechen" an Polen genügend gewarnt. Zum Glück für sich selbst! Denn es wurde dadurch vor Schlimmerem behütet. Und zum Glück für den Weltfrieden! Denn mit diesem Friedensschluß wurde ein Explosionsherd aus der Welt geschafft, der nur zu leicht größere Dimensionen hätte annehmen können.

Die Bedingungen, unter denen Finnland den Moskauer Friedensvertrag annehmen mußte, waren freilich hart und drückend und ließen den Verdacht gerechtfertigt erscheinen, daß er nur ein Vorspiel für noch weitergehende sowjetische Machtansprüche sein sollte. Trotzdem war er unter den gegebenen Verhältnissen für Finnland der einzige vorläufige Ausweg vor der völligen Vernichtung — zugleich eine schwere Schlappe für die Politik der Westmächte. So wurde das Ereignis unwillkürlich in der ganzen Welt aufgefaßt. Jetzt rächten sich die leichtfertigen Interventionsphantasien der Westmächte. Wieder einmal hatten sich die Staatsmänner der westlichen Demokratien bis auf die Knochen blamiert. Und je mehr in den Tagen darauf das Geheimnis um die Vorgänge des Friedensschlusses gelüftet wurde, um so kläglicher erschien das Bild dieser Staatsmänner, das sich der Welt darbot.

Am 12. März hatte Daladier in der französischen Kammer noch den letzten Versuch gemacht, das Verhängnis des Friedensschlusses, wie er es auffaßte, aufzuhalten. Dabei hatte er erklärt, am 26. Februar hätte ein Expeditionskorps bereitgestanden, zu dem 50 000 Mann französischer Truppen gehörten. Und sein Kollege Chamberlain hat am 19. März vor dem Unterhaus diese Mitteilung bestätigt und die Gesamtstärke dieses Expeditionskorps auf 100 000 Mann angegeben, nachdem er übrigens am 13. März auf eine Anfrage an derselben Stelle erwidert hatte, er bedürfe erst näherer Informationen, um zu der Mitteilung seines französischen Kollegen Stellung nehmen zu können. Die Westmächte haben also — nach den Worten Daladiers und Chamberlains — bereitgestanden und nur, so äußerte Daladier, auf einen Hilferuf Finnlands gewartet, um ihr Expeditionskorps einzuschiffen. Finnland aber hat diesen Hilferuf unterlassen. Dabei hat überdies noch ein zweites Problem mitgespielt, nämlich die Einwilligung der Durchmarschmächte, ohne die das Projekt nicht durchführbar war. Wie der norwegische Außenminister Koht in einer Rundfunkrede am 14. März mitgeteilt hat, haben Schweden und Norwegen am 2. März eine inoffizielle Anfrage der Westmächte wegen der Durchmarscherlaubnis erhalten und darauf unter Vorantritt Schwedens eine abschlägige Antwort erteilt. Die Anfrage ist am 12. März in offizieller Form wiederholt worden. In diesem Augenblick aber erübrigte sich eine Antwort, da wenige Stunden später der Friedensvertrag in Moskau unterzeichnet wurde.

Die Frage also, ob die Westmächte allen Ernstes eine Hilfsexpedition für Finnland vorhatten, bleibt unbeantwortet. Das Resultat ihrer geschäftigen Bemühungen und Umtriebe war jedenfalls eine riesige diplomatische Blamage.

Sogar im eigenen Lager konnte diese Schlappe nicht verschleiert werden. Sie war zu eklatant. Selbst die „Times"

sprach in ihrer Betrachtung vom 14. März von der Politik des „Zauderns und der halben Maßnahmen", welche die Schuld an diesem Ergebnis trage. Und es war wirklich so. Die Folge war der Ruf nach „Aktivität", der jetzt das Feld beherrscht.

In Frankreich führte dieser Mißerfolg fast automatisch zu einem Wechsel der Regierung. Die Regierung Daladier, die schon lange schwankte und wankte, erhielt dadurch den letzten Stoß versetzt. Volk und Kammer waren schon seit den letzten Monaten von Unzufriedenheit gegen den untätigen Ministerpräsidenten geladen. Aber zu einer wirklichen Opposition hatten die Parteien sich auch nicht aufraffen können. Darum ist Daladier am 20. März gestürzt, ohne daß er eigentlich hatte stürzen sollen. Auf dem Papier hatte er in der Kammer eine Mehrheit erhalten. Aber praktisch war es nur eine Minderheit. Denn fast 300 Abgeordnete, also fast die Hälfte der Kammermitglieder, hatten sich der Stimme enthalten, weil sie ihm einen Denkzettel hatten geben wollen. So kam es, daß Daladier nicht einmal die Hälfte aller Kammer-Stimmen erhielt. Er mußte die Konsequenzen ziehen und ging. An seine Stelle trat der bisherige Finanzminister Paul Reynaud, Daladier blieb noch Kriegsminister. Es war das 104. Kabinett der dritten Republik.

Dem neuen Regierungschef gelang gleich ein Fortschritt. Er vermochte die Sozialisten in die Regierung hineinzuziehen, und zwar in der Person des neuen Blockadeministers Monnet, eines persönlichen Vertrauten von Léon Blum, dem Chef der sozialistischen Partei. Dagegen versagte sich die Rechte nach wie vor der Regierung. Auch das Kabinett Reynaud war demnach trotz dieser Ergänzung keine Verkörperung der „Nationalen Union". Das zeigte sich auch sofort bei der ersten Kammerabstimmung, die der Neubildung der Regierung auf dem Fuße folgte. Bei dieser erhielt Reynaud in der Vertrauensfrage nur 268 gegen 156 Stimmen bei 111 Stimmenthaltungen. Er

erzielte also nur eine einzige Stimme über die einfache Mehrheit. Und diese Majorität war nur dadurch zustande gekommen, daß die Regierungsmitglieder sich selbst das Vertrauen ausgesprochen hatten! Trotzdem beschloß die neue Regierung resolut, im Amt zu bleiben. Es ist der typische Kurs Reynaud. Dieser neue Regierungschef bekümmert sich noch weniger um irgendwelche Empfindlichkeiten der Volksvertretung als sein Vorgänger. Er führt sogar — gegen alle Tradition — ein „Kriegskabinett" von wenigen Ministern ein. Er ist noch autokratischer als Daladier. Dafür ist er England treu ergeben bis zur Hörigkeit. Mit ihm kommt der stärkste Exponent der englischen Orientierung an die Spitze der französischen Politik. Schon das „Kriegskabinett" war eine Nachahmung des britischen Musters. Auch sein ganzes Wesen und Auftreten paßt zu dieser Tendenz. Reynaud ist nicht mehr der Typ des französischen Bourgeois, wie Daladier oder Herriot ihn verkörperten. Er ist Advokat und Geschäftsmann, eine Art Syndikus, hat große Reisen gemacht und sich in der Welt umgesehen, auch als Geschäftsmann glücklich spekuliert. Er ist überhaupt stark kommerziell eingestellt und erinnert in seinem äußeren Habitus bedenklich an einen Schieber. Der typische Repräsentant des internationalen Finanzkapitals.

Auch in England geht die Erschütterung durch den Mißerfolg in Finnland nicht spurlos am Kabinett vorüber. Chamberlain muß dem allgemeinen Murren Rechnung tragen und kurz danach, am 3. April, den schon lange von der Öffentlichkeit geforderten Regierungsumbau vornehmen. Die wichtigste Veränderung bei diesem Umbau besteht darin, daß Winston Churchill, der schon bisher als Chef der Admiralität eine ausschlaggebende Rolle in der britischen Kriegsführung gespielt hat, nun auch zum Vorsitzenden im Ausschuß der Minister der drei Wehrmachtsteile berufen wird. Er erhält damit die einflußreichste Stelle im Kabinett. Mit ihm rückt der Mann end-

gültig in den Vordergrund, von dem England sich das Heil in diesen immer kritischer werdenden Stunden verspricht. Man spürt schon damals, die Tage Chamberlains sind gezählt, Churchill ist der kommende Mann.

Die Wogen des politischen Lebens gehen in diesen Wochen ziemlich hoch. Es herrscht kein Mangel an Abwechslung auf der Bühne der Politik. Schon am 16. Februar hat sich an der norwegischen Küste ein Zwischenfall ereignet, der sehr leicht zu einem neuen Zusammenstoß hätte führen können. Es ist der skandalöse Fall des deutschen Hilfsschiffes „Altmark", das am späten Abend des 16. Februar im norwegischen Jössing-Fjord von dem englischen Zerstörer „Cossack" geentert und fast auf Strand gesetzt wurde. Es war eines der tollsten Beispiele englischer Freibeuterei. Die „Altmark" war ein völlig unbewaffnetes Hilfsschiff der „Graf Spee" gewesen und mit einer größeren Anzahl englischer Gefangener an Bord auf der Rückfahrt in die Heimat begriffen. Als sie in den Jössing-Fjord einfuhr, befand sie sich unzweifelhaft inmitten der norwegischen Hoheitsgewässer und war nach dem Völkerrecht in diesem Augenblick unantastbar. Trotzdem hat der englische Zerstörer, und zwar auf den ausdrücklichen Befehl der Admiralität, die Gefangenen — mit oder ohne Erlaubnis der norwegischen Regierung — zu befreien, die „Altmark" überfallen und die britischen Gefangenen entführt, wobei es unter der deutschen Besatzung acht Tote gab und die britischen Matrosen den allgemeinen Trubel dazu benutzten, unter Mißbrauch ihrer Waffen die Habseligkeiten der Besatzung zu plündern. Die Engländer haben diesen Überfall als eine besondere Heldentat gefeiert. Chamberlain nannte den feigen Mord an Wehrlosen eine „wundervoll durchgeführte Operation", und der Kommandant der „Cossack" wurde vom König persönlich mit einem hohen Orden dekoriert. Churchill selbst hat die Mannschaft beim Eintreffen auf englischem Boden

demonstrativ empfangen. In Wahrheit war es einer der krassesten Völkerrechtsbrüche, die es in der Seekriegsgeschichte gibt, ein Völkerrechtsbruch, wie ihn nur Engländer mit ihrer reichen Praxis auf dem Gebiet der Piraterie überhaupt fertigbringen! Sogar Chamberlain hat zugeben müssen, daß eine „technische Neutralitätsverletzung" begangen worden sei. Und die norwegische Regierung hat gegen diesen flagranten Neutralitätsbruch energischen Einspruch erhoben, ihn aber nachher auf Grund des englischen Widerstandes wieder abgeschwächt. Man kann durchaus die Frage aufwerfen, ob die norwegische Regierung nicht verpflichtet gewesen wäre, wenn sie ihre Neutralität wirksam verteidigen wollte, auf die „Cossack" durch ihre beiden begleitenden Torpedoboote schießen zu lassen. Jedenfalls, und das ist das Entscheidende an diesem himmelschreienden Fall, dieser Überfall dokumentierte vor aller Welt, zu welchen Gewaltakten England fähig ist, wenn es seinen Willen durchsetzen will, und wie wenig es sich um Völkerrecht und Neutralität schert, wenn es ihm gerade in den Kram paßt. Es hätte sonst nur den norwegischen Vorschlag anzunehmen und den Fall einem Schiedsgericht zu unterbreiten brauchen!

So ist der Überfall auf die „Altmark" wie der natürliche Auftakt zu dem, was am 9. April sich in Norwegen und in Dänemark ereignete und dem Krieg zwischen Deutschland und den Westmächten eine völlig neue Wendung gab.

Einen ähnlichen Übergriff leistete sich England kurze Zeit später, nachdem noch nicht ein Monat vergangen war. Am 1. März trat die englische Blockade für die italienischen Kohlenschiffe in Kraft, die seit langem deutsche Kohle über Rotterdam auf dem Seeweg nach Italien transportierten. Diese Blockade ging auf die berüchtigte „Order in Council" vom 27. November 1939 zurück, die wir schon näher charakterisiert haben. Und bereits vier Tage später, am

4. März, wurden von englischen Kriegsschiffen dreizehn aus Rotterdam ausgelaufene italienische Kohlendampfer aufgebracht, die aber auf Grund eines Abkommens zwischen den beiden Regierungen am 9. März noch einmal freigelassen wurden. Alle übrigen noch in Rotterdam befindlichen italienischen Kohlendampfer dagegen mußten ohne Kohle und nur mit totem Ballast beladen nach Italien zurückkehren. Italien sollte also mit aller Gewalt in die englischen Arme getrieben werden. Aber dieses infame Spiel der Engländer ward blitzschnell durchkreuzt. Am 10. und 11. März weilte der deutsche Reichsaußenminister von Ribbentrop in Rom, wo er eine längere Aussprache mit Mussolini und dem Grafen Ciano hatte. Anschließend an den Besuch wurde am 13. März ein deutsch-italienisches Kohlenabkommen unterzeichnet, wonach das Deutsche Reich in Zukunft die Kohlenlieferungen nach Italien vollständig auf dem Landweg durchführen und fast den gesamten italienischen Einfuhrbedarf an Kohle decken sollte. Auf Grund dieser Vereinbarung hat Deutschland von da an jeden Monat fast genau ein Quantum von einer Million Tonnen Kohle nach Italien per Achse geliefert. Am 18. März trafen sich auch der Führer und der Duce auf dem Brenner, wo sie zweieinhalb Stunden miteinander berieten. In der amtlichen Mitteilung wurde zwar nichts Genaueres über den Inhalt der Besprechungen verlautbart, aber allein die Zusammenkunft und die herzliche Art des Verlaufs brachte zum Ausdruck, daß die Achse Berlin—Rom unerschüttert stand, und ließ sogar ahnen, daß auch nähere Abreden über die künftige Politik getroffen worden waren.

In diesen Tagen ward auch eine Mission beendet, die vielleicht ebenfalls zu den Fragen gehört hat, die auf dem Brenner zur Erörterung standen. Es ist die Mission des amerikanischen Unterstaatssekretärs Sumner Welles. Diesen, den unmittelbaren Vertreter des amerikanischen Staatssekre-

tärs des Auswärtigen Hull, hatte Präsident Roosevelt Ende Februar nach Europa entsandt, mit dem Auftrag, er solle Italien, Frankreich, das Deutsche Reich und Großbritannien besuchen, um die Regierung der Vereinigten Staaten über die europäische Lage zu unterrichten. Welles hatte zuerst Italien berührt, wo er am 26. Februar eine Unterredung mit Mussolini hatte. Von da aus hatte ihn seine Reise nach Berlin geführt, wo er am 2. März vom Führer in Gegenwart des Reichsaußenministers von Ribbentrop und danach auch von Hermann Göring empfangen wurde. Dann hatte er Paris und London besucht, wo er ebenfalls Besprechungen mit den maßgebenden Persönlichkeiten geführt hatte. Zum Schluß war er wieder nach Rom zurückgekehrt, wo er gerade in den Tagen des Brenner-Treffens angelangt war. Von Italien aus hat er dann am 21. März die Rückreise angetreten. Auf dieser Rückreise hatte er überdies Gelegenheit, die englischen Durchsuchungsschikanen am eigenen Leibe kennenzulernen, denn sein Dampfer, der italienische „Conte di Savoia", wurde in Gibraltar volle dreizehn Stunden von den Engländern festgehalten. Am 28. März traf Sumner Welles wieder in Washington ein.

Es hat sich schon damals ein Kranz von Legenden um diese Reise gebildet. Man hat, mit Recht oder mit Unrecht, vermutet, daß ihr wirklicher Zweck über die reine Information hinausging und gewissen Absichten Roosevelts, als Friedensstifter aufzutreten, hat dienen sollen. Der Ausgang der Reise hat auf diese Vermutungen keine Antwort erteilt. Sie hat — das wurde alsbald klar — zu keinen greifbaren Ergebnissen geführt.

Krieg im Norden

Rascher als viele es angenommen hatten, ward aus der Presse erkennbar, daß die Regierung Reynaud einen Kurswechsel bedeutete, sowohl der politischen Richtung wie der Dynamik nach. In wenigen Tagen kommt, jedenfalls äußerlich, ein neues Tempo in die französische Politik. Als erstes wird das Bündnis mit England noch enger geknotet als bisher. Am 28. März wird ein politisches Abkommen zwischen Frankreich und Großbritannien geschlossen, nach dem beide Staaten keine Sonderverhandlungen über Waffenstillstand oder Frieden führen werden. An demselben Tag findet in London eine gemeinsame Sitzung des „Obersten Kriegsrates" statt, an der neben Chamberlain, Reynaud, Gamelin und Ironside auch General Weygand teilnimmt.

Schon am Tage vorher war in der Zeitung „Le Temps", dem Organ des französischen Auswärtigen Amtes, eine auffällige Notiz erschienen, in der es hieß: „In maßgebenden Kreisen wird erklärt, daß die Alliierten auf Grund der systematischen Verletzung der norwegischen Hoheitsgewässer durch deutsche Schiffe seit Ausbruch der Feindseligkeiten sich nunmehr für berechtigt halten, die Neutralitätsrechte dieser Gewässer nicht mehr zu respektieren." Diese Notiz mit ihrer deutlichen Anspielung wurde noch an demselben Tage durch das amtliche Nachrichtenbüro „Agence Havas" dementiert. In dieser „Richtigstellung" stand: „Eine Abendzeitung veröffentlichte unter dem Anschein der Halbamtlichkeit eine

Note, der zufolge die Alliierten von nun an sich bemächtigt fühlten, die Neutralität der norwegischen Gewässer nicht mehr zu respektieren. Der englische und französische Standpunkt hat sich seit dem ‚Altmark-Fall' nicht geändert. Man ist sowohl in Paris wie London der Meinung, daß es einen unerträglichen Zustand darstellt, wenn die Neutralität eines Landes tatsächlich fortgesetzt verletzt wird durch den Mißbrauch, den deutsche Schiffe damit treiben, und daß die Alliierten folglich entschlossen sind, selbst die Rolle des Polizisten zu übernehmen." Praktisch-politisch bestand kaum ein Unterschied zwischen den beiden Erklärungen. Ob die Alliierten nun selbst die „Rolle des Polizisten" in den Gewässern neutraler Staaten übernahmen oder sich für berechtigt hielten, „die Neutralitätsrechte dieser Gewässer nicht mehr zu respektieren", das war vielleicht für den Spezialisten des Völkerrechts eine interessante Variation, im Endeffekt lief beides auf dasselbe hinaus. Für den politischen Beobachter liegt darum der ganze Fall klar. Es ist infolgedessen nicht ersichtlich, aus welchem Grund das Büro „Agence Havas" den „Temps" zurückgepfiffen hat. Die Notiz im „Temps" war weiter nichts als ein Signal aus Paris an den Kriegsrat in London. Möglicherweise aber war dieser Wink zu drastisch ausgefallen. Für diesen Fall war das „Dementi" durch die „Agence Havas" bestimmt. Sein Zweck war, den etwas peinlichen und aufdringlichen Eindruck der plumpen Notiz des „Temps" zu verwischen. Es hatte also rein taktische Bedeutung.

Der Verlauf des Kriegsrates hat diese Analyse vollkommen bestätigt. Schon unmittelbar nach dessen Abschluß konnte die angesehene Mailänder Zeitung „Corriere della Sera" über dessen Verlauf mitteilen, Chamberlain habe erstmals einer französischen Regierung gegenübergestanden, die die Frage stellte, warum der Krieg nicht mit aller Tatkraft geführt werde, wenn man ihn schon begonnen habe. Und es sei

zu einer langen, schwierigen Auseinandersetzung zwischen Franzosen und Engländern gekommen. Allem Anschein nach hätten die Engländer nicht alle bestimmten Vorschläge Reynauds angenommen und sich damit begnügt, ihren Verbündeten zu versichern, der Wirtschaftskrieg werde verschärft, bis alle Breschen in der Mauer, die Deutschland umgeben sollte, geschlossen seien. Am nächsten Tag aber konnte man bereits in den Pariser Blättern Genaueres über das Ergebnis des Kriegsrates finden. Die französische Öffentlichkeit war zu ungeduldig, als daß ihr die Neuigkeiten aus diesem Kriegsrat vorenthalten werden konnten. In den Sonntagsblättern vom 31. März standen Überschriften wie diese: „Die entscheidende Phase des Krieges beginnt". In den Berichten selbst war die Rede von einer „neuen Kraftanstrengung" der Westmächte. Und im einzelnen konnte man aus den Artikeln entnehmen, daß zwei Dinge in London zur Diskussion gestanden hatten: 1. die Umgehung der als uneinnehmbar erkannten deutschen Westfront und 2. die Abdichtung des noch lückenhaften Blockaderinges. Das Schwergewicht aber scheint auf der Abdichtung des Blockaderinges gelegen zu haben.

Wie auf ein Stichwort erscheint jetzt in der Londoner und Pariser Presse das Thema „Blockadeverschärfung". Ja, man kann schon ganz deutlich erkennen, daß sich der Kreis der strategischen Erwägungen des Kriegsrates immer mehr um die skandinavischen Länder zusammenzieht. Ende März wird unweit der dänischen Küste, noch in der Dreimeilenzone, der deutsche Erzdampfer „Hugo Stinnes" von einem englischen Unterseeboot nach vorheriger Plünderung auf Strand gesetzt. Die Alliierten gehen jetzt aufs Ganze! Wohl erscheinen gleichzeitig in den Zeitungen auch Meldungen über eine Konferenz der englischen Gesandten aus Rumänien, Jugoslawien, der Türkei, Griechenland, Ungarn und Bulgarien, die binnen weniger Tage unter Vorsitz von Lord Halifax im englischen

Auswärtigen Amt zusammentreten soll. Ein ungewöhnlicher Vorgang, der immer auf eine kritische Situation deutet! Und in den ersten Tagen des April wird — zufällig — auch gemeldet, daß die rumänische Polizei in dem Donauhafen Giurgiu auf verdächtigen englischen Dampfern Munition und Sprengmaterial beschlagnahmt habe, das allem Anschein nach zu einer Sabotage der schmalen Fahrtrinne am „Eisernen Tor" bestimmt war. Trotzdem, in diesem Augenblick treten die Balkanpläne zur Erweiterung des Kriegsschauplatzes zurück. Die Entscheidung im „Obersten Kriegsrat" ist untrüglich für Skandinavien als künftigen Kriegsschauplatz gefallen.

Planmäßig wird die Öffentlichkeit dafür reif gemacht. Am 31. März abends hält Churchill eine seiner beliebten Rundfunkansprachen. In deren Verlauf wendet er sich — wieder einmal — an die Neutralen. Und er besitzt die Kühnheit, ihnen vorzuwerfen, sie trügen die Verantwortung für die Verlängerung des Krieges, da sie sich nicht wie ein Mann in die englische Front eingereiht hätten. Zwei Tage darauf kommt Chamberlain in seiner Rede vor dem Unterhaus ebenfalls auf dieses Thema zu sprechen. Er wird in seinen Ausführungen noch forscher: „Die Alliierten sind entschlossen, die Seeblockade auf jedem möglichen Weg fortzusetzen und zu verstärken. Britische Kriegsschiffe haben bereits gewisse praktische Schritte unternommen, um gegen die ungehinderte Durchfahrt deutscher Handelsschiffe aus Skandinavien einzugreifen ... Das Haus kann versichert sein, daß wir noch nicht die Grenze unserer wirksamen Operationen in dieser Gegend erreicht haben. Von allen Waffen in unserem Wirtschaftskrieg ist die Anwendung unserer Seemacht die wichtigste, und die Alliierten sind entschlossen, die Blockade in jeder möglichen Weise fortzusetzen und zu verstärken." Die „Times" befürchtet bereits, das Herumreden um die neue Aktion könne „den Feind warnen". Wiederum zwei Tage später greift Chamberlain in

einer Rede vor dem Zentralausschuß der Konservativen Landespartei dasselbe Thema auf und tritt jetzt völlig aus seiner Reserve heraus. Er erklärt bei dieser Gelegenheit: „In der Vergangenheit war die furchtbarste Waffe gegen dieses Land (Deutschland) die Blockade, und heute ist sie nicht weniger wirksam. Die alleinige Tatsache, daß wir bestrebt sind, die Rechte und Interessen der neutralen Staaten gebührend zu berücksichtigen, bedeutet, daß wir in unseren Operationen behindert sind und daß die Blockade Lücken und Löcher aufweist. Sie können mir glauben, daß nach und nach all diese Lücken und Löcher verstopft werden."

Der Fachmann der Propaganda würde diese stufenweise Steigerung eine „Klimax" nennen, so wohlberechnet mutet diese Verstärkung der Rhetorik an. Besonders verdächtig aber muß die dichte Aufeinanderfolge der Termine wirken. Sie läßt keinen anderen Rückschluß zu als den, daß die englische Regierung es recht eilig haben muß. Und so ist es tatsächlich. Am 3. April erfolgt die schon erwähnte Umbildung des britischen Kabinetts, die Churchill zum Chef der Wehrmacht des britischen Weltreichs macht. Damit ist politisch und militärisch der Abschluß der Vorbereitungen für die neue Operation der „Blockadeverschärfung" erreicht. Wer nicht ganz mit Blindheit geschlagen ist, der kann sich fast schon ausrechnen, was nunmehr kommt. Zu allem Überfluß hält auch der französische Ministerpräsident Reynaud an diesem selben 3. April eine Rundfunkansprache nach den Vereinigten Staaten mit dem Tenor, der Sieg der Alliierten würde „im Interesse der Neutralen" liegen.

Am 5. April endlich wird der Schleier des Geheimnisses um die wirklichen Pläne der Westmächte gelüftet. Zur gleichen Stunde an diesem Tage überreicht in Paris der Ministerpräsident und Außenminister Reynaud und in London der Außenminister Lord Halifax den Gesandten Norwegens

und Schwedens gleichlautende Noten über die Beziehungen Englands zu diesen beiden Ländern. In dieser Note fordern die Westmächte ohne jeden Rechtsgrund von Norwegen die Sperrung seiner Hoheitsgewässer für die nach Deutschland bestimmten Erztransporte, und in der Nacht auf den 8. April legen ihre Flotten ohne vorherige Benachrichtigung Minen an drei verschiedenen Stellen der norwegischen Küste aus. Die norwegische Regierung wird einfach vor die vollendete Tatsache gestellt. In einer Note, die am 8. April frühmorgens um 6 Uhr überreicht wird, wird ihr nachträglich davon Mitteilung gemacht, unter allen möglichen Ausflüchten und Vorwänden.

Was war der Grund? Es war nicht die angebliche Versenkung neutraler Schiffe durch deutsche Aktionen, sondern es war, wie es in diesen Noten auch unverblümt stand, die Tatsache, daß die alliierten Regierungen sich „nicht länger in einen Zustand hineinfinden" konnten, „durch den Deutschland Lieferungen erhält, die von größter Bedeutung für die Kriegführung sind und wodurch Deutschland seitens Norwegens Erleichterungen erhält, welche die Alliierten in eine gefährlich unvorteilhafte Lage versetzen". Damit waren unzweideutig die Erzlieferungen gemeint, die Deutschland seit Kriegsbeginn über den norwegischen Hafen Narvik aus den schwedischen Eisenerzbergwerken von Kiruna und Gellivare bezog, deren freien Durchlaß übrigens England den Norwegern noch am 11. März in einem Kriegs-Handelsabkommen zugesichert hatte. Der Transport dieser schwedischen Eisenerze vollzog sich innerhalb der norwegischen Hoheitsgewässer längs der Küste, war aber den Engländern schon seit längerer Zeit ein Dorn im Auge. So war seit dem alliierten Kriegsrat am 28. März mit besonderer Ausdauer in der englischen und französischen Presse auf den „Skandal" dieser Erzbelieferung Deutschlands unter „neutraler" Mithilfe hingewiesen worden.



Ostmärkische Gebirgsjäger bei Narvik



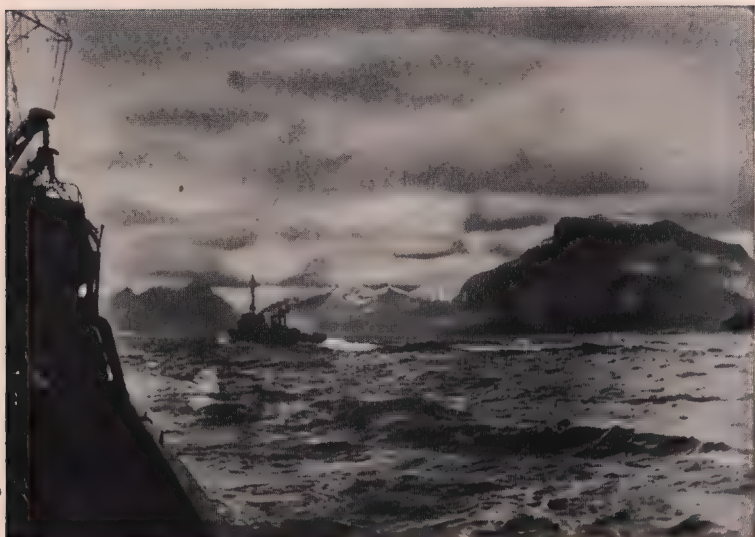
Besetzung der Bahnlinie Oslo — Bergen



In Andalsnes nach dem Rückzug der Engländer



General Dietl, der Held von Narvik

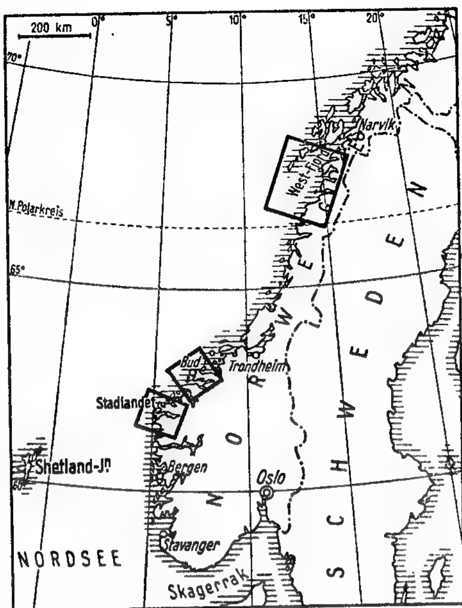


Munitionstransport in den Fjorden vor Narvik



Narvik nach dem Abzug der Engländer

Der Mann, der als treibender Faktor hinter dieser Norwegenaktion stand, Winston Churchill, hat am Tage vor der Minenlegung auch offen zu erkennen gegeben, daß die Minenlegung in den norwegischen Hoheitsgewässern nur den Auftakt zu einer erheblich weitergehenden Aktion der Westmächte bilden sollte. Denn an diesem Tage hat Churchill in einem Zeitungsartikel rundheraus erklärt: „Wenn die Fronten oder die Zentren der Armee des Feindes nicht gebrochen werden können, so müssen ihre Flanken umgangen werden. Wenn sich diese Flanken an die See anlehnen, so hängen die Umgehungsmanöver von der Beherrschung des Meeres ab." Es war der berühmte „Plan Nr. 2", der jetzt hervorgeholt wurde, nachdem der strategische „Plan Nr. 1" — Deutschlands Einkreisung im Osten durch Zusammenführung der Türkei mit Rußland und Rumänien — gescheitert war. Vor allem aber sind durch einen glücklichen Zufall der deutschen Wehrmacht unwiderlegliche Dokumente in die Hände gefallen, die einwandfrei dartun, daß ein englisches Expeditionskorps am Tage vor der Minenlegung eingeschifft wurde, das den Befehl zum Landen an der norwegischen Küste gehabt hat. Zu diesem Expeditionskorps hat



Die englischen Minenfelder vor der norwegischen Küste

u. a. das 8. Bataillon der Sherwood-Foresters gehört, das sich am 7. April bereits auf dem englischen Kreuzer „Glasgow" befand, um in Stavanger zu landen. Es ist außerdem von den deutschen Truppen bei ihrem Eintreffen in Bergen eine Gruppe von fünf englischen Transportschiffen beschlagnahmt worden, die Geschütze, Maschinengewehre und Munition an Bord hatte. Die britische Aktion an der norwegischen Küste sollte sich also keineswegs nur auf die Marine beschränken.

Wie immer hat die deutsche Führung blitzschnell auf diese dreiste Provokation reagiert. Die norwegische Regierung hatte sich mit einem lahmen Protest begnügt, indem sie sich darauf beschränkte, eine öffentliche Erklärung abzugeben, in der sie „ernst und feierlich" gegen den offenen Bruch des Völkerrechtes durch die Westmächte protestierte. Und am Schluß dieser Erklärung, da man endlich auf ein kräftiges Wort und auf eine energische Handlung wartete, hatte es lediglich geheißen: „Die norwegische Regierung muß sich vorbehalten, geeignete Schritte zu ergreifen, zu denen eine solche Neutralitätsverletzung Veranlassung geben kann." Es war also weiter nichts als ein matter Protest, bestehend aus allgemeinen verurteilenden Phrasen und einem billigen Wechsel auf die Zukunft erfolgt. Heute wissen wir, daß diese ausweichende Haltung der norwegischen Regierung nicht einem momentanen Schreck entsprang, sondern einem festen Programm entsprach. Denn auch hier hat die spätere Besetzung der deutschen Regierung ein kompromittierendes Dokument von grundsätzlicher Bedeutung überantwortet. Es ist das Protokoll über die norwegische Regierungskonferenz vom 2. März. In dieser ist aus Anlaß der „Finnland-Hilfe" im norwegischen Staatsministerium eingehend und gründlichst über die Haltung Norwegens bei einem etwaigen Durchmarsch der Alliierten diskutiert worden. Im Verlaufe dieser Aussprache hat der maßgebende Minister, der Außenminister Koht, seinen

Standpunkt dahin definiert: „Wir müßten uns begnügen, zu protestieren, wir sollten uns nicht so einstellen, daß wir auf falscher Seite in den Krieg hineinkommen, wenn wir es nicht vermeiden können, hineingezogen zu werden." Dieser Mann stand also mit seinem Herzen absolut auf der Seite der Alliierten und war gewillt, einen Neutralitätsbruch hinzunehmen, aber nur, wenn er von den Alliierten ausging. Ja er war sogar gewillt, mit England Hand in Hand zu gehen.

Kaum hatte die Welt die erste Verblüffung über den tollen Streich der Westmächte überwunden, da jagte rund um den Erdball bereits die Nachricht von der Antwort durch die Deutschen. Am Morgen des 9. April teilte Reichsminister Dr. Goebbels über den Äther der ganzen Welt mit, daß die deutsche Wehrmacht den bewaffneten Schutz der beiden Staaten Dänemark und Norwegen übernommen habe, um dem in Gang befindlichen britischen Angriff auf die Neutralität Dänemarks und Norwegens entgegenzutreten, und daß zu diesem Zweck an demselben Morgen in beiden Ländern starke deutsche Kräfte aller Wehrmachtteile eingerückt bzw. gelandet seien.

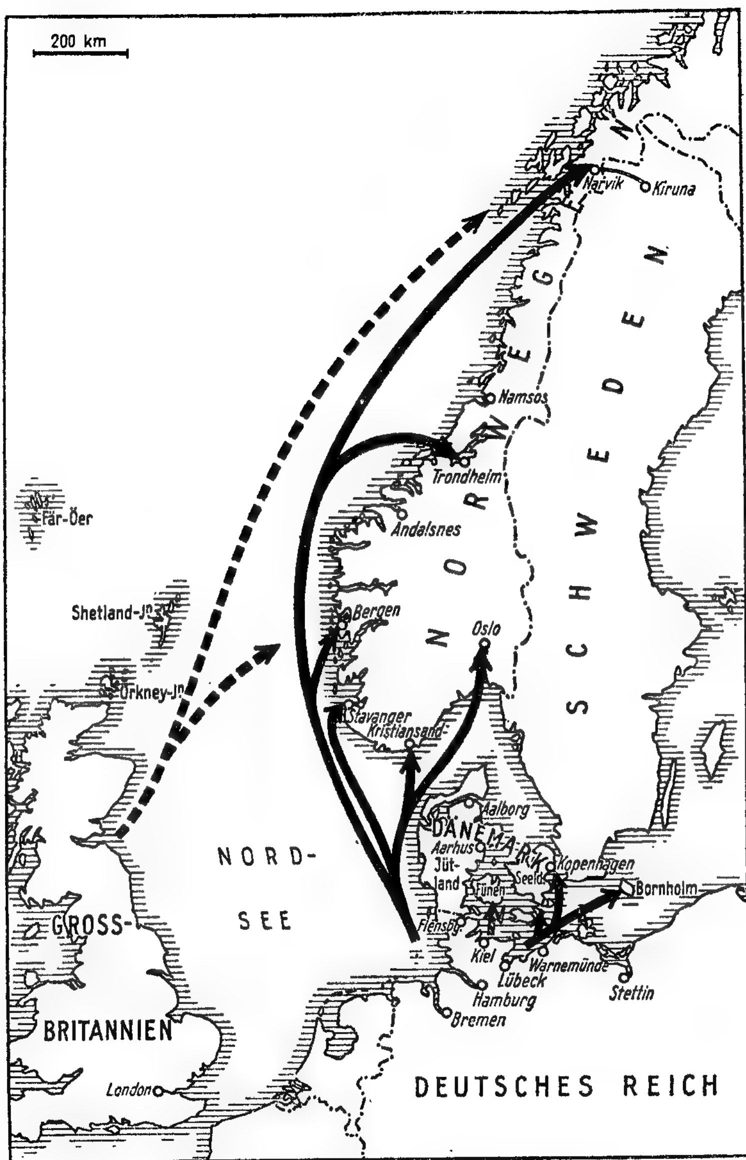
Die Welt hielt einen Augenblick den Atem an. Einen solchen blitzschnellen und kühnen Gegenschlag hatte sie — trotz der gewohnten Überraschungsmanöver der Deutschen — nicht erwartet. Aber diese fast automatische Reaktion der deutschen Führung auf den englischen Faustschlag hatte ihren wohlbegründeten Sinn. Auf diese Weise gelang allein das beinahe Unfaßbare. Es gelang, den Engländern und Franzosen zuvorzukommen! Wie sich nämlich herausgestellt hat, ging es bei diesem Unternehmen um eine Art Wettfahrt auf Leben und Tod. Die Engländer hatten die Landung ihrer Truppen für den 8. April vorgesehen und mit der Einschiffung ihrer Verbände bereits am 5. und 6. April begonnen. Als die deutsche Führung daraufhin ihren bis ins kleinste vorbereiteten Operationsplan in Gang setzte, entschloß sich Churchill, die bereits

eingeschifften Verbände wieder ausschiffen zu lassen, um durch die britische Kriegsflotte erst die deutschen Schiffe aufsuchen und angreifen zu lassen. Dieser Versuch mißlang. Nur einem einzigen englischen Zerstörer war es geglückt, mit deutschen Seestreitkräften in Berührung zu gelangen. Er wurde schnell versenkt. Das Gros der englischen Schlachtflotte aber kam zu spät. Der deutsche Vorsprung war nicht mehr einzuholen. Ein glänzendes Zeugnis der großartigen Präzisionsarbeit des deutschen Admiral- und Generalstabs und der ausführenden Truppen!

Überhaupt — es wird immer zu den glänzendsten Leistungen der deutschen Wehrmacht gehören, wie diese Operation, und besonders die großangelegte Landung in Norwegen, durchgeführt worden ist. Es war, wie der Führer es später ausgedrückt hat, „das kühnste Unternehmen der deutschen Kriegsgeschichte". Beträgt doch die Entfernung zwischen dem nördlichsten Landungsplatz Narvik und der deutschen Küste nicht weniger als 1200 Seemeilen, also mehr als 2000 Kilometer.

Starke Einheiten des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe waren in einheitlichem Zusammenwirken eingesetzt. Den Oberbefehl führte der General der Infanterie v. Falkenhorst, die Seestreitkräfte standen unter dem Befehl des Generaladmirals Saalwächter und des Admirals Carls, die Verbände der Luftwaffe unter Führung des Generalleutnants Geißler, während die Operationen der Luftwaffe von Generaloberst Milch geleitet wurden.

In Dänemark rückten motorisierte Truppen und Panzerkräfte unter Führung des Generals der Flieger Kaupisch ein und besetzten in schnellem Vormarsch das Land. Kopenhagen wurde bereits in den frühen Morgenstunden kampflos besetzt. Sehr rasch ergab sich ein Einvernehmen mit der dänischen Wehrmacht, und alsbald erließ der König zusammen mit der Regierung eine Proklamation, in der beide es dem dänischen



Die deutsche Landung in Dänemark und Norwegen

Volk zur Pflicht machten, „sich jeden Widerstandes gegen die Truppen zu enthalten".

Die norwegische Küste wurde an sechs verschiedenen Stellen besetzt: in Oslo, Kristiansand, Stavanger, Bergen, Drontheim und Narvik. Nicht überall ging es ohne Kampf ab. Vor allem die Einfahrt in den Oslo-Sund begegnete ernsten Schwierigkeiten. Der an der Spitze des Verbandes fahrende deutsche Kreuzer „Blücher" geriet in das Feuer einer Batterie schwerer Küstengeschütze, erlitt dabei ernste Beschädigungen und erhielt von einer Torpedobatterie an Land zwei Torpedotreffer, die ihn zum Sinken brachten. Auch vor der Festung Kristiansand kam es zu einem ernsten Gefecht. Hier wurde der Kreuzer „Karlsruhe" zum Sinken gebracht, nachdem er die Landung der Truppen sichergestellt hatte. Am schwierigsten war das Eindringen in Narvik. Dort lösten im Zusammenwirken mit der Luftwaffe die Zerstörer unter Kommodore Bonte zwar die Aufgabe der Ausschiffung ihres Truppenkontingents; da sie aber infolge Verlustes eines Öldampfers nicht genügend Brennstoff für die Heimfahrt hatten, wurden sie von überlegenen feindlichen Feindkräften eingeschlossen und versenkten sich nach Verfeuerung ihrer letzten Munition größtenteils selbst. Auch eines der Transportschiffe, das mit schwerer Artillerie beladen war, war vorher untergegangen. Dieser Verlust sollte später dem deutschen Landungskorps unter Befehl des Generalleutnants Dietl noch viel zu schaffen machen. Der Verlust der Zerstörer und Dampfer ließ die Sicherung der gelandeten Truppen nunmehr ganz in die Hände der Luftwaffe übergehen, die sich dieses Auftrages vorbildlich entledigte.

Paris und London waren im ersten Augenblick ratlos. Sie waren völlig überrumpelt und aus dem Konzept gebracht. Reynaud und Daladier wußten sich nicht anders zu helfen, als nach London zu fliegen. Chamberlain blieb, um den ersten

niederschmetternden Eindruck zu verwischen, nichts anderes übrig, als daß er noch an demselben 9. April im Unterhaus eine Erklärung abgab, in der folgende Sätze standen: „Die britische Regierung hat sofort der norwegischen Regierung versichert, daß sie dieser ihre Hilfe in vollem Umfang zur Verfügung stelle, und daß sie den Krieg gemeinschaftlich mit ihr führen werde. Starke Einheiten der Kriegsmarine sind in See gegangen. Es besteht engste Zusammenarbeit mit der französischen Regierung und den französischen Wehrmachtsteilen, die gemeinsam mit den Unseren operieren." Reynaud hatte noch vor seiner Abreise aus Paris dem norwegischen Gesandten eine fast gleichlautende Erklärung abgegeben. Also wieder ein Beistandsversprechen „in vollem Umfang"!

Zunächst schien es auch in der Welt draußen, als hätten die Deutschen sich blutige Köpfe bei ihrem Abenteuer geholt. Denn am Tage nach der deutschen Landung brachten die englischen Blätter triumphierende Siegesnachrichten. In den „Evening News" konnte man lesen, daß Bergen von Engländern besetzt sei, und daß die britische Flotte Oslo zur Übergabe aufgefordert habe und zum Bombardement bereitstehe. Das andere große Boulevardblatt des Abends, der „Star", trug am Kopf die knallige Überschrift: „Größte See- und Luftschlacht der Geschichte — Die britische Flotte vertreibt die Nazis aus Norwegen". Auch der britische Rundfunk sandte frohlockend derartige Siegesmeldungen hinaus. Sie stammten von der Reuter-Agentur, also dem amtlichen Nachrichtenbüro.

Aber schon am nächsten Tage mußte Winston Churchill dieser Siegesstimmung einen schweren Dämpfer aufsetzen. Im Unterhaus mußte er erklären, daß das englische Volk sich in seiner Hoffnung getäuscht habe. Es habe so ausgesehen, als ob die feindlichen Seestreitkräfte zwischen den englischen Verbänden im Norden und der Hauptflotte im Süden, die beide überlegen

waren, erwischt worden seien. Aber es hätte sich anders herausgestellt. Zu seiner Entschuldigung brachte er die klassischen Sätze vor: „Sie können auf eine Karte blicken mit abgesteckten Fähnchen und können meinen, daß dies oder das Ereignis sicher sei. Wenn Sie jedoch auf die See kommen, mit ihren ausgedehnten Entfernungen, ihren Stürmen und Nebeln, mit einbrechender Nacht und allen Ungewißheiten, dann können Sie nicht die Art von Bedingungen erwarten, die sich bei den Bewegungen von Armeen auf dem Lande ergeben." Es war trotz der gelehrten Sätze ein Armutszeugnis, das sich der Erste Lord der Britischen Admiralität damit ausstellte. Denn schließlich, die gleichen Bedingungen hatten ja auch für die Deutschen gegolten, die sich bisher fast immer nur mit „Bewegungen von Armeen auf dem Lande" abgegeben hatten. Und diese hatten trotzdem alle ihre Ziele, sogar jenseits des Polarkreises, trotz Nacht und Nebel erreicht!

England war bei diesem verfrühten Siegesjubel einer Täuschung durch den norwegischen Stortingpräsidenten C. J. Hambro zum Opfer gefallen, der als erster in Norwegen das Weite gesucht und sich in Stockholm häuslich niedergelassen hatte. Hambro war Jude und hatte sofort im „Grand Hotel" in Stockholm ein eigenes „Informationsbüro" aufgemacht, von dem aus er die Welt mit Siegesnachrichten beglückte.

Die Wirklichkeit war anders. Es war etwas in der Geschichte des Seekrieges Einzigartiges von den deutschen Truppen vollbracht worden. In idealer Zusammenarbeit hatten die drei Wehrmachtsteile Heer, Marine und Luftwaffe ein Wunderwerk an Mut, Organisation und Präzision geleistet. Wenn man bedenkt, daß die deutschen Schiffe den Auftrag hatten, in der Frühe des 9. April zu genau bestimmter Stunde in Hafenplätze einzulaufen, die alle im Aktionsbereich der britischen Heimatflotte lagen, und daß diese Heimatflotte der

noch kleinen deutschen Flotte haushoch überlegen war, wenn man weiterhin bedenkt, daß die gesamte norwegische Küste noch immer im tiefsten Winter lag, daß Nebel und Schnee dort im Norden das Regiment führten und insbesodere Narvik jenseits des Polarkreises lag, dann kann man nur in höchster Bewunderung vor dieser Leistung stehen.

Jede einzelne dieser Landungen war ein Meisterstück, aber die höchste Bewunderung gebührt der Landungsoperation in Narvik. Sie hat vom ersten Augenblick an auch das deutsche Volk in seinen Bann gezogen und mit besonderem Stolz erfüllt. Denn an ihrem Beispiel wurde von der deutschen Wehrmacht gezeigt, daß es für sie kein „Unmöglich" gibt, und daß sie an der Größe der Schwierigkeiten nicht zerschellt, sondern höchstens wächst.

Gerade diese nördliche Kampfgruppe war schon auf der Anfahrt in Berührung mit dem Feind gelangt und hatte durch einen ihrer Schweren Kreuzer den englischen Zerstörer „Glowworm" bei dieser Gelegenheit in Grund geschossen. Aber ihre schwerste Aufgabe kam erst noch.

Schon die Einfahrt in den Hafen von Narvik, der versteckt hinter einem Labyrinth von Fjorden liegt, war geradezu abenteuerlich. Die Aufgabe, Narvik zu besetzen, war einer Zerstörerflottille unter dem Kapitän z. S. und Kommodore Bonte und einer Division von ostmärkischen Gebirgsjägern unter dem Generalleutnant Dietl zugefallen. Unter widrigen Witterungsbedingungen — es herrschte dichtes Schneetreiben — lief die Zerstörerflottille, gedeckt von schweren deutschen Streitkräften, trotz dichten Nebels, nachdem auch die Norweger alle Feuer ausgelöscht hatten, pünktlich in der Frühe des 9. April in den Vestfjord ein. Genau zur befohlenen Zeit hielt sie vor Narvik. Im Hafen dort lagen zwei norwegische Panzerschiffe „Norge" und „Eidsvoll". In der Stadt selbst, einem Platz von 10000 Einwohnern, lag eine Kompanie In-

fanterie, eine Pionierkompanie und eine Flakbatterie. Auf dem Truppenübungsplatz Elvegaardmoen, etwa 15 Kilometer nördlich von Narvik, war ein Infanteriebataillon garnisoniert. Die beiden Panzerschiffe, die sofort das Feuer eröffneten, wurden versenkt. Nun konnte die Landung der auf den Zerstörern eingeschifften Truppen planmäßig vor sich gehen. Den deutschen Schiffen aber folgten bereits dicht auf den Fersen englische Seestreitkräfte.

Wir wissen aus einem Bericht des Oberst Sundlo, des Ortskommandanten von Narvik, wie knapp der Vorsprung gewesen ist, den die Deutschen vor den Engländern hatten. In der Nacht auf den 9. April um 22 Uhr erhielt Oberst Sundlo von seinem Divisionskommandeur folgenden Fernspruch: „Vom norwegischen Gesandten in London wird gemeldet, daß deutsche und englische Seestreitkräfte sich in der Nordsee auf dem Wege nordwärts befinden. Gegen Mitternacht können sie in Ofoten erwartet werden. Auf die Deutschen wird geschossen, aber nicht auf die Engländer."

Dieser Fernspruch wirft nebenbei ein eigentümliches Licht auf die Auffassung hoher norwegischer Offiziere von der „Neutralität". Denn diese Anweisung erfolgte, noch bevor die Deutschen den Versuch einer Landung gemacht hatten.

Nach den eigenen Worten von Oberst Sundlo war es nur dem bestimmten und überzeugenden Auftreten des Generals Dietl zuzuschreiben, daß es bei der Besetzung der Stadt ohne Blutvergießen abging. Oberst Sundlo schreibt darüber: „Ich ging also wieder zum Bataillon, um zu überwachen, daß es richtig entwickelt würde, und traf dort den deutschen Kommandeur Generalleutnant Dietl, der mit seinem Stab in der vordersten Linie vorrückte. In Begleitung des Generals war auch der deutsche Konsul in Narvik. General Dietl sagte: ‚Sie dürfen es nicht zum Blutvergießen kommen lassen. In diesem Augenblick haben wir Dänemark besetzt, wir sind eben-

falls die Herren über Oslo, Kristiansand, Stavanger, Bergen und Drontheim. Hier in Ofoten ist eine Division an Land gegangen. Elvegaardmoen ist besetzt. Ihre beiden Panzerschiffe sind versenkt. Im Hafen liegen zehn Zerstörer und davor liegen zwei Schlachtschiffe. Sie haben keine Möglichkeiten mehr. Ich bitte Sie auf das eindringlichste, nicht schießen zu lassen.'"

Angesichts dieser aussichtslosen Lage hat Oberst Sundlo die Stadt dann übergeben. Die Deutschen hatten jetzt in und um Narvik Fuß gefaßt, aber an Artillerie hatten sie weiter nichts als einige Gebirgsgeschütze verfügbar, da der Transporter mit der schweren Artillerie gesunken war. Weit schwieriger noch als die Besetzung sollte sich freilich die Behauptung von Narvik erweisen.

Schon vom ersten Tage an haben die Engländer ihr Hauptaugenmerk auf die Vertreibung der Deutschen aus Narvik gerichtet — was nicht weiter zu verwundern war. Denn die Erzbahn von Narvik nach Kiruna und der hochmoderne, mit allen Errungenschaften der Technik ausgerüstete Erzhafen in Narvik war für sie von Anfang an der Ausgangspunkt ihrer skandinavischen Pläne gewesen. So waren denn auch noch keine vierundzwanzig Stunden vergangen, als die Engländer in der Frühe des nächsten Tages aufkreuzten. Es waren Kreuzer und Zerstörer. Nach einem erbitterten Gefecht wurde der Angriff abgeschlagen, auf englischer Seite blieben drei Zerstörer und auf deutscher Seite zwei Zerstörer, auf deren einem der Führer der Zerstörer, Kapitän zur See und Kommodore Bonte, den Tod fand, auf der Strecke. Aber der Hauptansturm der Engländer stand noch bevor. Er erfolgte am 13. April. Diesmal setzten sie einen Verband, bestehend aus einem Schlachtschiff, Flugzeugträgern, Kreuzern und zahlreichen Zerstörern, ein. Ihnen stand nur die bereits geschwächte Zerstörerflottille gegenüber. Trotz der erdrückenden Übermacht haben die deut-

schen Seestreitkräfte furchtlos den ungleichen Kampf aufgenommen und den britischen Schiffen das Eindringen in den Hafen zu verwehren gesucht. Erst als die letzte Granate und der letzte Torpedo verschossen war, zogen sie sich in das Innere des Fjords zurück. Dort legt einer der deutschen Zerstörer sich quer vor den engen Fjord und ermöglicht es dem Rest der Schiffe, ihre Besatzungen an Land zu bringen. Zwar, die deutschen Zerstörer wurden bei diesem Manöver von den schweren Geschützen der Engländer zusammenkartätscht; aber rund zwei Drittel ihrer Besatzung wurden in Sicherheit gebracht und als willkommene Verstärkung in die Verteidigungstruppe von Narvik eingegliedert. Auf englischer Seite wurde neben anderen Zerstörern der Zerstörer „Cossack" kampfunfähig gemacht. Er wurde in Brand geschossen und strandete. Eine gerechte Vergeltung für den Banditenstreich desselben Schiffes gegen die „Altmark"!

Die Taten der deutschen Zerstörer des Kommodore Bonte sichern ihnen „unsterblichen Ruhm", wie es mit Recht in dem Bericht des OKW. über diesen Kampfabschnitt heißt.

Die Engländer wiederholten in den nächsten Tagen ihre Angriffe sowohl zur See wie in der Luft. Starke englische Seestreitkräfte blockierten die Hafeneinfahrt, aber einzudringen haben sie nicht vermocht. Am 17. April landeten sie Truppen bei Harstad auf der Insel Hinnoöy, 60 Kilometer nördlich von Narvik. Aber auch von da aus haben sie nichts ausrichten können. Am 18. April durfte der Wehrmachtsbericht mit stolzer Genugtuung melden: „Narvik und seine Umgebung sind in deutscher Hand."

In dem südlichen Norwegen wurde in der gleichen Zeit die deutsche Position weiter ausgebaut. Zunächst galt es, die gewonnene Stellung um Oslo planmäßig zu verbreitern. Bis zum 17. April war dieses Gebiet gesäubert und die norwegische Truppe über die schwedische Grenze

zurückgedrängt. Die nächste Aufgabe war die Herstellung der Verbindung zwischen dem Raum um Oslo mit dem Raum um Bergen und Drontheim. Sie war logisch gegeben und klingt auf dem Papier höchst einfach. In der Wirklichkeit aber lagen weite Entfernungen und hohe, noch schnee- und eisbedeckte Gebirgszüge zwischen diesen Gegenden.

Mittlerweile hatte sich auch die Haltung der norwegischen Regierung geklärt. Obwohl nämlich die deutsche Reichsregierung in ihrem Memorandum vom 9. April der norwegischen Regierung — genau wie der dänischen — die feierliche Erklärung abgegeben hatte, „daß Deutschland nicht die Absicht hat, durch seine Maßnahmen die territoriale Integrität und politische Unabhängigkeit des Königreichs Norwegen jetzt oder in der Zukunft anzutasten", vermochte die norwegische Regierung sich doch nicht zu einer positiven oder wenigstens abwartenden Haltung gegenüber den deutschen Truppenlandungen durchzuringen. Auch ein erneuter deutscher Appell an dem gleichen Tage, der durch den deutschen Gesandten Dr. Bräuer der norwegischen Regierung überbracht wurde und die vorherige Erklärung noch einmal bekräftigte, fruchtete nichts. Am 14. April erließ König Haakon von Norwegen, der aus seiner Hauptstadt geflüchtet war, eine Proklamation mit scharf deutschfeindlicher Tendenz. In dieser forderte er die Bevölkerung zum Widerstand auf. Er hatte anscheinend nichts aus den Lektionen „Polen" und „Finnland" gelernt. Wahrscheinlich aber hat seine Verwandtschaft mit dem englischen Königshaus — seine verstorbene Frau war eine englische Prinzessin — den Ausschlag gegeben. Er brachte damit seine Armee in einen höchst peinlichen Pflichtenkonflikt. Seinem Volk hat er zweifellos keinen Dienst erwiesen. Das rollende Rad des deutschen Vormarsches hat er noch weniger aufhalten können.

Die weitere Besetzung Norwegens durch die deutschen Truppen schreitet — davon unbeeinflußt — planmäßig und unaufhaltsam vorwärts. Im Raum von Narvik wird am 16. April die Erzbahn bis zur schwedischen Grenze besetzt. Im Raum von Oslo ist am 18. April die Gegend südostwärts bis zur schwedischen Grenze gesichert. Am 22. April ist die Landverbindung von Oslo nach Stavanger über Kristiansand hergestellt. Endlich scheinen auch die Engländer sich so weit ermannt zu haben, daß sie den Versuch wagen, selbst zu landen und den Kampf mit den Deutschen an Ort und Stelle aufzunehmen. Aber man merkt es bald, ihr Offensivversuch erfolgt nur mit halbem Herzen und mit unzureichenden Kräften. Vor allem scheint ihre Ausrüstung mit Artillerie und Flakgeschützen unzureichend, dafür aber ihre Sportausrüstung um so vollkommener gewesen zu sein! Das ganze Unternehmen war für sie offensichtlich mehr eine Prestigefrage als ein spontaner Entschluß. Sie werden jetzt von dem Außenminister Koht, der nach London geflohen ist, beim Wort genommen, und Chamberlain wird energisch an sein Versprechen der Hilfeleistung „im vollen Umfange" erinnert. Die besten Hafenplätze sind bereits in deutscher Hand. So verbleiben den Engländern als Ansatzpunkte nur die Hafenstadt Andalsnes südlich Drontheim und die Hafenstadt Namsos nördlich Drontheim als die einzigen Eisenbahnstationen nach dem inneren Norwegen. Am 17. April werden britische und französische Truppen an diesen beiden Plätzen gelandet. Schon bei der Landung werden sie durch starke deutsche Kampffliegerverbände gebührend empfangen. Bei Andalsnes wird ein Kreuzer durch Bombenwurf versenkt, ein anderer wird auf Strand gesetzt. Ein Truppentransportschiff von 15000 BRT. wird durch Bombentreffer in Brand gesteckt.

Am 22. April kommt es zum ersten Zusammentreffen von Deutschen und Engländern auf norwegischem Boden. Zum

Die Eisenbahnverbindungen zwischen Oslo und der Westküste

ersten Male werden die olivgrünen Uniformen der Engländer gesichtet. Die Deutschen haben sich bis Lillehammer durchgekämpft, während die Engländer in flotter Fahrt auf der Eisenbahn oder per Auto bis dorthin gelangt sind. Hier muß sich herausstellen, ob es den Engländern wirklich ernst ist mit ihrer Beistandsverpflichtung. Das Auftauchen der olivgrünen Uniformen reizt den Kampfgeist der deutschen Truppen ganz besonders. Die Vorhut der Engländer wird, völlig verdutzt, gefangengenommen. Das Gros ergreift vor lauter Schrecken die Flucht.

Von da an sind die Engländer nicht mehr zum Stehen gekommen. Die Norweger haben, nachdem sie die Drückebergerei der Engländer erkannten, schließlich den Widerstand nordwestlich Lillehammer von selbst aufgegeben. Am 1. Mai wurde der Eisenbahnknotenpunkt Dombaas von den Deutschen erreicht, an dem sich die Bahnlinie nach Andalsnes und Drontheim gabelt. Damit wurde Engländern und Norwegern die Möglichkeit aus der Hand genommen, die Strecke nach Drontheim zu blockieren. Und schon am nächsten Tag haben die Engländer sich in Andalsnes auf die Schiffe begeben. Das Ende ihres Rückmarsches muß einer wilden Flucht geglichen haben, sonst hätten sie die Entfernung von Dombaas nach Andalsnes nicht in dieser kurzen Frist bewältigen können. Am 2. Mai war das Gebiet von Andalsnes völlig geräumt und die Stadt selbst in deutscher Hand. Am nächsten Tag ward auch der Hafenplatz Namsos von ihnen aufgegeben, nachdem Engländer und Franzosen vergeblich versucht hatten, von hier aus längs der Bahn über Steinkjer nach Drontheim durchzustoßen.

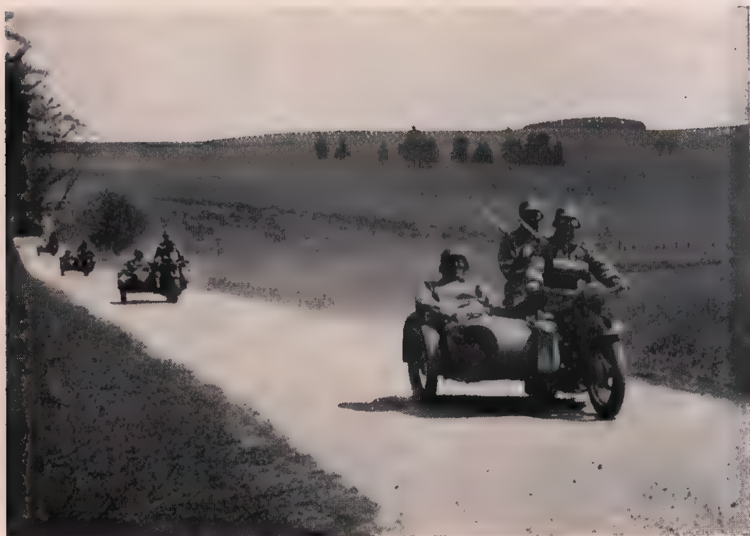
Es war ein klägliches militärisches Schauspiel, das die Engländer bei diesem Rückzug boten. Winston Churchill hat zwar die Kühnheit besessen, im englischen Unterhaus von einem „erfolgreichen" Rückzug zu sprechen. Es war aber auch ein klägliches *moralisches* Schauspiel. Schon auf dem Vormarsch



Übergang über die Maas bei Maastricht



Durch die Grenzsperren hindurch



Kradschützenabteilung in Belgien



Nach der Einnahme von Antwerpen



Das belgische Fort Embach nach dem Angriff der Stukas



Im Vorfeld von Maubeuge



Vormarsch durch zerstörte Dörfer

hatten die Engländer es wohlweislich vorgezogen, den Norwegern den Löwenanteil des Kampfes und die vordersten Stellungen zu überlassen. Aber jetzt, nachdem es wirklich brenzlig geworden war, brachten sie es sogar fertig, die Norweger schnöde im Stich zu lassen.

So ist die Einschiffung der englischen Truppen in Namsos für den norwegischen Abschnittskommandeur Oberst Goetz wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen. Wir stützen uns dabei auf den Bericht einer absolut unverdächtigen Quelle, der Stockholmer Zeitung „Svenska Dagbladet". Hiernach war auf den 2. Mai ursprünglich der Beginn einer neuen englisch-norwegischen Offensive festgesetzt worden, die auf Ersuchen der Engländer wieder aufgeschoben worden war. Am 3. Mai aber, als es losgehen sollte, waren die Engländer bereits aus Namsos verschwunden. Der Rückzug erfolgte so überstürzt, daß sie den größten Teil ihres wertvollen Materials zurücklassen mußten. Bei Einbruch der Nacht machten sie sich mit Windeseile aus den Stellungen davon zum zerstörten Hafen, wo zwei Kriegsschiffe sie erwarteten. Auf dem Wege warfen sie alle ihre Helme, Tornister und Ausrüstungsgegenstände weg. Am besten erkennt man das panikartige Tempo der englischen Flucht daran, daß das britische Schlachtschiff, das als letztes den Hafen von Namsos verließ, einen großen Automobilpark im letzten Augenblick durch das Feuer seiner Schiffsbatterien in Brand setzte. Und der größte Teil der englisch-französischen Truppen war bereits eingeschifft, als mitten in der Nacht der Oberst Goetz einen Brief des englischen Kommandierenden Generals und einen zweiten des französischen Kommandeurs erhielt, in denen diese von ihrer Abreise Mitteilung machten.

Der Brief des Engländers ist so bezeichnend in Ton und Inhalt, daß er verdient, als historisches Dokument auch für spätere Geschlechter hier festgehalten zu werden. Er ist von

einem als besonders tapfer geltenden britischen Offizier geschrieben, der schon im Weltkrieg einen Arm verlor, und lautet:

„Lieber Oberst Goetz, zu meinem größten Leidwesen unterrichte ich Sie hiermit davon, daß wir dieses Gebiet räumen müssen. Jeder von uns empfindet diese Tatsache sehr tief. Wir lassen einen ganzen Teil Material hier; wir hoffen, daß Sie dieses übernehmen können, und wir sind überzeugt, daß dieses für Sie und Ihre tapfere Armee von großem Nutzen sein wird. Wir selbst hoffen, daß wir wieder hierher zurückkommen und Ihnen helfen können, Ihren Kampf zu einem glücklichen Ende zu führen.

Hochachtungsvoll Carton de Wiart."

Wie diese Treulosigkeit auf die norwegischen Soldaten gewirkt hat, das ergibt am besten der Tagesbefehl des Divisionschefs der norwegischen Truppen an seine Soldaten vom 3. Mai. In diesem heißt es:

„Da England und Frankreich aus unbekannten Gründen den Versuch aufgegeben haben, uns in unserem Kampf zu unterstützen, und in der Nacht auf Freitag (3. Mai) ohne Warnung an uns ihre Truppen von Namsos zurückgezogen haben, stehen wir heute allein da... Ich habe deshalb dem deutschen Kommando vorgeschlagen, Waffenruhe eintreten zu lassen.

Es war unbegreiflich von dem englischen Oberkommandanten, den Rücken meiner Truppen zu entblößen, ohne mich zu warnen, so daß ich von der einzig möglichen Rückzugslinie auf Mosjoen abgeschnitten bin."

Diese Schmach der Flucht aus Norwegen und des Verrats an dem norwegischen Bundesgenossen war so himmelschreiend, daß sie auch in England nicht überhört werden konnte. Noch am 26. April hatte Reynaud händeringend an Chamberlain telegraphiert, er möge das Drontheim-Unternehmen ja nicht

aufgeben. Er wußte wohl, was auf dem Spiele stand. In diesem Telegramm hatte er Chamberlain völlig zutreffend zwei Umstände vor Augen gehalten: „Man muß große Gesichtspunkte haben oder überhaupt nicht Krieg führen. Man muß schnell handeln oder man verliert den Krieg." Trotz dieser Warnung hat Chamberlain den Rückzug befohlen. Um so tiefer war die Enttäuschung und Erregung im englischen Volke. „Die erste ernsthafte Niederlage", schrieb in diesen Tagen das Arbeiterblatt „Daily Herald". Und J. L. Garvin, der angesehene Herausgeber des „Observer", faßte in seinem Leitartikel vom 5. Mai sein Urteil dahin zusammen: „In vierzehn Tagen war der ganze Versuch, wie er ursprünglich geplant war, gescheitert. Wir kennen kein Gegenstück zu diesem Zusammenbruch einer militärischen Aktion gleich einem Kartenhaus."

Diese Kritik aus dem eigenen Hause war hart, aber gerecht. Kein Wort an ihr war zuviel. Und die Unzufriedenheit mit Chamberlain, die schon seit langem unter der Oberfläche schwelte, schlug jetzt zur offenen Flamme empor.

Immerhin, die Engländer haben wenigstens noch einen Versuch unternommen, ihren stark beschädigten Ruf wieder etwas zu flicken. Vielleicht war es auch der letzte verzweifelte Versuch, den Deutschen wenigstens Narvik und die Erzbahn zu entreißen und auf diese Weise doch noch den Krieg in Skandinavien wach zu halten. Nachdem sie den Rest des Monats April über verschiedene Anläufe gemacht hatten, Narvik auf allen möglichen Wegen und Umwegen zu packen, holten sie — endlich — im Mai zu einem großangelegten Schlag aus. Bei diesem gelang es ihnen tatsächlich, nach stärkster Beschießung in die Stadt Narvik einzudringen. Unter den Franzosen bildeten Fremdenlegionäre ein starkes Kontingent. Aus der Glut der Sahara hatte man sie als Kanonenfutter hierher geschafft!

Ihnen stand eine Schar von 2500—3000 deutschen Gebirgsjägern und Matrosen gegenüber. Die Deutschen waren jetzt aus der Stadt auf die Höhen rings um Narvik hinausgedrängt, nach allen Seiten abgeschnitten. Die Front betrug fast 100 Kilometer in der Breite und über 40 Kilometer in der Tiefe.

Nunmehr steigert sich der Widerstand des Häufleins der deutschen Verteidiger zu einem monumentalen Heldenepos inmitten von Eis und Schnee, das an die Größe der alten Heldensagen gemahnt. Wie dieses Häuflein deutscher Soldaten sich in diesen Wochen, allein auf sich gestellt, allen Gewalten zum Trotz gehalten hat, diese Tat wird als eine Legende von der himmelanstürmenden Tapferkeit des deutschen Soldaten in die Geschichte eingehen. Wochenlang bestand zwischen ihnen und der Heimat keine andere Brücke als der Weg durch die Luft. Proviant und Munition gingen zur Neige. Der Winter wollte und wollte nicht weichen. Schwere Waffen standen nicht zur Verfügung. Trotzdem haben sie ausgeharrt. Gelegentlich erschien in der Luft, trotz wehender Schneestürme, ein Flugzeug aus der Heimat, das mit Fallschirmen Soldaten absetzte oder Sendungen mit Munition oder Lebensmitteln abwarf. Auch diesen Fliegern, die ihren Kameraden auf vorgeschobenem Posten — mancher vermeinte, es sei ein verlorener Posten — zu Hilfe kamen, ist höchster Dank zu zollen. Wie überhaupt aus der Geschichte der heldenhaften Behauptung Norwegens die Mitwirkung der Kriegsmarine und der Luftwaffe nicht wegzudenken ist. Ohne einen ausreichenden Nachschub an Waffen, Munition und sonstiger Ausrüstung stand die gelandete Besatzung auf verlorenem Posten. Diese Versorgung aber ist hauptsächlich das großartige Werk der See- und Luftstreitkräfte gewesen. Wie viele Geleitzüge sind, von Kriegsschiffen und Flugzeugen gesichert, in diesen kritischen Wochen durch das von Minen, feindlichen

U-Booten, Kriegsschiffen und Fliegern gefährdete Fahrwasser nach Norden geschwommen! Und wie viele Flugzeuge sind als Eiltransporter gen Norden durch Schneestürme und Nebelbänke gezogen! Was hat die Luftwaffe auch durch Bombardierung der feindlichen Flotteneinheiten vor der Küste zur Öffnung der Zufahrtlinien und damit zum Gelingen des Werkes beigetragen! Am 3. Mai wurde westlich Namsos sogar ein englisches Schlachtschiff durch Sturzkampfflieger mit Bomben belegt und zum Sinken gebracht. Die deutschen U-Boot-Jäger und sonstigen Kriegsschiffe haben in den ersten vier Wochen im Skagerrak und Kattegat nicht weniger als 19 feindliche U-Boote zur Strecke gebracht und sogar den großen englischen U-Boot-Minenleger „Seal" in einen deutschen Hafen einbugsiert. Auch die Minensuch- und Räumflottillen in ihrer stillen, unscheinbaren, aber nicht minder harten und gefährlichen Arbeit haben ihr gerüttelt Maß Anteil am Gelingen des grandiosen Werkes gehabt.

Über allen Taten aber, die in Norwegen vollbracht wurden, steht leuchtend der Ruhm der Kämpfer von Narvik. Nicht wenige haben ihre Treue mit dem Tode bezahlt. Noch heute künden Reihen von blumengeschmückten Grabhügeln von dem Opfer dieser Tapferen, die hoch im Norden für Deutschlands Größe starben. Aber noch mehr Grabkreuze von zum Teil Namenlosen, nur mit einem Stahlhelm gekennzeichnet, zeugen von den geopferten Fremdenlegionären und Polen, die Franzosen und Engländer als Kanonenfutter hier zur Rettung ihres Prestiges in den Tod geschickt haben.

Damals ist der Kern von Narvik durch die englischen und französischen Angreifer größtenteils in Grund und Boden geschossen worden. Die Deutschen aber haben wenigstens noch einen schmalen Abschnitt der Erzbahn halten können. Sie haben diesen Fleck mit ihrem Herzblut verteidigt. Was sie

geleistet haben, grenzt ans Sagenhafte. Aber auch dieses Wunder findet seine natürliche Erklärung. Es hat seinen Grund in dem idealen Zusammenwirken einer glänzenden Führung mit einer glänzenden Truppe. Denn die aus ostmärkischen Gebirgsjägern und aus Matrosen gebildete Truppe hat buchstäblich ihr Letztes hergegeben. Und der Führer an ihrer Spitze, Generalleutnant Dietl, war ein Soldat aus echtem Schrot und Korn, so daß beide — Führer und Truppe — wie zu einem Stahlblock miteinander verschmolzen waren.

Als Generalleutnant Dietl nachträglich von einem Journalisten gefragt wurde, wie die Sache zugegangen sei, da hat er ihm in seiner schlichten, kernigen Art darauf geantwortet:

„Es war nicht leicht, aber meine Jäger, mit di mach' i all's. — I hab's dem Führer versprochen, hab' i ihna immer g'sagt, und dann haben's nur a Antwort g'habt: Nachher halten mer's, Herr General, wenn's dem Führer versprochen ham." — „Und sie sind liegen blieb'n, wo sie lagen — gute Bu'm, meine Jäger." Er deutet auf sein Kreuz an der Brust. „Das Kreuzl trag' i auch für die Bu'm, die haben's verdient — was hätt' i denn mach'n soll'n ohne die —."

Dieses „Es war nicht leicht" klingt noch bescheiden, wenn man den wirklichen Hergang damit vergleicht. Denn in dem Moment der höchsten Krise war der Generalleutnant Dietl allein auf sich und seine Verantwortung gestellt. Auch dies hat er demselben Berichterstatter geschildert:

„Ja, es war ja leicht, solange ich den Befehl vom Führer hatte, Narvik zu halten — da gab es ja nichts anderes als eben halten —, als es dann aber hieß, ich sollte halten nach eigener Verantwortung, war jeder Tag doppelt schwer an Entscheidung geworden. Das eine stand fest, auch in den schwersten Stunden: die Engländer hätten keinen von uns lebendig gekriegt."

Dieser persönliche Mut des Generalleutnants Dietl — der moralische Mut zur Verantwortung und der physische Mut des persönlichen Einsatzes in der unmittelbaren Front — hat den Ausschlag gegeben. Und ihm ist es zuzuschreiben, daß der Generalleutnant Dietl seit diesen Tagen als der „Held von Narvik" im Bewußtsein des deutschen Volkes lebt.

Es sind zum Schluß äußerst kritische Tage gewesen, in denen die erdrückende Übermacht von Engländern, Franzosen, Polen und Norwegern das kleine Häuflein der Deutschen zu zermalmen drohte. Aber dieses Häuflein — bestehend aus ostmärkischen (Steirer und Kärnter) Gebirgsjägern, Matrosen der Zerstörer und Fallschirmjägern — hat ausgehalten und durchgehalten, so lange bis die Stunde kam, da Franzosen und Engländer an anderer Stelle alle Hände voll mit sich selbst zu tun hatten, so daß sie wohl oder übel ihre Narvik-Expedition wieder abbauen mußten.

Diese Stunde schlug am 6. Juni. An diesem Tag traf die Engländer und Franzosen in Narvik das gleiche Schicksal wie bei Andalsnes und Namsos. Sie mußten ihre gelandeten Truppen wieder einschiffen. Und ein Vorstoß der deutschen Seestreitkräfte bei der Insel Jan Mayen, an dem auch die beiden Schlachtschiffe „Scharnhorst" und „Gneisenau" teilnahmen, fügte den abziehenden Einheiten noch besondere Verluste zu. Dabei wurden der britische Flugzeugträger „Glorious", der 20000-Tonnen-Transporter „Orama", zwei Zerstörer, ein U-Boot-Jäger und der Tankdampfer „Oil Pioneer" vernichtet. Der zurückgelassene norwegische Befehlshaber kapitulierte in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni, während der König und die Regierung nach England flohen. Das Drama endete wie gewohnt. Erst machten sich die Engländer und Franzosen aus dem Staube; dann blieb dem im Stich gelassenen Bundesgenossen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben.

Der Feldzug in Norwegen war damit beendet. Der leichtfertige und zynische Versuch der Engländer und Franzosen, den Krieg nach Skandinavien hineinzutragen und auf diese Weise das sonst unverwundbare Deutschland in der Flanke oder von rückwärts zu fassen, war kläglich zusammengebrochen. Zu der militärischen Niederlage und der politischen Blamage hatte sich noch die Schmach und Schande des Verrates gesellt.

Krise in London

Noch bevor auf diese Weise das britisch-französische Unternehmen der „Kriegsausweitung" in Skandinavien endgültig zum Scheitern gebracht war, hatte aber die allgemeine Lage einen grundlegenden Wandel erfahren.

Bereits die peinliche Flucht der Verbündeten aus Andalsnes und Namsos in den ersten Maitagen hatte zu einer ernsten Erschütterung und tiefen Krise in der englischen Politik geführt. Diesmal hatte die Öffentlichkeit im Lande sich nicht nur mit einer momentanen Zornesaufwallung begnügt, diesmal hatte vielmehr der allgemeine Unmut gegen die Regierung Chamberlain zu einer handgreiflichen Demonstration geführt, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ.

Zwei Tage lang hat das Unterhaus über das Fiasko in Norwegen debattiert, was allein schon für Kriegsverhältnisse ungewöhnlich war. In dieser Aussprache hat die allgemeine Erregung sich in drastischer Weise Luft gemacht, so daß am Ende der Sitzung es auch dem Ministerpräsidenten Chamberlain klar war, daß es so nicht mehr weiter ging. Diese beiden Tage im Unterhaus, während deren auch das Oberhaus sich mit dem gleichen Gegenstand befaßte, ließen erkennen, wie tief die Enttäuschung über den Bankrott des Norwegenunternehmens die Gemüter in England erregt hatte. Es ist zu Szenen gekommen, wie sie in der Geschichte des englischen Parlamentarismus nur in Stunden stärkster Aufwühlung der Leidenschaften zu verzeichnen gewesen sind.

Chamberlain selbst eröffnete am 6. Mai die Debatte. Seine Rede war der krampfhafte Versuch einer Rechtfertigung des norwegischen Abenteuers. Aber alle seine Argumente haben das Parlament nicht beeindruckt und noch weniger überzeugt. Er mußte zugeben, daß bei dem Landungsversuch nur „halbe Arbeit" geleistet worden sei und daß die Militärs auch dagegen gewesen seien. Das einzige, was er an Tröstlichem mitteilen konnte, war der Hinweis, daß nunmehr die britische Flotte im Mittelmeer wieder verstärkt werden könne, und die Ankündigung, daß der Feldzug jetzt „anderswo mit größerer Macht und Wirkung fortgesetzt" werde. Jetzt war sogar das englische Parlament solcher albernen Vertröstungen überdrüssig. Und als der Ministerpräsident sich besonders ausführlich gegen den Vorwurf verteidigte, britische Minister hätten dem Volk falsche Hoffnungen oder zu optimistische Erwartungen erweckt, da setzte ein Sturm des Protestes ein, wie ihn das Parlament selten erlebt hatte. Von den Bänken der Opposition ertönte in Anspielung auf ein eigenes Wort von Chamberlain der höhnische Zuruf: „Wer hat den Bus verpaßt, Sie oder Hitler?"

Noch eine weitere höchst dramatische Episode hat sich an diesem Tag abgespielt, die zum Ausdruck brachte, daß die Empörung sich nicht nur auf die Opposition zur Linken beschränkte, sondern auf die Reihen der Rechten übergegriffen hatte. Der nationale Stolz des englischen Volkes bäumte sich jetzt — zum erstenmal in diesem Krieg — auf. Mitten in der Kette der Zivilisten meldete sich nämlich ein Militär als Abgeordneter zum Wort: Sir Roger Keyes, der bis 1935 Kommandierender Admiral in Portsmouth gewesen war. In voller Uniform erhob sich dieser ehemalige Seeoffizier und erklärte frei heraus mit soldatischer Kürze, er habe das „zweite Gallipoli" vorausgesehen. Nach wenigen Sätzen bekannte er unter atemloser Stille des Hauses: „Ich habe der Admiralität und

dem Kriegskabinett dauernd erklärt, daß man mir die gesamte Verantwortung übertragen und mich den Angriff organisieren lassen solle. Ohne eine Mitwirkung der Flotte war die ganze Operation zum Fehlschlag verurteilt. Die Tragödie von Gallipoli wiederholte sich Schritt für Schritt." Diese Mitteilung wirkte wie eine Sensation. Schon am Abend dieses Tages konnte kein Zweifel mehr bestehen: Chamberlains Stellung war unhaltbar geworden.

Aber der nächste Tag brachte noch eine Steigerung der allgemeinen Attacke gegen den Ministerpräsidenten. Morrison, einer der Führer der Arbeiterpartei, stellte eine Reihe präziser Fragen an die Regierung und beschränkte sich nicht nur auf eine summarische Kritik. Am Schlusse seiner Rede bezeichnete er die Minister Chamberlain, Simon und Hoare als unzureichend für ihre Aufgabe und teilte mit, daß die Arbeiterpartei am Schlusse des Tages namentliche Abstimmung beantragen werde. In diesem Augenblick sprang Chamberlain in höchster Erregung auf und unterbrach den Redner. Er nannte die Rede Morrisons eine Herausforderung der Regierung und wußte sich nicht anders zu helfen, als — wie in seiner Rede am Tage vorher — an die Einigkeit des Landes zu appellieren.

Die Luft war mit Elektrizität geladen. In diese Atmosphäre schlug eine weitere Rede wie ein zündender Funke ein. Lloyd George griff ein. Als letzter Abgeordneter kam er an die Reihe. Nach ihm stand nur noch Churchill auf der Rednerliste, als Vertreter der Regierung.

Lloyd George nahm überhaupt kein Blatt mehr vor den Mund. Den kümmerlichen Versuch des Luftfahrtministers Sir Samuel Hoare, das Versagen der Luftwaffe auf dem norwegischen Kriegsschauplatz zu entschuldigen, behandelte er einfach ironisch. Das seien „kleine Kassenbilanzen mit beiderseitigen Verlusten". Demgegenüber stellte er mitleidlos die

Tatsache fest: „Strategisch sind wir in einer viel schlimmeren Position als vorher. Es ist der größte Triumph dieses außergewöhnlichen Mannes Hitler gewesen, daß er uns in eine größere Gefahr brachte, als es seine Vorgänger 1914 taten. Chamberlain hat mit diesem furchtbaren Feind in Friedenszeiten wie im Kriege die Klingen gekreuzt und dabei immer den kürzeren gezogen." Darauf ging er zu der internationalen Wirkung des britischen Fiaskos über und faßte sie dahin zusammen, Großbritannien habe Rettung und Schutz versprochen, es habe aber niemals ein Flugzeug nach Polen entsandt, es sei in Finnland und in Norwegen zu spät gekommen, um schließlich unter Entrüstungsrufen der Chamberlain-Anhänger und dem Beifall der Opposition auszurufen: „Die Noten mit unseren Garantieversprechen sind jetzt wertloser Plunder in unseren Händen. Nennen Sie mir ein neutrales Land, das bereit sein würde, auf ein bloßes Versprechen von uns hin den Nazis Widerstand zu leisten!" Und zum Schluß seiner wie immer packenden Ausführungen scheute er sich nicht, Chamberlain direkt zum Rücktritt aufzufordern. Auch dies mit rücksichtsloser Offenheit. Er endete mit dem Satze, es gäbe nichts, was mehr zum Sieg beitragen würde, als wenn Chamberlain seine Amtssiegel opfern würde.

Nachdem Churchill ein Plädoyer für die Regierung gehalten hatte, kam es zur Abstimmung.

Der Vertagungsantrag der Regierung, der die Debatte abbrach und die nächste Sitzung auf den 21. Mai anberaumte, wurde mit 281 gegen 200 Stimmen angenommen. Die Regierung war also mit einer Mehrheit aus diesem Fegefeuer hervorgegangen. Aber ihre moralische Niederlage war nicht zu vertuschen. Eine solche magere Mehrheit von 81 Stimmen war bisher in einer politischen Kardinalfrage noch nicht dagewesen, beherrschte doch die Konservative Partei mit ihrer Zweidrittelmehrheit das Parlament unumschränkt. In den

200 Stimmen der Opposition steckten nämlich 30 Stimmen von konservativen Abgeordneten, die sich zu ihr geschlagen hatten, während überdies ungefähr 100 Angehörige der konservativen Fraktion sich der Stimme enthalten hatten.

Chamberlain war gerichtet, als er den Saal verließ. Wie er sich bleichen Angesichts erhob und, starr vor sich hinblickend, zur Türe schritt, da vereinten sich die Rufe der Opposition zu einem Sprechchor: „Um Gottes willen, gehen Sie, gehen Sie!"

In der Nacht machte er noch einen verzweifelten Versuch, das leckgeschossene Regierungsschiff wieder flott zu machen. Er konferierte mit Attlee und Greenwood, den Chefs der Arbeiterpartei, und legte ihnen die Frage vor, ob sie bereit seien, in ein umgebildetes Kabinett unter seiner Führung einzutreten. Von beiden erhielt er eine Absage. Die Zeit der halben Maßnahmen auch in der Regierungspolitik war vorüber. Das Parlament verlangte nach neuen Männern und ganzen Maßnahmen.

Das war der Stand der Dinge in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai in London. Das Land war sich absolut klar darüber, daß es so wie bisher nicht mehr weiterging. Es handelte sich nur noch um die Frage, wer die Nachfolge von Chamberlain antreten sollte. Es konnte nur ein Mann sein, der endlich mit vollem Einsatz seiner ganzen Existenz die Zügel in die Hand nahm. Sonst war es, das fühlten alle instinktiv, um Englands Zukunft geschehen. Die allgemeine Erregung hatte ihren Höhepunkt erreicht.

In diese aufs höchste gesteigerte Spannung der Sinne und Nerven krachte am frühen Morgen des 10. Mai die Nachricht von dem Einmarsch der deutschen Truppen in Holland und Belgien wie ein Donnerschlag hinein.

Der Sieg im Westen

Nicht nur politisch hatte das Norwegenfiasko den Regierenden in Paris und London ihr ganzes Programm verdorben. Auch militärisch hatte es ihnen neue Rätsel aufgegeben. Wieder standen sie vor dem Problem, einen neuen Ausweg zu finden, wie den immer obsiegenden Deutschen beizukommen sei. Von neuem begann das Ausspähen nach einem neuen Kriegsschauplatz. Denn sie mußten mit aller Gewalt den Anschein aufrechterhalten, als hielten sie die Initiative in der Hand.

So wird, während die britische Presse noch von dem Schock der norwegischen Niederlage halb betäubt ist, in der Regierung bereits von neuen Ausweitungsplänen orakelt. Das Stichwort hatte Chamberlain am 7. Mai gegeben mit seiner Mitteilung im Unterhaus: „Wir beschlossen, daß wir den Feldzug anderswo mit größerer Macht und Wirkung fortsetzen könnten." Und am nächsten Tag hatte Außenminister Lord Halifax im Oberhaus rundheraus mit verblüffend ähnlichen Ausdrücken erklärt: „Wir haben deshalb beschlossen, unsere Verluste zu beschränken, um anderweitige Operationen zu beginnen." Dem hatte er ziemlich prahlerisch noch hinzugefügt: „Deshalb wird die Regierung, so hoffe ich, nicht von ihrem Hauptziel abweichen, sondern die Aktion zu dem Zeitpunkt, der ihr am besten erscheint, und mit der besten technischen Beratung fortsetzen, um das ersehnte Ergebnis zu erlangen." Aber den Vogel hatte in derselben Oberhaussitzung — wie immer —

der Abgeordnete Duff Cooper abgeschossen, der den Mund am meisten voll nahm. Er sprach ganz offen darüber, daß „zur Rettung der englischen Sache" man sich keine Skrupel zu machen brauche, sich auch gegen „die Neutralität eines Landes" zu wenden, wobei er sich hauptsächlich mit dem Balkan befaßte. Mit der Sicherheit eines Propheten hatte er abschließend verkündet: „Ich hoffe, daß der Urheber der nächsten Überraschung in Europa die Regierung Seiner Majestät sein wird."

Selten ist ein Politiker rascher und gründlicher bloßgestellt worden als dieser ständige Ministeraspirant. Wenig mehr als 24 Stunden waren vergangen, und wieder waren die Alliierten die Überrumpelten. Wieder war ihnen die deutsche Wehrmacht zuvorgekommen.

In der Frühe des 10. Mai um 5.35 Uhr überschritten deutsche Truppen die deutsche Westgrenze. Eine Spannung, die über der ganzen Welt lag, war damit gelöst.

Deutschland antwortete damit auf das beharrliche Bemühen der englischen und französischen Machthaber, die holländische und belgische Neutralität auszunutzen, und hinter diesem Vorhang unter Umgehung des Westwalles in das Ruhrgebiet einzubrechen. Das Oberkommando der Wehrmacht gab davon Kenntnis in seiner Sondermeldung: „Angesichts der unmittelbar bevorstehenden feindlichen Kriegsausweitung auf belgisches und holländisches Gebiet und der damit verbundenen Bedrohung des Ruhrgebietes ist das deutsche Westheer am 10. Mai bei Morgengrauen zum Angriff über die deutsche Westgrenze auf breitester Front angetreten."

Zur gleichen Stunde wurde der belgischen und der niederländischen Regierung je ein Memorandum überreicht, das die diplomatische Begründung für diesen Einmarsch enthielt. In diesem Memorandum war nachgewiesen, daß der englisch-französische Angriff gegen Deutschland unmittelbar bevorstand, und daß dieser Vorstoß an die Ruhr über Belgien und

die Niederlande erfolgen sollte. Es war weiterhin nachgewiesen, daß Belgien und die Niederlande zwar versucht hatten, den äußeren Schein der Neutralität zu wahren, in Wahrheit aber völlig einseitig die Kriegsgegner Deutschlands begünstigt und ihren Absichten Vorschub geleistet hatten. Gegenüber Belgien war insbesondere die auffallende Tatsache angezogen worden, daß die Kräfteverteilung und der Aufmarsch des belgischen Heeres einseitig gegen Deutschland angelegt, während umgekehrt jede Verteidigungseinrichtung auf der belgischen Westgrenze unterlassen worden war. Es ward darauf hingewiesen, daß Belgien seit längerer Zeit im geheimen sogar alle Hindernisse an seiner Ostgrenze für einen Einmarsch der englisch-französischen Angriffsarmee fortgeräumt hatte. Es war weiterhin an Hand konkreter Tatsachen der Nachweis geführt worden, daß Besprechungen zwischen den Generalstäben Belgiens und der Westmächte erfolgt waren, die ihren Niederschlag in militärischen Abmachungen gefunden hatten. Belgien, so hieß es, bereitete seit Mitte Oktober die offene Unterstützung der Westmächte vor. Dem belgischen Heer sollte dabei die Aufgabe zufallen, den zu erwartenden deutschen Gegenangriff gegen die zur Ruhr vorstoßenden Engländer und Franzosen in der Nähe der Grenze so lange aufzuhalten, bis die englisch-französischen Kräfte herangekommen seien. Die Durchführung dieser Pläne stand unmittelbar bevor, wie aus Meldungen hervorging, die seit Ende April dem Oberkommando der deutschen Wehrmacht zugegangen waren. Auch der holländischen Regierung wurde im einzelnen nachgewiesen, daß zwischen dem holländischen und dem englischen Generalstab Absprachen auf dem Gebiet der Luftwaffe bestanden, die dem Zwecke dienten, das niederländische Küstengebiet als Operationsbasis für die britischen Luftstreitkräfte zu benutzen. Dieses Memorandum wurde noch durch Berichte des OKW und des Reichsinnenministeriums ergänzt. Der luxemburgischen Regierung



Bomben auf den Flughafen Paris-Villeneuve-Orly



Im eroberten Calais



Panzer auf dem Vormarsch



Nach der Einnahme von Dünkirchen



Fluchtweg der Engländer bei Dünkirchen



Feldartillerie im Kampf



SS.-Trupp im Straßenkampf

wurde ein ähnliches Memorandum übersandt. Sämtliche Memoranden enthielten die Versicherung, daß Deutschland nicht die Absicht habe, die Souveränität der betreffenden Staaten anzutasten, falls diese dafür Sorge trügen, daß den deutschen Truppen keinerlei Widerstand entgegengesetzt würde.

Mit diesem Einmarsch der deutschen Truppen waren die Würfel für das Jahr 1940 gefallen. Auch der deutschen Obersten Führung war bewußt, was bei diesem Entschluß auf dem Spiele stand. Der Führer hat in seinem Aufruf an die Soldaten der Westfront dies in höchster Klarheit zum Ausdruck gebracht, indem er am Schlusse des Aufrufes den monumentalen Satz prägte: „Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation für die nächsten tausend Jahre."

Allein die Nachricht von dem deutschen Einmarsch hatte genügt, in England die Regierung Chamberlain endlich wegzufegen. Noch am selben Morgen wurde Winston Churchill mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragt. Die Zusammenstellung dieser Regierung hat sich länger hingezogen, als Churchill selbst wohl angenommen hatte: erst nach drei Tagen hatte er sein Kabinett unter Dach und Fach. Chamberlain erhielt das Amt des Lordpräsidenten des Ministerrates. Es war ein reiner Dekorationsposten! Außerdem waren — und das ist das Wichtigste — sowohl die Arbeiterpartei, vertreten durch Attlee und Morrison, wie die Partei der Oppositionsliberalen, vertreten durch Sinclair, in die Regierung eingetreten. Eine Regierung der Sammlung war also endlich zustande gekommen!

Auch in Paris hatte der Einmarsch einen kräftigen Schock hervorgerufen. Auch hier war die Folge ein Zusammenraffen der Kräfte. Jetzt endlich gelang das, was bisher immer gescheitert war, die Einbeziehung der Rechten. Der Führer der republikanischen Rechten, Louis Marin, ließ sich jetzt end-

lich zum Beitritt bewegen. Er trat als Minister in das Kabinett Reynaud ein.

Wie war der Operationsplan der deutschen Offensive?

Am besten lassen wir den Mann sprechen, dessen Werk dieser Plan im Grunde gewesen ist. Es ist der Führer. Er hat in seiner Reichstagsrede vom 19. Juli 1940 diesen so entwickelt:

„Der Grundgedanke dieser Operation war, unter Verzicht auf kleine Nebenerfolge die gesamte Wehrmacht — vor allem das Heer und die Luftwaffe — so anzusetzen, daß bei konsequenter Durchführung der vorgesehenen Operationen die totale Vernichtung der französisch-englischen Streitkräfte erreicht werden mußte. Zum Unterschied des Schlieffen-Planes vom Jahre 1914 ließ ich das Schwergewicht der Operation auf den linken Flügel der Durchbruchsfront legen, allein unter scheinbarer Aufrechterhaltung der umgekehrten Version. Diese Täuschung ist gelungen. Erleichtert wurde mir die Anlage der Gesamtoperation allerdings durch die Maßnahme der Gegner selbst. Denn die Konzentration der gesamten englisch-französischen motorisierten Streitmacht gegenüber Belgien ließ es als sicher erscheinen, daß im Oberkommando der alliierten Armeen der Entschluß bestand, sich schnellstens in diesen Raum hineinzubegeben.

Im Vertrauen auf die Standfestigkeit aller eingesetzten deutschen Infanteriedivisionen mußte aber damit ein Stoß in die rechte Flanke der französisch-englischen motorisierten Heeresgruppe zur vollständigen Zertrümmerung und Auflösung, ja wahrscheinlich zu ihrer Einschließung führen. Als zweite Operation hatte ich vorgesehen die Gewinnung der Seine bis Le Havre sowie die Sicherung einer Ausgangsstellung an Somme und Aisne für den dritten Angriff, der mit stärksten Kräften über das Hochplateau von Langres zur Schweizer Grenze vorbrechen sollte. Die Erreichung

der Küste bis südlich Bordeaux war als Abschluß der Operationen vorgesehen."

Das war der Plan, dessen Ausführung nun begann.

Von der friesischen Nordseeküste bis zur Mosel an der luxemburgischen Grenze setzte sich an diesem Morgen des 10. Mai die ganze deutsche Front in Bewegung wie eine riesige Walze. Das deutsche Volk wußte, daß damit eine Heeresmacht in Gang gebracht war, die den höchsten Anforderungen an Ausrüstung, Ausbildung und Moral entsprach. Trotzdem, auch das deutsche Volk hat in diesen ersten Tagen des Vormarsches vor Ungewißheit den Atem angehalten, in Erwartung dessen, was die nächsten Stunden bringen würden. Auch die Welt jenseits der deutschen Grenzen hat mit gespannten Sinnen jede neue Nachricht in diesen Tagen verfolgt, auch wenn sie vielleicht nicht so fest an einen Sieg der deutschen Waffen glaubte wie das deutsche Volk oder zum Teil sogar einen deutschen Mißerfolg erwartete. Aber, wie auch die Empfindungen der Menschen und Völker im einzelnen gewesen sein mögen, diese ersten Stunden und Tage seit dem Morgen des 10. Mai in ihrer nervenzerreißenden Spannung sind ohne Beispiel in der Geschichte dieses Jahrhunderts. Nur wer sich diese dramatisch geladene Atmosphäre neu vergegenwärtigt, erfaßt die ganze Bedeutung der damaligen Situation.

Die Front war in drei Heeresgruppen aufgeteilt, an deren Spitze die Generalobersten von Rundstedt, von Bock und Ritter von Leeb standen. Die Heeresgruppe von Rundstedt hatte als Chef des Generalstabs Generalleutnant von Sodenstern. Zu ihr gehörten die Armeen des Generals der Kavallerie Freiherrn von Weichs, des Generaloberst List und des Generals der Infanterie Busch. Die Heeresgruppe von Bock hatte als Chef des Generalstabs den Generalleutnant von Salmuth. Zu ihr gehörten die Armeen des Generaloberst

von Kluge, des Generaloberst von Reichenau, des Generals der Infanterie Strauß und des Generals der Artillerie von Küchler. Die Heeresgruppe von Leeb bestand aus den beiden Armeen des Generalobersten von Witzleben und des Generals der Artillerie Dollmann. Den Oberbefehl führte wie bisher Generaloberst von Brauchitsch mit General der Artillerie Halder als Chef des Generalstabs. Die Luftwaffe unterstand, ebenfalls wie bisher, Generalfeldmarschall Göring als Oberbefehlshaber, dem als Generalstabschef Generalmajor Jeschonnek zur Seite stand. Ihm unterstanden zwei Luftflotten unter den Generalen der Flieger Sperrle und Kesselring. Außerdem hatten wichtige Aufgaben zu erfüllen die Generale von Kleist, Guderian, Hoth und Hoeppner als Führer von Panzer- und Motortruppen.

Während an der Front die deutschen Truppen in die Zukunft vorstießen, verfolgte das deutsche Volk jede ihrer Bewegungen mit allen Sinnen und allen Fasern seines Herzens. Jedem einzelnen, auch dem Laien, war klar, worauf es ankam. Schnelligkeit bedeutete alles. Es hieß, dem Feind zuvorzukommen und ununterbrochen die Bewegung in Fluß zu halten. Ja nicht zum Stehen kommen lassen! Das war die Sorge. Immer noch zitterte in der Erinnerung des deutschen Volkes die Tragödie der Marneschlacht von 1914 nach. Hatte doch der Vormarsch damals fast aus der gleichen Aufstellung heraus begonnen, und war die strategische Aufgabe fast die gleiche geblieben wie damals. So drängte sich die Parallele mit damals fast mit unheimlicher Wucht allen denen auf, die jene Schicksalstage des deutschen Volkes im Jahre 1914 selbst miterlebt hatten.

Schon die ersten Nachrichten ließen die gespannten Gemüter aufatmen. Bereits am Nachmittag des 11. Mai eilte die Nach-

richt durch Radio und Presse, daß das Fort Eben-Emael, das stärkste Außenfort der Festung Lüttich, sich ergeben habe. Es war der Schlüssel zum Einmarsch nach Belgien und Holland zugleich. Am 12. Mai wurde gemeldet, daß die holländische Grebbe-Linie durchbrochen sei, wobei sich Verbände der Waffen-SS ausgezeichnet hätten. Und am 13. Mai nachmittags erfolgte die weitere vielverheißende Nachricht, daß auf der Zitadelle der Festung Lüttich die deutsche Flagge wehe. Am Mittag des nächsten Tages stand in den Zeitungen, daß Hollands Regierung nach London geflohen sei und am Abend desselben Tages — es war der 14. Mai — jagte im Rundfunk eine überwältigende Nachricht die andere. Diese Abendstunden des 14. Mai wird niemand in seinem Leben vergessen, der sie am Radio lauschend miterlebt hat. „Achtung! Achtung! — Sie hören in Kürze eine Sondermeldung!" Wohl viermal an diesem Abend bis zur Mitternachtsstunde ist diese Ankündigung ertönt. Als erstes kam die Nachricht, daß die „Festung Holland" sich angesichts des aussichtslosen Kampfes gegen die überlegenen Angriffe der deutschen Truppen ergeben habe. Dann kam die Kunde, daß die Dyle-Stellung in Belgien, also die letzte Schutzstellung vor Brüssel, erreicht sei; und dicht darauf wurde mitgeteilt, daß auch zwei Forts der Festung Namur genommen seien. Zuletzt aber, fast wie eine gewollte Steigerung, folgte die Botschaft, daß beim Übergang über die Maas im Raume von Sedan die verlängerte Maginotlinie durchbrochen worden sei. Man hatte buchstäblich das Gefühl, daß die Mauern, die rings um Frankreich und England sich aufgebaut hatten, am Einstürzen waren.

Am 15. Mai kapitulierte auch die holländische Armee. Holland, mit Ausnahme der Provinz Zeeland, war erobert.

Der Bann war damit vom deutschen Volke gewichen. Jeder in der Heimat hatte das untrügliche Gefühl, die deutsche Wehrmacht ist in unaufhaltsamem Vorstürmen, und nur ein

Wunder kann ihren Siegeszug aufhalten. Vor allem, jeder — auch der Mann auf der Straße — wußte, daß mit der Kapitulation der holländischen Armee auch das erste große strategische Ziel erreicht war: die Besetzung der holländischen Küste als Stützpunkt gegen England.

Wieder feierte die planmäßige, bis ins einzelne gehende Vorbereitung des Feldzugs durch Stäbe und Führung ihren Triumph, genau wie im Falle Polen und Norwegen. Jedes Wort war bitterer Ernst gewesen, als der Führer am 30. Januar in seiner Sportpalastrede dem deutschen Volke versichert hatte: „Es ist in diesen fünf Monaten Ungeheures geleistet worden." Wieder arbeitete die Organisation der kämpfenden Truppe und des Nachschubs wie ein Uhrwerk. Wieder arbeiteten die verschiedenen Wehrmachtsteile — in diesem Fall Heer und Luftwaffe — systematisch Hand in Hand. Nur durch dies enge Zusammenarbeiten war die Grundlage für die rasche Okkupation von Holland geschaffen worden. Denn während im Morgengrauen des 10. Mai auf der Erde die Landtruppen die Grenzen überschritten hatten, waren zu gleicher Zeit Schwärme von Flugzeugen aufgestiegen, um die gegnerischen Flugplätze zu bombardieren, die Eisenbahnknotenpunkte und Brücken zu demolieren. Am 11. Mai wurden in Frankreich, Belgien und Holland allein 72 Flugplätze angegriffen und dabei 3—400 Flugzeuge vernichtet. Ergänzend wurden an besonderen Schlüsselstellungen Fallschirmjäger abgesetzt, so z. B. in der „Festung Holland", auf dem Flugplatz in Rotterdam und auf dem Fort Eben-Emael. Ein völlig neues, noch nirgends erprobtes Verfahren! Diese vorgeschobenen Luftlandetruppen haben den Boden für die nachfolgenden Sturmtruppen bereitet. Genau so haben die einzelnen Waffengattungen des Landheeres — Infanterie, Panzertruppen, Pioniere, Artillerie und Kraftfahrer — sich in höchstem Eifer gegenseitig ergänzt.

Das glänzendste Beispiel für diese vollkommene Gemeinschaftsarbeit aller Verbände ist die Eroberung des Forts Eben-Emael. Fallschirmtruppen, Pioniere und Infanterie haben hier in gemeinsamem Einsatz ein Bollwerk überwunden, das zu den modernsten und stärksten Festungsanlagen der Welt zählte. Innerhalb von rund 24 Stunden!

Dabei haben die Verteidiger äußersten Widerstand geleistet, sowohl am Albert-Kanal wie an der Maas. Die Festung Lüttich und die Festung Namur haben tagelang standgehalten. Ein Fort nach dem anderen mußte in zäher Kleinarbeit niedergerungen werden. Den Deutschen kam dabei insbesondere die unerhörte Entwicklung ihrer technischen Ausrüstung, der Panzerwagen, der Artillerie, der Panzerabwehrgeschütze, der Fahrzeuge und der sonstigen Waffen zugute. Bis zu den Pontons, den Floßsäcken, den zugeschnittenen Balken, Trägern und Dielen, den Schrauben und Bolzen war für den Brückenbau über die zahlreichen Kanäle und Flüsse alles vorbedacht. Und überall, wo die persönliche Tapferkeit der deutschen Soldaten und ihrer Führer allein nicht ausreichte, sorgte die geballte Kraft der deutschen Waffen für den erforderlichen Nachdruck.

Aber dieser titanische Durchbruch war, alles in allem, doch das Verdienst Hunderter von Heldentaten der Soldaten und Offiziere in vorderster Linie. Ihr todesmutiger, mitreißender Einsatz gab den Ausschlag.

Von diesen unsäglichen Strapazen und stolzen Triumphen der stürmenden Truppe schrieben die Zeitungen und berichtete der Rundfunk. Mit Fug und Recht! Was diese Frontkämpfer zu bewältigen hatten und leisteten, das vollzog sich dank der modernen Nachrichtentechnik und der Organisation der Propagandakompanien im Lichte der Öffentlichkeit. Jeder in der Heimat konnte teilhaben. Das Kämpfen der Front ging unmittelbar in das Denken und Fühlen des Volkes über. Nur wenige aber mögen in diesen Schicksalsstunden, da die Wür-

fel im Rollen waren, sich Rechenschaft gegeben haben über die Zentnerlast, die der Mann auf seinen Schultern trug, der die ganze Verantwortung hierfür auf sich genommen hatte. Denn der Schlüssel zum Enderfolg bei jeder großangelegten militärischen Operation liegt allein bei dem Mann an der Spitze, bei dem Führer. Das war so, das ist und bleibt so.

Wir greifen nur zwei Parallelen heraus.

Die eine aus unserer eigenen, noch selbst erlebten Geschichte, aus dem Vormarsch von 1914. Niemand wagt heut zu bezweifeln, daß die letzte und die Hauptursache für den Rückzug an der Marne nach dem unwiderstehlichen Vormarsch quer durch Belgien und Nordfrankreich in der Person des damaligen Generalstabschefs Helmuth von Moltke gelegen hat. Dieser General ist damals unter der Last der Verantwortung und der nervenzerreißenden Spannung einfach zusammengebrochen. Wie es in der Seele dieses damaligen deutschen Armeechefs ausgesehen hat, das ergibt am besten ein eigener Brief von ihm, geschrieben am 8. September 1914 in Luxemburg, als die Entscheidung an der Marne auf des Messers Schneide stand:

„Ich kann es schwer sagen, mit welcher namenlosen Schwere die Last der Verantwortung der letzten Tage auf mir gelastet hat und noch lastet. Denn noch immer ist das große Ringen vor der gesamten Front unseres Heeres nicht entschieden. Es handelt sich hierbei um Wahrung oder Verlust des bisher mit unendlichen Opfern Errungenen; es wäre furchtbar, wenn all dies Blut vergossen sein sollte, ohne einen durchschlagenden Erfolg. Die schreckliche Spannung dieser Tage, das Ausbleiben von Nachrichten von den weit entfernten Armeen, das Bewußtsein dessen, was auf dem Spiel steht, geht fast über menschliche Kraft. — Die furchtbare Schwierigkeit unserer Lage steht oft wie eine schwarze Wand vor mir, die undurchdringlich scheint."

Dieser Brief mag von einem Unzulänglichen stammen. Aber wie das Schicksal auch einem berufenen Feldherrn mitspielen kann, das mag ein anderes Beispiel veranschaulichen.

Es ist die berühmte Szene in der Schlacht bei Waterloo im Jahre 1815, da Napoleon auf seinen Marschall Grouchy wartet, einen seiner Zuverlässigsten. Aber vergeblich, denn Grouchy hat eine Instruktion seines Chefs falsch aufgefaßt. Er hört wohl den Kanonendonner der Schlacht, aber unterläßt es, dorthin zu marschieren. Währenddessen entscheidet sich das Schicksal Napoleons auf dem Schlachtfeld. Es ist kaum eine Übertreibung, wenn man behauptet, das Ausbleiben von Grouchy habe Napoleon den Sieg bei Waterloo gekostet. Das sind die Unberechenbarkeiten in diesem großen Schachspiel, in dem die Figuren Armeen und Völker sind. Und gegen diese unberechenbaren Zwischenfälle und Zufälle ist selbst das Genie nicht gefeit. Und das Genie ist sich dessen auch bewußt, wahrscheinlich mehr als die Masse es ahnt.

Nur ein begnadeter Führer vermag die Seelengröße und die Willensstärke aufzubringen, um all diesen Anfechtungen des Zweifels Trotz zu bieten. Und alle Heldentaten und alle blutigen Opfer der kämpfenden Truppe sind vergeblich, wenn nicht der leitende und ordnende Geist mit heißem Herzen **und** mit kühlem Kopf die Zügel fest in der Hand behält. Manchmal mag ihn die Verantwortung schier zermalmen. Aber keine Macht der Welt vermag sie ihm abzunehmen. In diesem Augenblick wird vom Schicksal gewogen, wer nur berufen und wer wirklich auserwählt ist.

Für **England** brachen jetzt Tage der Sorge und des Bangens an. Jetzt war der gewohnte oberflächliche Optimismus durch die Donnerschläge der deutschen Waffentaten, die bereits über den Kanal herübergrollten, endgültig weggeweht. Als Winston Churchill am vierten Tage der deutschen Offensive sich dem Unterhaus als Premier vorstellte — es war der

Pfingstmontag —, da faßte er die Lage in den brutal offenen Satz zusammen: „Ich habe dem Unterhaus wie seinen neuen Ministern nichts anderes zu bieten als Blut, Tränen und Schweiß. England hat nichts anderes vor sich als eine Prüfung schwersten Charakters, Monate des Leidens und des Kampfes."

So hatte sich innerhalb weniger Wochen die Konstellation geändert.

Am einfachsten hatte es sich die holländische Regierung gemacht. An demselben Abend, als Churchill im britischen Unterhaus diese vielsagende Erklärung abgab, hatte der holländische Ministerpräsident zusammen mit seiner Regierung den holländischen Boden verlassen, ebenso wie die Königin Wilhelmina und das Thronfolgerehepaar. Sie alle hatten der Tapferkeit besseres Teil erwählt und es lieber dem zurückbleibenden Volk überlassen, „durchzuhalten". Jedenfalls stand es so in einem flammenden Aufruf, den beide Teile durch Presse und Rundfunk vom sicheren Asyl in London aus an ihr Volk richteten. In dem Aufruf der Regierung hieß es: „Holländische Beamte im besetzten Gebiet, tut eure Pflicht, flüchtet nicht und bleibt auf eurem Posten!" War es Naivität oder Zynismus oder gar beides? Man staunt über diese gehäufte Harmlosigkeit, denn jedes dieser Worte wurde durch die eigenen Taten widerlegt.

Holland war also innerhalb fünf Tagen mattgesetzt. Diese einzigartige Leistung war, wie der Führer in einem Tagesbefehl anerkannte, nur der vorbildlichen Zusammenarbeit, der entschlossenen Führung wie der Tapferkeit der Soldaten, besonders aber dem heroischen Einsatz der todesmutigen Fallschirm- und Luftlandetruppen zuzuschreiben.

Noch sind keine zwei weiteren Tage vergangen, da ist auch Brüssel, die belgische Hauptstadt, in deutscher Hand. Ihr Oberbürgermeister hat sie in weiser Voraussicht kampflos

übergeben. Die belgische Regierung ist nach Ostende geflohen. Auch der Nordrand der Festung Antwerpen ist an diesem Tag erreicht. Alles das nach einer Woche Offensive! Aber noch etwas Weiteres wird an diesem Tage geschafft. Es ist die bedeutendste Operation in diesem Generalangriff. Panzerkorps haben, den Infanteriedivisionen vorausstürmend, schon am 13. Mai die Maas zwischen Sedan und Dinant erreicht. Dort finden sie vor sich nicht nur das tief eingeschnittene Tal, sondern auch die stark ausgebauten Grenzbefestigungen, in denen sich die französische 9. Armee zur Verteidigung eingerichtet hat. Entgegen allen bisherigen taktischen Auffassungen und Berechnungen der feindlichen Führung überwinden die Panzertruppen schon am nächsten Tag in einem unerhört kühnen Einsatz, begleitet und gefolgt von den in Gewaltmärschen herangeeilten Infanteriedivisionen und vorbildlich unterstützt von der Luftwaffe, den Fluß samt seinen Grenzbefestigungen und zerschlagen auch die weitere, sich ihnen entgegenstellende feindliche Abwehr. Man muß das Maastal an dieser Stelle kennen: die steilen, bewaldeten Felswände, zwischen denen tief unten der Fluß in ständigem Zickzack sich seinen Weg bahnt, dazu die eingebauten Stellungen. Eine von der Natur begünstigte Verteidigungsstellung, die jedem Militär schon von der Kriegsschule her bekannt ist. Die Gegner haben auch hier, wie fast überall sonst, sich kräftig zur Wehr gesetzt. Mit Salven von Schüssen aller Waffen wurden die Angreifer empfangen. Und es gelang nur dem kühnen Zupacken einzelner besonders mutiger Führer und der überlegenen Wucht des mit äußerster Gewalt geführten deutschen Stoßes, die Maasstellung trotzdem einzurennen. Wie ein ungeheurer Rammbock prallte die vereinte Stoßkraft der Panzerwaffe, der Artillerie, der Infanterie und der Pioniere gegen den gewaltigen Riegel an der Maas. Da gab es kein Halten mehr. Givet, Fumay und Dinant, drei fast uneinnehmbar aussehende Felsennester wur-

den überrannt. Trotzdem hatte der Gegner noch so viel Atem, um zu Gegenangriffen überzugehen. Sowohl bei Sedan im Süden wie bei Dinant im Norden unternahmen die Franzosen unter Einsatz schwerster Panzer den Versuch, das quellende Leck noch im letzten Augenblick zu verstopfen. Aber die elementare Gewalt des deutschen Ansturmes war nicht mehr













zu stoppen. Am 16. Mai war die verlängerte Maginotlinie, und zwar in einer Breite von 100 Kilometern von südlich Maubeuge bis nach Carignan, durchbrochen. Auch französische Panzerkräfte, die noch einmal westlich Dinant in den sich bildenden Keil einbrechen wollen, werden abgewiesen. Damit ist das erreicht, was der Führer als den Stoß in die rechte Flanke der französisch-englischen motorisierten Heeresgruppe bezeichnet hatte. Hier auf dem *linken* Flügel der Durchbruchsfront hatte das Schwergewicht der Operation gelegen, während die Welt und die Gegner es gerade auf der entgegengesetzten Flanke erwartet haten. Denn immer noch hatten sie an eine sklavische Nachahmung des Schlieffen-Planes geglaubt. Das für unmöglich Gehaltene war Wirklichkeit geworden. Die als uneinnehmbar geltende Maginotlinie war durchstoßen, unaufhaltsam fluteten jetzt die deutschen Truppen durch diese breite Bresche der französischen Front.

Wie ein Erdbeben hat diese Nachricht in Frankreich gewirkt, soweit das französische Volk selbst von ihr Kenntnis erhielt. Frankreich fühlte, daß die deutsche Faust ihm nach der

Kehle griff. Vergeblich beeilt sich die Regierung, den Umfang des Durchbruches zu vertuschen. Vergeblich bemüht sich der Generalstabschef Gamelin durch einen Befehl an seine Truppen, wieder festen Halt in seine Reihen zu bringen. Er erklärt beschwörend, das Schicksal der Welt hänge von der gegenwärtigen Schlacht ab, es heiße nun, siegen oder sterben. Und er befiehlt seinen Soldaten, sich eher auf der Stelle töten zu lassen, als den ihnen anvertrauten Boden der Heimat aufzugeben. Aber der Feldherr selbst ist bereits in seinem Glauben erschüttert. Das vermögen diese pathetischen Sätze kaum zu verbergen. Schon ist der normale Verkehr mit England gestört, die zivile Flugverbindung London—Paris eingestellt. Churchill eilt im Militärflugzeug nach Paris, um den Faden nicht abreißen zu lassen. Und der englische König empfängt ihn nach seiner Rückkehr noch mitten in der Nacht zur Berichterstattung. Die französische Regierung zittert in ihren Grundfesten. Reynaud weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er sich Hilfe beim Militär holt. Er wendet sich an den 84jährigen Marschall Pétain. Dieser folgt in dieser höchsten Not des Landes dem Rufe, nachdem jahrelang seine Warnungen vor dem verhängnisvollen Kurs der französischen Politik in den Wind geschlagen worden waren. Pétain wird Staatsminister und Vizepräsident des Ministerrates. Diese Reserve genügt zunächst, um das geschwächte Prestige der Regierung zu retten. Gleichzeitig wird der Jude Mandel, bisher Kolonialminister, nunmehr Innenminister. Er, der in Versailles der Kabinettschef Clemenceaus war, soll der Regierung den „Geist Clemenceaus" einimpfen, so präsentiert Reynaud im Rundfunk dem französischen Volk diesen Tausch. In Wirklichkeit ist es der Geist eines brutalen Terrors gegen jede Regung der Kritik, der mit diesem einstigen Handlanger des „Tigers" in die Regierung einzieht. Es ist die zweite Kabinettsumbildung in Frankreich im Verlaufe von zehn Tagen!

Aber auch diese Reorganisation ändert nichts an dem unerbittlichen Verlauf der Ereignisse.

Am zehnten Tag der Offensive ist es so weit, daß der französische Generalissimus Gamelin zurücktreten muß. An seine Stelle rückt General W e y g a n d. An ihn klammern sich die fiebernden Wünsche ganz Frankreichs. Ihn umschwebt der Nimbus des Mitarbeiters des ruhmreichen Marschall Foch, dessen Stabschef er im Jahre 1918 war. Von ihm flüstert die Legende, der Marschall Foch habe noch auf seinem Totenbett erklärt, wenn es einmal kritisch stehe um Frankreich, dann solle man Weygand heranholen. Aber auch dieser Stratege ist bereits über das biblische Alter hinaus. Er steht im 74. Lebensjahr. Und während diese Nachricht durch die Presse geht, meldet der deutsche Rundfunk eine andere überwältigende Neuigkeit. Deutsche Panzerverbände und motorisierte Verbände haben das Schlachtfeld der Sommeschlacht von 1916 an der Straße Cambrai—Péronne erreicht. Es sind die Vorhuten der Verbände, die durch das bei Sedan geschlagene Loch nach Nordfrankreich hineinströmen. Gleichzeitig streben englische Truppen in Eilmärschen den Kanalhäfen zu. Die Engländer merken bereits, was ihnen droht, und suchen ihr Heil im Rückzug, während die vereinigte französisch-belgische Armee bei Maubeuge und südlich Valenciennes die drohende Umfassung — wenn auch vergeblich — zu sprengen versucht.

Immer noch bemühen sich die englischen und französischen Zeitungen, den Einbruch der Deutschen in Nordfrankreich zu bagatellisieren. Sie sprechen beharrlich von einer „Tasche", während es in Wirklichkeit bereits ein „Sack" ist. Es ist, als ob sie sich und ihren Lesern mit aller Gewalt Optimismus einreden wollten. Aber schon am nächsten Tag werden alle diese Täuschungsmanöver Lügen gestraft. Am südlichen Rand der Einbruchstelle wird das gigantische Panzerwerk 505, der nördliche Eckstein der eigentlichen Maginotlinie, von

Pionieren erstürmt. Den ganzen künstlichen Stimmungsnebel zerreißt aber die eine deutsche Nachricht, daß deutsche Panzerkorps und motorisierte Truppen am 19. Mai Abbéville, den letzten Hafen an der Sommemündung, erreicht haben. Damit ist der Durchbruch bis zur Kanalküste verlängert. Und es erhebt sich jetzt greifbar das Gespenst der Einkesselung der gesamten englischen, französischen und belgischen Streitkräfte, die in dem Raum zwischen Antwerpen, Maubeuge und der Somme zusammengedrängt sind, vor den Augen ihrer Befehlshaber. Es sind, wie die französischen Zeitungen vermerken, rund 40 Divisionen. Eine Vernichtungsschlacht größten Stils zeichnet sich bereits in ihren Konturen am Horizont ab. Sämtliche Häfen an der England gegenüberliegenden Küste sind abgeriegelt: Zeebrügge, Ostende, Dünkirchen, Calais und Boulogne. Von der belgischen Regierung weiß man nicht recht, was aus ihr geworden ist. Sie soll sich bereits über Dünkirchen nach Paris eingeschifft haben.

Zur selben Stunde, da die motorisierten Verbände dem Kanal zustreben, stürmen am Südflügel dieses Stoßkeiles die Deutschen nach der Einnahme von Laon über den Chemin des Dames bis zum Aisne-Oise-Kanal! Eine Leistung, die um keinen Zoll hinter der an der unteren Somme zurücksteht! Die Marnestellung, die Mittelfrankreich beherrscht, ist damit bedroht. In jedem Fall ist eine starke Ausgangsstellung für neue kühne Operationen ins Herz Frankreichs erreicht.

Der deutsche Stoß an die Kanalküste war in so wirbelnder Eile erfolgt, daß die Franzosen überhaupt nicht darauf gefaßt waren. 350 Kilometer hatten diese Verbände in 11 Tagen durchrast. Stellenweise wurden die deutschen Panzertruppen in ihren fremden Uniformen für Engländer gehalten. Besonders drastisch bezeichnet die angerichtete Verwirrung in den französischen Verbänden die Gefangennahme des Generals



Der Führer mit Generalfeldmarschall von Brauchitsch



Panzervorstoß bei Sommepy



Infanterie geht vor



Deutsche Flak im Nahkampf mit französischen Panzern



Panzer beim Übergang über die Aisne



Vorausabteilung



Der französische Flüchtlingsstrom

Giraud, des bisherigen Oberbefehlshabers der französischen 7. Armee, der gerade den Befehl über die 9. Armee übernommen hatte. Die Franzosen wollen es zuerst gar nicht glauben, als der deutsche Wehrmachtsbericht seine Gefangennahme am 21. Mai meldet, und dementieren diese Meldung kategorisch durch den Rundfunk, bis die deutschen Zeitungen das Bild des gefangengenommenen Generals als unwiderlegliches Dokument bringen. Da half kein Abstreiten mehr. General Giraud war gerade am Morgen des Tages seiner Gefangennahme durch die französische Presse als der „starke Mann" angepriesen worden, der nunmehr das Kommando an der bedrohten Front übernommen habe. Er war, nichts ahnend, ins Stabsquartier seiner neuen Armee geeilt, während sein Vorgänger schon abgezogen war. Währenddessen hatten die deutschen Truppen dieses besetzt und den ganzen Stab gefangengenommen. Als kurz darauf der neue Oberbefehlshaber Giraud eintraf, geriet auch er in Gefangenschaft.

In Paris wird es jetzt kritisch. Die Regierung muß bereits das Gerücht dementieren, sie bereite sich auf die Abwanderung vor. Reynaud bleibt nichts anderes übrig, als nunmehr im Senat das ganze Debakel zuzugeben. Mit bewegter Stimme enthüllt er die wahre Lage: „Das Vaterland ist in Gefahr, ich werde über die Lage nichts verbergen." Er spricht weiter von einem „furchtbaren Angriff auf das Scharnier der französischen Armee bei Sedan". Er stellt „unglaubliche Versäumnisse" fest und kündigt deren Bestrafung an. Er nennt bereits den Namen des Generals Corap. Aber alle diese Beschwörungen muten wie hohle Deklamationen an. Die Operationen der Deutschen schreiten mit methodischer Planmäßigkeit weiter. Der Ring um die englisch-französisch-belgische Armee im Raume von Flandern und des Artois schließt sich immer enger. Auch die verzweifelten Widerstands- und Durchbruchsversuche der vereinigten Belgier und Franzosen, die von der Festung

Maubeuge ausgehen, sind nicht mehr als das ohnmächtige Rütteln eines Gefangenen an den Gittern seiner Zelle. Zwischen Maubeuge und Valenciennes versteift sich der Widerstand der Franzosen. Mit aller Gewalt versuchen sie hier, die sich schließende Zange zu durchbrechen. Im Wald von Mormal westlich Maubeuge ballt sich die Abwehr der Franzosen zu einer mörderischen Schlacht zusammen. Es kommt zu einem großen Ausbruchsversuch französischer Panzerwagen, der aber zurückgeschlagen wird. Ein gleicher Versuch, der weiter südlich bei Cambrai unternommen wird, erleidet dasselbe Schicksal. Die Arme der Zange rücken unbarmherzig immer näher zusammen. Maubeuge wird abgezwickt und isoliert. In dem gesamten, von den Deutschen umzingelten Raum sind eingeschlossen: die belgische Armee, Teile der 1., 7. und 9. französischen Armee und die Masse des englischen Expeditionskorps.

In England wird der letzte Ballast der „Demokratie" über Bord geworfen. Am 22. Mai nimmt das Unterhaus ein Ermächtigungsgesetz an, das der Regierung ungeahnte Vollmachten gibt. Der entscheidende Satz in diesem Gesetz heißt: „Die Vollmachten werden der Regierung Befehlsgewalt über folgende Möglichkeiten geben: über die Untertanen selbst und über ihr Eigentum." Das bedeutet praktisch die Abschaffung der vielgerühmten „persönlichen Freiheit" und die Einführung der Diktatur für die Regierung Churchill. Die weltberühmte „Magna Charta" ist außer Kraft.

An diesem selben Termin treffen sich die englischen und französischen Machthaber zu einer Sitzung des „Obersten Kriegsrates" in Paris. Hier wird der letzte Versuch gemacht, dem herannahenden Verhängnis der Vernichtung der vereinigten Streitkräfte in Nordfrankreich und Belgien in den Arm zu fallen. Es sind die bestausgerüsteten Teile der französischen und englischen Armee, die dort stehen. Ihnen hat man logischerweise die besten Kampfmittel, Geschütze, Panzerwagen und

Kraftwagen zur Verfügung gestellt. Denn von ihrem erfolgreichen Widerstand hing das Schicksal der gesamten Alliierten ab. In dieser Sitzung des „Obersten Kriegsrates" kommen die ganzen divergierenden Interessen der drei verschiedenen „Verbündeten" zum Vorschein — die Schattenseite jedes Koalitionskrieges.

Wir sind durch das Geheimdokument Nr. 14 des französischen Generalstabs, das später von deutschen Truppen an der Loire in einem Haufen von Geheimakten des französischen Generalstabs gefunden wurde, über den Verlauf dieser Sitzung authentisch unterrichtet.

In Vincennes bei Paris hat diese Sitzung stattgefunden. An ihr haben von französischer Seite Paul Reynaud und der neuernannte Oberkommandierende Weygand, von englischer Seite Winston Churchill mit dem englischen Oberkommandierenden General John Dill sowie verschiedene Stabsoffiziere teilgenommen. Es drehte sich um die Frage, wie die in Nordfrankreich und Belgien eingeschlossenen 40 Divisionen noch zu retten seien. Das Wort hat hauptsächlich der General Weygand geführt. Ein einfaches Sichdurchschlagen dieser eingeschlossenen Gruppe nach Süden hielt er nicht für möglich. Er entwickelte darum den Plan, die belgische Armee solle die Deckung gegen Osten übernehmen, während die französisch-englischen Streitkräfte unter diesem Schutz im Raum Arras—Cambrai in Richtung auf St. Quentin den Angriff nach Süden vortragen und hier den deutschen Panzerdivisionen in die Flanke fallen sollten. Gleichzeitig solle aus dem Raum südlich der Somme die französische Armee Frère, die in der Gegend von Beauvais stehe, nach Norden vorstoßen und so den Druck auf die feindlichen Panzerverbände im Raum von Amiens—Abbéville—Arras verstärken. Der „Sack", den die Deutschen nach der Kanalküste vorgetrieben hatten, sollte also zwischen zwei Feuer genommen werden. Auf die Frage Churchills, was

die Belgier zu der ihnen zugedachten Aufgabe meinten, erwiderte Weygand: „Es stehen zwei Ansichten gegeneinander. Der belgische Generalstab ist meiner Auffassung, daß die Armee sich zwischen Scheldemündung, Gent und Audenarde in einer gefährlichen Lage befindet. Er ist einverstanden, auf die Yser zurückzugehen und dabei die Deckung der französisch-britischen Streitkräfte, die auf St. Quentin vorgehen, zu übernehmen. Dagegen ist der Generaladjutant des Königs, General von Overstraaten, der Ansicht, daß die belgische Armee nicht mehr zurückgehen darf. Er begründet es mit der Übermüdung der Truppen und mit der Gefahr ihrer völligen Demoralisierung, wenn sie wie im Weltkriege nahezu das gesamte belgische Gebiet wieder preisgeben müßten." Churchill stimmte den Gedankengängen Weygands zu. Aber dieser machte eines zur Vorbedingung: daß die britische Luftwaffe — und zwar Jäger wie Bomber — vollauf im Kampfgebiet eingesetzt werden müßten. So wurde am Schluß der Konferenz ein Protokoll unterschrieben, das die folgenden Maßnahmen festlegte:

„1. Die belgische Armee zieht sich auf die Yserlinie zurück und hält sie. Die Schleusen sind geöffnet.

2. Die britische und französische Armee greift im Südwesten in Richtung Bapaume und Cambrai an, und zwar sobald wie möglich — bestimmt morgen — mit ungefähr acht Divisionen.

3. Angesichts der vitalen Bedeutung dieser Schlacht für die beiden Heere und der Tatsache, daß die britische Verbindung von der Befreiung Amiens' abhängt, leistet die britische Luftwaffe während der Dauer der Schlacht Tag und Nacht jegliche mögliche Hilfe.

4. Die neue französische Heeresgruppe, die auf Amiens vorstößt und längs der Somme eine Front bildet, stößt nach

Norden vor, um die Verbindung mit den in Richtung Süden, Richtung Bapaume, angreifenden britischen Divisionen aufzunehmen."

Von diesen Vereinbarungen ist kaum etwas zur Ausführung gelangt. Teils darum, weil mittlerweile die Ordnung im Heere der Alliierten so ins Rutschen geraten war, daß jeder der Beteiligten nur noch seine Interessen in den Vordergrund stellte, teils darum, weil General Weygand die erforderliche Zeit, seine Front südlich der Somme für einen aktiven Einsatz zu reorganisieren, wesentlich unterschätzt hatte. Das gesamte Gefüge der vereinigten französisch-englisch-belgischen Streitmacht hatte sich bereits unter den Hammerschlägen der deutschen Waffen so sehr gelockert, daß es nicht mehr einzurenken war.

Aber noch eine weitere Erscheinung macht sich jetzt als Element der Störung geltend. Ganz Nordfrankreich und Belgien ist mit Flüchtlingskolonnen überschwemmt. Mit Kind und Kegel haben sich beim Herannahen der Deutschen die meisten Einwohner in Belgien aufgemacht. Auch in Nordfrankreich ist dasselbe eingetreten, abgesehen von der Grenzzone, die bereits bei Kriegsausbruch evakuiert worden war. Diese umherirrenden Kolonnen verstopfen die Chausseen; auf den Bahnlinien versperren sie die Gleise. Den Behörden fallen sie zur Last. Es herrscht ein unbeschreibliches Tohuwabohu. Anstatt diese Massenauswanderungen zu bremsen, haben die belgischen und französischen Behörden die Bevölkerung sogar noch mit Polizeigewalt dazu genötigt. Jetzt rächt sich die Hetz- und Haßpropaganda, die seit Jahr und Tag in Belgien und Frankreich — unter den Augen der Regierung — betrieben worden war. Stellenweise ist der Strom einfach nicht aufzuhalten. Die Militärbehörden sind machtlos. Paris ist vollgestopft mit Flüchtlingen, die fast jeden Verkehr lahmlegen und die Behörden zur Verzweiflung bringen. Und der General Weygand

hatte allen Grund, als er in dieser Kriegsratsitzung als zweite „entscheidende" Forderung aufstellte: „Der Flüchtlingsstrom aus den Niederlanden, Belgien und Nordfrankreich muß unbedingt aufgehalten werden. Niemand darf mehr auf französisches Gebiet übertreten."

In Wirklichkeit hatte diese Massenflucht schon derartige Dimensionen angenommen, daß sie jeder bürokratischen Lenkung spottete. Etwa drei Millionen sollen auf den Beinen gewesen sein. Es war mittlerweile eine Massenpsychose daraus geworden. Und der französische Oberkommandierende ist ihrer auch in den späteren Wochen, sogar im eigenen Lande, nicht mehr Herr geworden. Es ging den Franzosen ähnlich wie dem Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los ..."

Schon am Tage nach dem Kriegsrat am 22. Mai war die Scheldestellung durchbrochen. Das nördliche Belgien war damit schutzlos. An demselben Tag räumten die Engländer Arras und Le Havre, statt nach Süden anzugreifen, während General Weygand als Oberkommandierender davon überhaupt nicht in Kenntnis gesetzt worden war. Währenddessen zogen die Deutschen den Ring um die Kanalküste immer enger zusammen — allen verzweifelten Sprengungsversuchen der Franzosen zum Trotz. Denn mit aller Gewalt strengen die Franzosen sich an, die deutsche Mauer nach Süden zu durchstoßen, während die Engländer sich bereits auf den Kanal zu orientiert haben. Sowohl von Norden, von Valenciennes und von Cambrai aus, wie von Laon im Süden rennen die Franzosen gegen den deutschen „Sack" an. Vergeblich. Am 24. Mai ist diese Phase der französischen Durchbruchsattacken abgeschlossen. Am Tage vorher war die berühmte Lorettohöhe bei Arras gestürmt worden — ein Heiligtum für ganz Frankreich. Von ihr hieß es im Volksmund: „Wer Loretto besitzt, besitzt Nordfrankreich." Der Mutter Gottes auf ihrem Gipfel ward

Wunderkraft zugeschrieben. Am 24. Mai wird Boulogne genommen. Am 26. wird Calais erstürmt. Die Engländer haben jetzt endgültig den Durchbruch, ja die aktive Verteidigung in diesem Raum aufgegeben. Sie denken nur noch an eines — den Rückzug unter möglichst geringen Verlusten. Blitzartig wird diese englische Kalkulation beleuchtet durch die Meldung, daß General Ironside, bisher Chef des Generalstabs, zum Chef des Verteidigungswesens des Mutterlandes ernannt wird. Dies geschieht am 27. Mai. Und das Reuter-Büro erläutert diese Meldung für jeden, der sie noch nicht verstanden haben mochte, durch die Mitteilung: „In wohlunterrichteten Londoner Kreisen erklärt man, daß dieser Personenwechsel durch die Entwicklung der militärischen Lage und die Notwendigkeit erzwungen worden sei, die Verteidigung Großbritanniens gegen eine mögliche Invasion in die stärkstmöglichen Hände zu legen." England hat den Kontinent aufgegeben.

Es kann unter diesen Umständen nicht überraschen, daß der König der Belgier sich auf die wahren Interessen seines Landes und Volkes besinnt. Weder den Chef der englischen Truppen, den General Gort, noch den Chef der französischen Truppen, den General Blanchard, vermag er zu erreichen. Beide sind „unauffindbar". So geht am 28. Mai aus dem Hauptquartier des Führers die aufsehenerregende Meldung in die Welt: „Unter dem Eindruck der vernichtenden Wirkung der deutschen Waffen hat der König der Belgier den Entschluß gefaßt, dem weiteren sinnlosen Widerstand ein Ende zu bereiten und um Waffenstillstand zu bitten. Er hat der deutschen Forderung nach bedingungsloser Kapitulation entsprochen. Die belgische Armee hat damit am heutigen Tage die Waffen niedergelegt und zu existieren aufgehört." In ritterlicher Gesinnung hatte der Führer gleichzeitig angeordnet, daß dem König der Belgier und seiner Armee gegenüber

jene Einstellung gewahrt werden solle, auf die tapfer kämpfende Soldaten Anspruch erheben können.

Damit war eine Quader von einer halben Million Soldaten aus dem Block der Verbündeten in Nordfrankreich und Belgien herausgebrochen. Einer Spanne von nur 18 Tagen hatte es dazu bedurft. Genau dieselbe Zeit, in der die polnische Armee zerschlagen worden war. Jetzt hatte in demselben Zeitraum Holland kapituliert und die belgische Armee zu existieren aufgehört, und die französische Nordarmee und das ganze britische Expeditionskorps waren auf sich allein gestellt.

Der Engländer und der Franzosen bemächtigte sich eine grenzenlose Wut. Der König der Belgier bekam jetzt einen Katalog von Beschimpfungen und Verdächtigungen zu hören, sowohl durch Reynaud im Rundfunk wie durch Churchill im Unterhaus. Churchill übertrumpfte dabei noch Reynaud. Er tobte und versuchte dem König der Belgier die ganze Schuld für die bevorstehende Katastrophe der britischen Expeditionsarmee zuzuschieben. Aber wie konnten diese Herren sich ernstlich darüber aufregen! Sie, die selbst ihre in der Sitzung des Kriegsrates wenige Tage vorher eingegangenen Verpflichtungen nicht innegehalten und es vorgezogen hatten, ihre eigenen Interessen über die gemeinsame Sache der drei Verbündeten zu stellen! Wie konnten sie unter diesen Umständen dem König der Belgier Vorwürfe machen, wenn er den nutzlosen Kampf aufgab, anstatt sein eigenes Land preiszugeben und auf der Yserlinie, also am äußersten Ende Belgiens, den Rückzug der Engländer zu decken! Hatte er doch an dem Beispiel der Polen, der Norweger und der Holländer zur Genüge studieren können, was es mit der englischen Bundestreue und dem englischen Evangelium von dem „Schutze der kleinen Nationen" in Wahrheit auf sich hatte! Jedenfalls war sein Verhalten moralisch weit höher zu stellen als das der belgischen Regierung, die dem Muster der holländischen und des

holländischen Königshauses gefolgt war und vom sicheren Port in Paris aus das im Stich gelassene Volk zum Ausharren anzufeuern sich bemühte.

Ostende fiel jetzt in deutsche Hand. Auch Lille wurde am nächsten Tage genommen. Auf diese Weise wurde der Kessel um Engländer und Franzosen in seiner südlichen Ausbuchtung durchstoßen. Aus dem einen Kessel waren jetzt zwei geworden, ein größerer und ein kleinerer. Das Schicksal der eingeschlossenen britischen und französischen Truppen war damit endgültig besiegelt. Immer enger zog sich der Gürtel um die Kanalküste zusammen. Über dem Mahnmal der deutschen Jugend bei Langemarck wurde die Reichskriegsflagge aufgezogen. Allein der Hafen von Dünkirchen stand jetzt noch den Divisionen der Engländer und Franzosen zur Verfügung. Aber Dünkirchen war schon so eng eingeschnürt, daß die Festung bereits unter dem Feuer der schweren deutschen Artillerie lag. Auch das Aufstauen der zahlreichen Kanäle konnte wohl den Druck der Deutschen hemmen, aber nicht aufhalten. Die deütsche Luftwaffe schaltet sich jetzt mit höchster Energie ein. Schon vorher hatte sie die Einschiffungsmanöver in Boulogne und Calais erfolgreich gestört, überhaupt die zurückflutenden Kolonnen und Truppenansammlungen immer wieder auseinandergesprengt. Jetzt konzentriert sich das Feuer der Artillerie, der Hagel der Fliegerbomben und die wuchtige Kraft der Panzerwagen auf dieses letzte Bollwerk der Alliierten.

Dünkirchen ward jetzt zu einem wahren Hexenkessel. Wie das umstellte Wild auf der Treibjagd, so rasten und hasteten die Trümmer der englischen und französischen Armee nach dieser letzten Zuflucht. „Rette sich, wer kann!" — das ist der einzige Gedanke, der die Engländer beherrscht. Am Strand von Dünkirchen und La Panne, einem Seebad dicht bei Dünkirchen, drängen und schieben sich die wartenden Schlangen der Flüchtlinge die sehnsüchtig auf die rettende Fahrgelegen-

heit warten. Autos, Panzerwagen, Lastwagen, Personenwagen, mit denen man an den Strand gefahren ist, werden, so wie sie sind, stehen- und liegengelassen. Manche, die es in ihrer Verzweiflung besonders eilig haben, fahren auf dem flachen Sandstrand während der Ebbe so weit als möglich an die Dampfer heran. Auch Kreuzer und Segler dienen als Transportmittel. Man kann die unmöglichsten Fahrzeuge beobachten: Segeljachten, Ruderboote und Jollen — alles, was überhaupt nur schwimmfähig ist. Noch lange Zeit nach der Einnahme Dünkirchens konnte man am Strand von La Panne eine Kette von Autos aller Art sehen, die hintereinander weit hinaus bis ins Meer aufgefahren worden waren und mit ihren Verdecken einen künstlichen Landungssteg bilden sollten — ein greifbares Symbol der heillosen Panik, die in den Tagen dieses überstürzten Abtransportes an der Küste geherrscht hat! Und mitten in diesen Schwarm der hastenden und flüchtenden Massen prasselte bei Tag und Nacht der Bombenregen der deutschen Stukas. Am 29. Mai werden allein drei Kriegsschiffe und 16 Transporter auf diese Weise versenkt, und zehn Kriegsschiffe und 21 Handelsschiffe in Brand gesetzt oder stark beschädigt. Noch später zeugten die Wracks englischer Zerstörer und Frachtschiffe von der furchtbaren Ernte, die die Luftwaffe dort gehalten hat. Auch die neuen Schnellboote der Marine, diese modernen Haifische der Flotte, greifen — zum ersten Male — in größerem Stile ein. Mancher britische Zerstörer oder Frachter, der sich schon auf sicherem Heimwege glaubte, wird von ihnen ereilt. Es muß ein Inferno, ein Höllenspuk gewesen sein, der sich an der Küste von Dünkirchen entfaltet hat. In dem konzentrischen Bombardement zu Lande, zu Wasser und aus der Luft ist jeder der Eingeschlossenen nur von dem einen Trieb besessen, das nackte Leben zu retten. Es spielen sich in diesem „Kampf ums Dasein" bestialische Szenen ab. Der Mensch wird zum Tier.

Die aber, die diesem Höllenrachen entrinnen, tragen in ihren Zügen Spuren, als ob sie dem Tode ins Auge geschaut hätten. Sie sind wie geistesgestört. Einzelne der Entronnenen erzählen von der „Hölle" des mitgemachten Luftbombardements.

Immer mehr zerfällt in diesen Tagen der hämmernden Schläge auf Dünkirchen auch die englisch-französische Koalition. Zwar erläßt General Weygand fast täglich Hilferufe mit der Bitte um Einsatz der britischen Jagdgeschwader. Denn die deutschen Flieger sind unumschränkte Gebieter des Luftraumes. Aber vergeblich! Die Engländer haben mittlerweile den Rest ihrer Truppen weggeschafft; nur die Nachhut von 25 000 Franzosen ist zurückgeblieben. Sie hat den Brückenkopf Dünkirchen verteidigen und den Rückzug der Engländer decken müssen. Das nennt der Londoner Heeresbericht bombastisch das „größte Rückzugsgefecht aller Zeiten". Er merkt nicht, wie er sich selbst damit bloßstellt. Stündlich warten die zurückgebliebenen Franzosen auf die Hilfe der englischen Fluggeschwader. In dringendster Form telegraphiert der französische Admiral Nord, der eisenharte Verteidiger von Dünkirchen. Er beschwört die Engländer und beruft sich auf die Solidarität der beiden Armeen. Am nächsten Tage — es ist der 3. Juni — greift sogar der Oberkommandierende Weygand persönlich ein. Aber alle diese Hilferufe aus tiefster Not verklingen wie der Schrei eines Ertrinkenden im heulenden Sturm. England will nicht mehr hören.

General Gort, der Oberbefehlshaber der britischen Expeditionsarmee in Frankreich, hat bereits Ende Mai das Weite gesucht und sich eingeschifft. In einem winzigen Fahrzeug zusammen mit zwei Offizieren hat er die rettende englische Küste erreicht. Er hat damit ein „leuchtendes" Beispiel gegeben. Der englische König empfängt ihn zur Belohnung und dekoriert ihn sogar mit dem Bath-Orden, einer der höchsten englischen Auszeichnungen.

Am 4. Juni ist Dünkirchen erreicht. Die deutschen Truppen dringen in die Festung ein. Die Engländer sind fast alle entkommen. Im Häuserkampf mit den zurückgebliebenen französischen Truppen muß die Stadt Straße um Straße erobert werden. Aber am Abend dieses Tages ist ganz Dünkirchen in deutscher Hand. 88 000 Gefangene werden gemacht, unter ihnen drei Generale. Im Hafen und am Strand werden allein rund zwanzig havarierte große Schiffe gezählt. Über der Stadt steht wie eine schwarze Fahne die Qualmwolke der von den Engländern angezündeten Benzintanks zweier großer Raffinerien.

Die „größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten" ist damit zum ruhmvollen Abschluß gebracht. So meldet der zusammenfassende Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht. Überblickt man die gemachte Beute und die Zahl der Gefangenen, dann hat es wirklich noch niemals etwas Derartiges in der Kriegsgeschichte gegeben. 1,2 Millionen Gefangene waren gemacht. 400 000 Holländer hatten in Holland kapituliert, etwa 500 000 Belgier hatten die Waffen gestreckt und etwa 330 000 Engländer und Franzosen waren den Deutschen in die Hände gefallen. Das gewonnene Kriegsmaterial war unübersehbar. Es umfaßte die Ausrüstung von 80 Divisionen. Unermeßliche Bestände und Vorräte waren erbeutet. Was im einzelnen an Flugzeugen, Panzerwagen, Geschützen, Gewehren und Maschinengewehren, Last- und Personenautos, Fahrrädern, Pferdewagen, Pferden, Munition, Lebensmitteln, Ausrüstungsgegenständen und sonstigen Vorräten an Benzin, Textilien, Metallen und Sanitätsmaterial erbeutet wurde, das konnte überhaupt erst nach wochenlanger Sichtung geordnet und gezählt werden.

Die deutschen Verluste betrugen 10 525 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, 8463 Vermißte und 42 523 Verwundete.

Die Niederlage war so fürchterlich, daß auch die Alliierten sie nicht mehr abschwächen oder wegdiskutieren konnten. Churchill hatte am Tage vor dem Falle Dünkirchens im Unterhaus eine Rede gehalten, in der er mit plastischen Worten von dem „Sensenstrich" der deutschen gepanzerten Divisionen gesprochen hatte, die alle Armeen und Verbindungen zwischen den Armeen in Nordfrankreich weggemäht hätten. Er hatte bei dieser Gelegenheit auch mitgeteilt, daß von 4000 Mann in Calais nur 30 unverwundet Überlebende hatten abtransportiert werden können. Das, was in Frankreich und Belgien sich ereignet habe, das nannte er ein „kolossales militärisches Desaster".

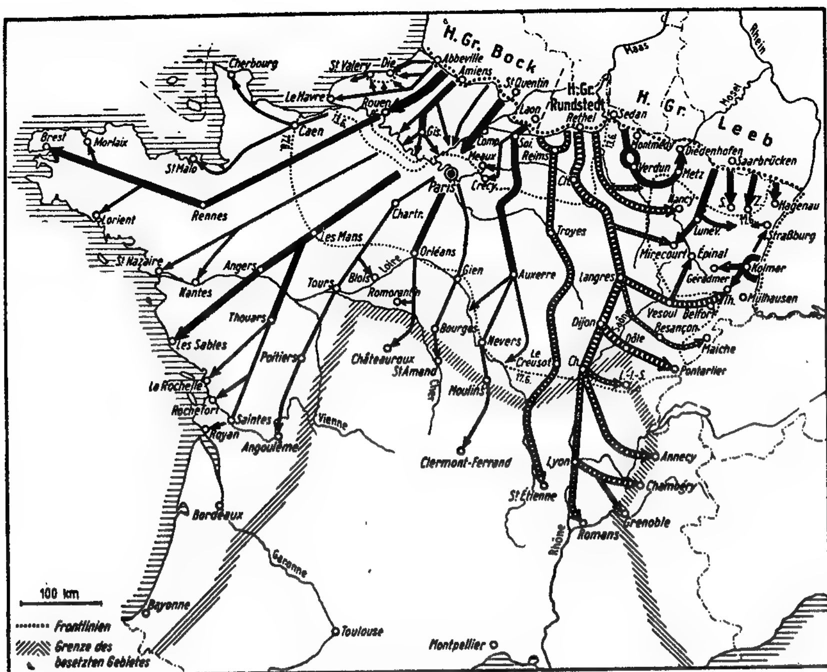
In Paris kostete dieses Desaster Daladier die Stellung. Er schied jetzt, bis dahin noch geduldeter Außenminister, aus der Regierung endgültig aus.

Aber selbst in diesem Augenblick eines entscheidenden strategischen Sieges gibt die deutsche Führung dem geschlagenen Gegner keine Minute zum Atemholen. Sie läßt ihn nicht zur Besinnung kommen und schöpft — genau wie Gneisenau nach der Schlacht von Waterloo — den Sieg an der Kanalküste bis zum Letzten aus. An demselben Morgen, da in den deutschen Zeitungen die Nachricht vom Falle Dünkirchens steht, verzeichnet der deutsche Wehrmachtsbericht in lakonischer Kürze am Schluß: „In den frühen Morgenstunden des heutigen Tages haben neue Angriffsoperationen aus der bisherigen Abwehrfront in Frankreich begonnen." Dieser kargen Mitteilung entsprach eine neue große Offensive, die den zweiten Akt des Feldzuges in Frankreich einleitete. Es war gleichzeitig der Schlußakt des Feldzuges und des Dramas des Zusammenbruches der französischen Armee und des französischen Volkes. Militärisch war es die Operation, die der Führer als die zweite bezeichnet hatte, und die bis an die

Schweizer Grenze und an die atlantische Küste bis südlich Bordeaux führen sollte. Sie begann am Morgen des 5. Juni.

Auf der ganzen Front vom Ärmelkanal bis Laon und zum Chemin des Dames setzten sich die deutschen Heere in Bewegung. Es war die Heeresgruppe des Generalobersten von Bock mit zunächst drei Armeen. Die Ausdehnung der Front betrug in der Luftlinie 180 Kilometer. Vor dieser aufbrechenden Woge lag die „Weygandlinie", von deren Stärke schon allerlei in den französischen Zeitungen gestanden hatte. Niemand wußte, was wahr daran war. Allein der Name Weygand sprach dafür, daß hier ein solides Stauwehr gegen die anbrausenden Deutschen aufgerichtet war. Auch hatte man ein neues Verteidigungsverfahren erdacht mit allen möglichen Hindernissen und Barrieren, die dem Ansturm des Gegners auf Straßen und Wegen Einhalt gebieten sollten. Aber schon nach zweimal 24 Stunden konnte der deutsche Wehrmachtbericht melden: „Die Weygandlinie wurde auf der ganzen Front durchbrochen." Der französische Generalissimus Weygand hatte gerade einen Tagesbefehl erlassen, in dem er seinen Soldaten zurief: „Klammert euch an den Boden Frankreichs!" Unmittelbar danach mußte auch der französische Heeresbericht diesen Einbruch in die eigene Linie zugeben.

In diesen beiden Tagen war erbittert gerungen worden. Die Franzosen hatten das Feld keineswegs kampflos geräumt. Weygand hatte seine besten Truppen an diese am meisten bedrohte Front geworfen. Denn sie war die letzte Schutzmauer vor der französischen Hauptstadt. An der Somme wie an der Aisne war es zu blutigen Kämpfen gekommen. Die vom Chemin des Dames über den Oise-Aisne-Kanal nach Süden vordringenden Regimenter stießen auf einen Gegner, der mit allen Mitteln, mit Artillerie, Maschinengewehren, Granatwerfern und Gewehren den Weg zu verlegen suchte. Die französischen Reihen bestanden aus Eliteregimentern, besonders



Die deutschen Operationen im Westen

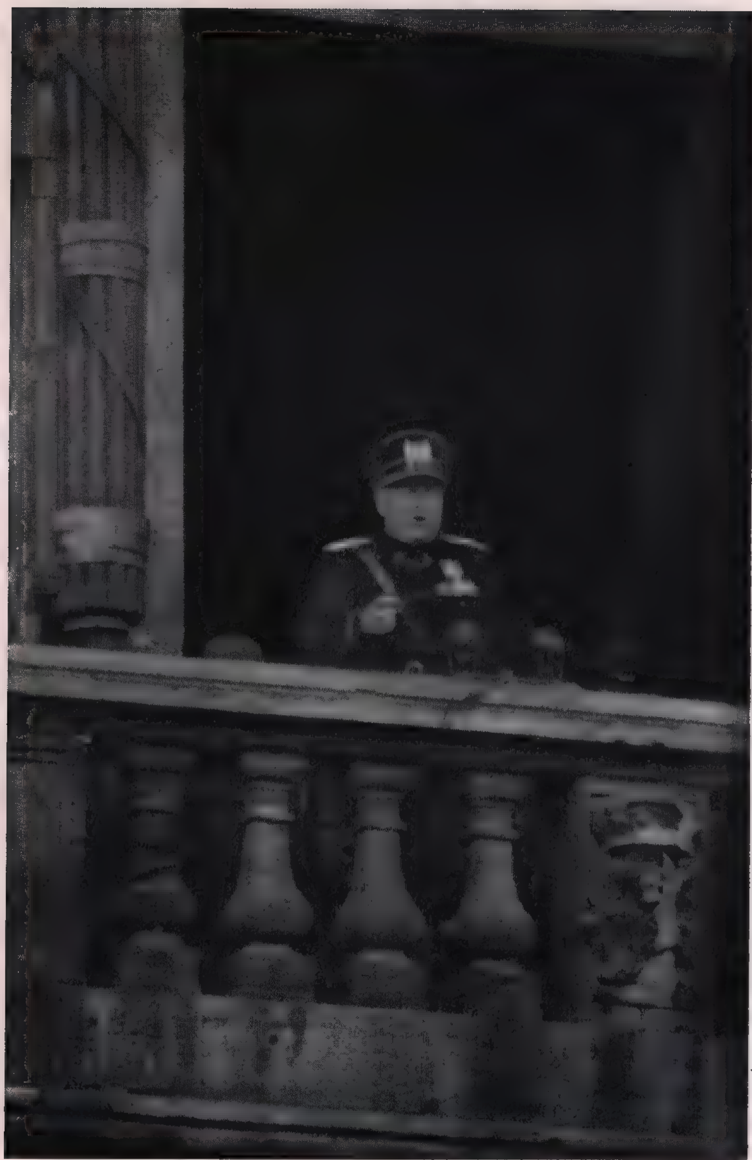
Alpenjägern. Zwei Tage und zwei Nächte rannten die deutschen Infanteriedivisionen gegen die französischen Stellungen an, bis sie den Kanal überschritten und sich auf dem jenseitigen Ufer festgekrallt hatten. Einzelne Infanterieregimenter erlitten schwere Verluste. Und es gehörte der unverwüstliche und unerschütterliche Siegeswille einer aufs höchste disziplinierten Armee dazu, um solchen Hindernissen gegenüber nicht zu verzagen. Die Straßen waren überall planmäßig gesperrt und vermint. Das war eine der wichtigsten Organisationsmaßnahmen der Abwehr, die Weygand längs der ganzen französischen Linien durchgeführt hatte. Auch die Feldstellungen waren hier besonders stark ausgebaut. Vor allem

die Marokkaner machten den Deutschen schwer zu schaffen. In ihrer verschlagenen, heimtückischen Art versteckten sie sich auf hohen Bäumen und empfingen die Angreifer mit gutgezieltem Gewehrfeuer. Und nachdem die Deutschen glücklich sich durch das Wasser, den Schlamm und den Morast der Aisneniederung hindurchgearbeitet hatten, empfing sie auf dem anderen Ufer von den Abhängen herab ein neuer Eisenhagel. Aber am 9. Juni war die Aisnestellung beiderseits Soissons überschritten.

Auch an der Somme mußte der französische Widerstand im wahren Sinn des Wortes gebrochen werden. Auch hier mußte fast jeder Weg, jeder Steg, jedes Waldstück und jede beherrschende Höhe Mann gegen Mann erkämpft werden. Die Eigenart des Geländes und die Taktik der Verteidiger zwangen zu einer Art Kleinkrieg und Heckenkrieg. Die Infanterie trug die Hauptlast des Kampfes. Die Straße von Abbéville nach Blangy war zum grauenvollen Schlachtfeld geworden: die Felder waren zerfetzt von Schützenlöchern, Bombeneinschlägen und Geschoßtrichtern, die Straßengräben waren zu Schützengräben ausgebaut, die Häuser am Straßenrand zu Festungen, die Dächer zu Beobachtungsständen, die Felder waren feuerspeiende Höllen geworden, aus jedem Graben raste Verderben und hinter jedem Haus drohte ein Hinterhalt. Hier kämpften die schottischen Hochländer mit der ganzen Verbissenheit ihres Stammes, hier standen die großen englischen Panzer in ihren wohlgetarnten Ausgangsstellungen. Es waren Verbände, die zu den drei englischen Divisionen gehörten, die allein noch auf französischem Boden übriggeblieben waren. Diese Straße galt als unüberwindlich. Die Deutschen haben sie im Zusammenwirken des Heeres und der Luftwaffe schließlich doch bezwungen. Am Ausgang der Stadt Abbéville ruhen auf weitem Feld die Opfer des Kampfes um diese Straße. Hecke um Hecke, Haus um Haus, Meter um Meter mußte



Der Führer auf der Vimy-Höhe vor dem kanadischen Weltkriegsdenkmal



Mussolini verkündet den Eintritt Italiens in den Krieg



Einzug deutscher Truppen in Paris



Die Reichskriegsflagge am französischen Siegesdenkmal in Verdun



Vorgehen an der Saarfront

erkämpft werden. Die deutsche Artillerie und die neuen deutschen Pakgeschütze zwangen die gewaltigen englischen Panzer nieder, noch ehe sie angreifen konnten. Auch die englische Infanterie, die zwischen den Panzern daherstürmte und wie die Löwen kämpfte, die aus Erdlöchern und Häusern die Deutschen mit rasendem Feuer empfing, mußte unterliegen. Einer nach dem andern sank unter dem Feuer der Stoßtrupps, der Infanterie und der Artillerie dahin.

Aber nachdem in diese Sperrmauer der „Weygandlinie" die erste Bresche gelegt war, war auch der Hauptwiderstand gebrochen. Am 10. Juni konnte der Wehrmachtbericht bereits verzeichnen: „Große Erfolge sind schon errungen, größere bahnen sich an."

Jenseits der Somme trieb die Walze der deutschen Truppen eine Armee vor sich her, die der Auflösung entgegenging. Rouen an der unteren Seine war schon besetzt. Der Kampf war bereits in die Verfolgungsschlacht übergegangen. Höchstens an der Oise konnte der Gegner noch einmal haltmachen, wenn er Paris mit aller Gewalt schützen wollte. Dort waren aber schon alle Brücken zerstört, so frühzeitig, daß die nach Hunderten zählenden französischen Fahrzeuge nicht mehr hinüber konnten.

Am Tage vorher — am 9. Juni — hatte sich auch die zweite Hälfte der großen Front, zwischen Longwy und dem Meere, in Bewegung gesetzt. Sie umfaßte einen Raum von etwa 150 Kilometer Luftlinie und unterstand der Heeresgruppe des Generalobersten von Rundstedt mit drei Armeen. Die Länge der marschierenden Front betrug nunmehr rund 350 Kilometer. Vor dem nun antretenden Abschnitt lag die Champagne und als erster beherrschender Punkt die Festung Reims, etwa auf halbem Wege zwischen Aisne und Marne. Dieser Gruppe gehörten insbesondere die motorisierten Infanteriedivisionen des Generals der Kavallerie von Kleist und des Generals der Panzertruppen Guderian an. Zunächst war die leicht gewellte

„Lause-Champagne" mit ihrem kreidigen Felsboden zu durchschreiten. Aber dann stand die große Barriere der Marne bevor. Hier hatte Weygand — nach bewährtem Muster — den Hauptwiderstand geplant.

Schon vorher ist südlich Reims ein tiefer Wald zu durchqueren. Dahinter liegt das breite, tiefer liegende Tal der Marne. Hier kommt es auch zu einem schweren Ringen, an dem wieder afrikanische Truppen teilnehmen. Die Franzosen setzen Panzerkräfte ein. Aber auch sie können nicht verhindern, daß die Deutschen die Marne überschreiten. Das ist der Stand etwa am 12. Juni.

Die Gefahr für Paris ist damit immer drohender geworden. Am 9. Juni, es ist ein Sonntag, wird plötzlich der Ministerrat noch auf den Abend einberufen. Ein Anzeichen dafür, daß irgend etwas in der Luft liegt. Noch weiß die Welt nicht, daß diese plötzliche Alarmierung noch einen anderen Grund hat als die rein militärische Lage. Diese allein hätte bereits genügt. Denn zwei französische Armeen sind an der Sommefront zerschlagen worden. Aber die französische Regierung hat schon Wind von einem anderen Ereignis bekommen, das die Öffentlichkeit erst am nächsten Tage erfährt. Es ist der Eintritt Italiens in den Krieg.

Am Nachmittag des 11. Juni wird die Welt mit einem Schlage durch die Ankündigung einer Radioübertragung aus Rom überrascht. Wer die offiziellen Äußerungen aus Italien seit Monaten genau verfolgt hat, der kann beinahe berechnen, was bevorsteht. Denn in fortgesetzter Steigerung sind die Äußerungen der italienischen Regierung über ihre Stellung zum Kriege immer bestimmter und eindeutiger geworden. Es konnte nach den letzten Verlautbarungen nur noch eine Frage der Zeit sein, wann die „Nichtkriegführung" in die „Kriegführung" überging. Insbesondere nach der kurzen Ankündigung Mussolinis, die er am 9. Mai vom Balkon des

Palazzo Venezia an die Menge richtete, konnte über den Kurs kein Zweifel mehr bestehen. Er hatte damals ebenso knapp wie vielsagend erklärt, er werde sein Schweigen nur durch Taten brechen. Auch die Berufung des Ministers Alfieri als Botschafter nach Berlin kurz vorher war für den Kundigen eine Vorbereitung zum endgültigen Schritt. Darüber, daß dieser Schritt zu gegebener Zeit erfolgen würde, hatte auf seiten des deutschen Volkes seit dem ersten Tage des Krieges kein Zweifel bestanden.

Durch das Medium des Rundfunks kann nun die ganze Welt das miterleben, was am Nachmittag des 11. Juni um 19 Uhr sich auf und vor dem historischen Balkon des Palazzo Venezia in der „Ewigen Stadt" abspielt. Auf dem weiten Quadrat dieses imposanten Platzes ist rund eine Viertelmillion Römer zusammengeströmt. Als der Duce seinen Balkon betritt, schlägt ihm ein Orkan des Beifalls entgegen. Seine Ansprache ist relativ kurz, aber jeder Satz ist wie klingender Stahl. Es spricht der Sohn eines Schmiedes, der selbst ein neues Imperium schmiedet.

Schon der erste Satz zerreißt den Schleier: „Die Stunde unwiderruflicher Entscheidungen hat geschlagen." Jeder der Tausende weiß, was damit gemeint ist. Und der erste stürmische Beifall lodert auf. Der nächste Satz sagt es rundheraus: „Die Kriegserklärung ist bereits an die Botschafter Großbritanniens und Frankreichs überreicht worden."

Der Aufbau der Rede ist streng logisch. Zunächst kommt der Rückblick auf das Vergangene:

„Mit euch ist die Welt Zeuge, daß das Italien des faschistischen Liktorenbündels alles getan hat, was menschenmöglich war, um den Kampf, der Europa aufwühlt, zu vermeiden. Aber alles war umsonst. Es hätte genügt, die Verträge, die nicht für alle Ewigkeit unantastbar sind, zu revi-

dieren und sie den Verhältnissen und dem Leben der Völker anzupassen. Es hätte genügt, nicht die wahnsinnige Politik der Garantien aufzunehmen, die sich gerade für jene, die sie angenommen haben, als mörderisch erwiesen hat. Es hätte genügt, den Vorschlag, den der Führer am 6. Oktober 1939 nach Beendigung des Polenfeldzuges gemacht hat, nicht zurückzuweisen."

(An dieser Stelle hört man aus der Menge Heilrufe auf den Führer.)

Nach dieser historischen Rechtfertigung entwickelt der Duce die Parole, unter der der Kampf geführt werden soll:

„Wir greifen zu den Waffen, um, nachdem das Problem unserer Kontinentalgrenzen gelöst ist, auch das Problem unserer Meeresgrenzen zu lösen. Wir wollen die territoriale und militärische Kette sprengen, mit der man uns in unserem Meer ersticken will. Denn ein Volk von 45 Millionen ist nicht wahrhaft frei, wenn es nicht den freien Zugang zu den Weltmeeren hat."

Diese Proklamation wird mit tosendem Beifall beantwortet. Der Sinn des Kampfes für Italien ist damit klar umrissen. Nun legt der Duce auch den universalen Sinn des Krieges mit lapidaren Worten fest:

„Es ist der Kampf der fruchtbaren und jungen gegen die unfruchtbaren und dem Untergang geweihten Völker, es ist der Kampf zwischen zwei Jahrhunderten und zwei Weltanschauungen."

Jede Wendung ist wie in Erz geprägt. Danach gedenkt der Redner in leidenschaftlich bewegten Sätzen des treuen Bundesgenossen, an dessen Seite jetzt das italienische Volk tritt:

„Italiener! In einer denkwürdigen Massenkundgebung, der von Berlin, sagte ich, daß nach den Gesetzen der faschistischen Moral man mit einem Freund bis zum Ende mar-

schiert. So haben wir es gehalten und so werden wir es halten an der Seite Deutschlands, an der Seite seines Volkes und an der Seite der siegreichen deutschen Wehrmacht."

Fast bei jeder Hebung der Stimme wird der Duce von endlosem und tosendem Beifall oder von Heilrufen auf Hitler oder ihn selbst unterbrochen. Und als er fortfahrend des Königs und Kaisers Viktor Emanuel und sodann des Führers gedenkt, da setzt ein frenetischer Jubel ein, der nicht enden will.

Die epochale Rede endet mit dem gleich einem Kommando klingenden Aufruf: „Volk Italiens, ans Gewehr!"

Italien hat sein Schwert in die Waagschale neben das deutsche geworfen. Noch tiefer als vorher neigt sich die Schale der Achsenmächte, und noch höher schwingt die Schale der Westmächte in der Hand des Schicksals.

Die *französische Regierung* ist wie vom Donner gerührt. Ein solcher Schlag fehlte noch in dieser Stunde der hereinbrechenden Sintflut. In seiner ohnmächtigen Wut überhäuft Reynaud den Duce mit Beschimpfungen. Es ist derselbe Reynaud, der wenige Wochen vorher bei Antritt seines hohen Amtes Italien mit Komplimenten umschmeichelt hatte. Damals hatte er noch darauf spekuliert, er könne auf diese Weise Italien von seinem Bundesgenossen Deutschland abspenstig machen. Jetzt behauptet er frech, Italien habe Frankreich in dem Augenblick den Krieg erklärt, in dem Frankreich für die Unabhängigkeit aller Völker der Erde kämpfe. Er gibt scheinheilig vor, daß jedes Problem zwischen Italien und Frankreich auf freundschaftliche Weise hätte gelöst werden können. Mussolini dagegen, so wirft er ihm vor, wolle, daß Blut fließe. Duff Cooper in London, jetzt „Informationsminister", bläst in dasselbe Horn. In einer Radioansprache setzt er sich ebenfalls mit diesem unwillkommenen Ereignis auseinander. Er spricht von Mussolini nur als dem „Bösewicht".

Doch während Reynaud diese Rundfunkansprache hält, stehen bereits seine Koffer gepackt. Am 11. Juni verläßt die französische Regierung Paris und begibt sich nach Tours. Die schon stark verbreitete Panikstimmung in Paris erhält damit neue Nahrung. Die Bevölkerung von Paris ist jetzt überhaupt nicht mehr zu halten. Sie folgt dem Beispiel ihrer „Führer". Und kopflos wälzt sich ein neuer Strom von Flüchtlingen nach Süden über alle Ausfallstraßen der Hauptstadt. Das letzte Wort, das Reynaud von sich gegeben hatte, war ein Zuruf an einige amerikanische Journalisten: „Sagt Amerika, daß ungeheuer viel auf dem Spiel steht, und daß die Zeit kurz ist." Dieser verzweifelte Hilferuf in letzter Stunde war nur zu begründet.

Es war wirklich höchste Zeit, daß die französische Regierung sich aus dem Staube machte, wenn sie es schon vorzog, sich in Sicherheit zu bringen und nicht bis zum letzten aushalten wollte. Am Mittag des nächsten Tages — es ist der 12. Juni — meldet der deutsche Wehrmachtbericht, daß die deutschen Divisionen 20 Kilometer vor Paris stehen. An diesem Tage trägt die große Angriffsoperation zwischen dem Kanal und der Maas die ersten reifen Früchte. Rouen an der Mündung der Seine ist bereits in deutscher Hand. Die Oise ist 20 Kilometer vor Paris erreicht, Compiègne, der Schauplatz des schmachvollen Waffenstillstanddiktats von 1918, und der große Wald von Villers-Cotterets sind besetzt. Die Marne ist ostwärts der Ourcq auf breiter Front erreicht — also genau an der Stelle, an der im September 1914 das deutsche Schicksal sich wendete. Reims ist genommen, und in der Champagne ist die Suippes überschritten. In diesem Bereich ist schon die Linie überholt, auf der im Weltkrieg die deutschen Stellungen verliefen. Der Tagesbericht vom 12. Juni ist ein stolzer Bericht. Er dokumentiert unwiderleglich, daß der deutsche Angriff auf der

ganzen Linie im Rollen ist. Auch verschiedene, zum Teil von Panzerwagen unterstützte Gegenangriffe in der Champagne können die Deutschen nicht mehr zum Stehen bringen.

Nach weiteren 24 Stunden ist bereits das Feld der Champagnekämpfe von 1915 überschritten. Châlons an der Marne, bekannt als größtes Truppenlager Frankreichs und weit wichtiger noch als Flugplatz und Hauptknotenpunkt aller Linien, die von Paris in der Ostrichtung und damit zur Maginotlinie laufen, ist genommen. An der Kanalküste bei St. Valéry ist eine Gruppe französisch-englischer Truppen abgesprengt und eingeschlossen, die vergeblich versucht, zur See zu entkommen. Es sind insgesamt 20 000 Mann, die am nächsten Tage kapitulieren müssen.

In Paris erscheinen bereits keine Zeitungen mehr. Der Gouverneur von Paris, General Hering, bereitet die noch in der Stadt verbliebene Bevölkerung darauf vor, daß die Stadt wahrscheinlich aufgegeben werden muß. Am 12. Juni ist der „Oberste Kriegsrat" zu einer Sitzung zusammengetreten, zu der Churchill, Eden und der General Dill auf dem Luftweg herübergekommen sind. Die offizielle Mitteilung hierüber nennt als Tagungsort eine Stelle „irgendwo in Frankreich". Die Regierung zieht es also vor, ihren Aufenthaltsort nicht zu nennen. Sie hüllt sich in eine Nebelwolke. Ihr neuer Sitz war, wie sich später herausstellte, das Schloß Chissay an der Loire.

Am 14. Juni mittags tritt das ein, was die Welt schon stündlich erwartet hatte. Aber als es jetzt in gedruckten Lettern vor den Augen der Menschen steht, da ist es doch, als ob etwas Unfaßbares geschehen, als ob die Welt auf den Kopf gestellt sei: Paris ist in deutscher Hand. Deutsche Truppen ziehen durch die Boulevards dieser Metropole, vorüber an den Tuilerien und dem Arc de Triomphe. Generaloberst von Bock kann den Vorbeimarsch der siegreichen Division ab-

nehmen. Für das deutsche Volk ist es, als ob damit nicht nur die Schmach einer Periode von fast 20 Jahren ausgelöscht sei, es ist, als ob ein neues Zeitalter anbricht.

Bis zum letzten Augenblick hatte Ungewißheit darüber bestanden, ob Paris als Festung erklärt und damit der Beschießung mit allen ihren Gefahren preisgegeben würde. Der Militärbefehlshaber von Paris hat mehr Einsicht bewiesen als die Machthaber von Warschau im Jahre vorher. Er hat jeden Widerstand aufgegeben, weil er sinnlos gewesen wäre und nur nie wieder gutzumachende Zerstörungen verursacht hätte.

Auf dem Eiffelturm, dem beherrschenden Wahrzeichen der Hauptstadt Frankreichs, weht die deutsche Kriegsflagge. Auch auf dem Schlosse in Versailles wird am nächsten Tage die Reichskriegsflagge gehißt. Damit ist sichtbar dokumentiert, daß der zweite Abschnitt der gigantischen deutschen Westoffensive siegreich abgeschlossen ist.

Der Wehrmachtbericht dieses Tages ließ in jeder Zeile erkennen, daß jetzt kein Halten mehr in der französischen Front war. Le Havre war genommen, der größte Hafen Frankreichs an der atlantischen Küste und der Hauptknotenpunkt auch für den französisch-englischen Kanalverkehr. Er war vorher Tag für Tag aus der Luft bombardiert worden, um Franzosen und Engländern jede Lust am Entweichen zu nehmen. Am anderen Flügel der schwingenden Front war Vitry-le François, weit südlich des Argonnerwaldes, erreicht, und mit Montmédy sogar der nördliche Pfosten der Maginotlinie aus den Angeln gehoben. Auch diese begann jetzt in ihren Fugen zu zittern. Schon war die Höhe 304 am „Toten Mann" nordöstlich von Verdun erstürmt, die seit den Kämpfen des Jahres 1916 zum legendären Begriff im Gedächtnis des deutschen Volkes geworden war. An mehreren Stellen hatten die deutschen Panzertruppen und motorisierten Divisionen sogar die Rückmarschbewegun-

gen der Franzosen durchstoßen und überholt. Jetzt begann der „dritte Abschnitt": die Verfolgung des Feindes, die bis zur endgültigen Vernichtung zu führen hatte. So hieß es knapp und siegessicher im Wehrmachtbericht.

Wenn die deutschen Infanteriedivisionen schon vorher tüchtig hatten ausschreiten müssen, jetzt wurden noch nie dagewesene Anforderungen an sie gestellt. Marschieren, dem Feind auf den Fersen bleiben, war jetzt alles. Und die deutschen Infanteristen haben in den nun folgenden Tagen Gewaltmärsche vollbracht, wie sie in der Kriegsgeschichte wohl ohne Beispiel sind. Dazu in sengender Sonnenglut.

Schon wieder war die deutsche Wehrmacht dem französischen Regierungssitz bedrohlich nahegerückt. Wieder mußte die französische Regierung ihre Koffer in die Hand nehmen. Diesmal flüchtete sie gleich bis in die größte Stadt vor der Südgrenze, nach Bordeaux, das sie ursprünglich noch zu vermeiden gehofft hatte. Noch in Tours war es auf einem Ministerrat zu einem heftigen Zusammenprall zwischen Reynaud und dem Präsidenten der Republik Lebrun gekommen. Lebrun gab Reynaud die Schuld an der eingetretenen Katastrophe und warf ihm vor, daß er am 7. Juni nicht seinen Platz anderen Männern geräumt habe, die weniger von England abhängig gewesen wären.

Das Land befand sich nachgerade im Zustand der Auflösung. Denn wie konnte man noch von einer „Regierung" sprechen, wenn diese ständig auf der Flucht begriffen und in sich selbst zerspalten war. Das Schiff Frankreich hatte den Kompaß verloren. In diesem Moment traf die französische Nation ein neuer Keulenschlag, der sie vielleicht noch mehr erschüttert hat als die Einnahme der Hauptstadt. Es war die Nachricht der Einnahme von Verdun. Sie erging am 15. Juni durch Sondermeldung des OKW. Es mag sein, daß das französische Volk erst nach und nach in den Besitz dieser Nachricht gelangt

ist. Denn eine geordnete Nachrichtenverbindung über das ganze Land hinweg gab es nicht mehr. Aber wer von den Franzosen diese Kunde hörte, für den stürzte eine ganze Welt ein. Verdun — das war für jeden Franzosen der Mythos von dem unüberwindbaren Frankreich. „Ils ne passeront pas!" — „Sie kommen nicht durch!" Mit diesem aufpeitschenden Schlachtruf hatte General Pétain im Februar 1916 das Kommando vor dieser stärksten Festung der Welt übernommen, als der Feind bereits an ihren Toren rüttelte. Und dieses Wort hatte sich damals — wie durch ein Wunder — bewahrheitet, trotz der Hekatomben von Opfern, die Deutschland auf den kahlen Kuppen von Verdun dargebracht hatte.

Dieser Schicksalsschlag war darum sicher der furchtbarste von allen, die das französische Volk bisher getroffen hatten. Er hat ihm den letzten Rest gegeben.

Was nunmehr kommt, kann nur noch als galoppierende Schwindsucht bezeichnet werden, hinter der nur das Chaos übrigbleibt. Die zusammengebrochenen französischen Armeen wälzen sich, scharf verfolgt von den deutschen Truppen, nach Süden und Südosten. Dort, wo Teilkräfte sich noch zu geordnetem Widerstand aufraffen, werden sie unter schweren Verlusten geworfen. Auch die Annahme, es könnte an der Loire noch zu einem letzten Sichaufraffen kommen, erweist sich als illusorisch. Die Loirebrücken sind meist gesprengt, bevor sie große Teile der flüchtenden französischen Armeen passiert haben. Dieses Unwesen der Brückensprengungen hat nachgerade den Charakter einer Epidemie angenommen. Aber es ist ja bei den Franzosen niemand mehr da, der eine oberste Autorität verkörpert.

Bei Orléans gelingt es indessen dem kühnen Zugriff einer deutschen beweglichen Abteilung, die durch den Divisionskommandeur persönlich geführt wird, einen der Loireübergänge unversehrt in Besitz zu nehmen.

An einem anderen Loireübergang, es ist bei Saumur, nicht weit von Tours, erhebt sich ein unerwarteter Widerstand. Dieser Ort ist der Sitz der berühmten französischen Kavallerieschule. Hier leisten die Fähnriche und Kadetten dieser Schule verzweifelte Gegenwehr. Ihnen stehen — es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls — die ersten Schwadronen einer deutschen Kavalleriedivision gegenüber. Der Bürgermeister hatte Saumur zu einer offenen Stadt erklären wollen. Aber der Kommandant der Schule mit seinen 1500 Schülern hatte sie in den Verteidigungszustand gesetzt. Mit Maschinengewehren, mit Panzerabwehrkanonen, mit Granatwerfern wehren sich die Fähnriche und Kadetten eine ganze Nacht und einen halben Tag. Sie haben den deutschen Stromübergang nicht verhindern, nur verzögern können. Als rechts und links der Stadt Brückenköpfe auf dem anderen Ufer gebildet sind, müssen diese entschlossenen Militärschüler schließlich ihre Stellungen doch aufgeben.

Es ist mehr der rücksichtslose Einsatz der deutschen kämpfenden Truppen als die Erschlaffung beim Gegner, die den Ausschlag gibt. Ein Beispiel! Am 15. Juni fällt bei einer Erkundung an vorderster Spitze bei der Brückenstelle Pont sur Yonne der stellvertretende Kommandierende General Generalleutnant Ritter von Speck. Dieser General hat sich persönlich an diesen Übergang über die Yonne, einen Nebenfluß der Seine, begeben, um seinen Soldaten ein Vorbild zu geben und selbst den Übergang zu erkunden. Dort treffen ihn Schüsse aus einem französischen MG, denen er kurz danach erlegen ist. Schon bei der Erstürmung des Chemin des Dames und beim Übergang über Aisne und Marne hatte er sich durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet.

Wie steht es inzwischen auf der östlichen Hälfte der deutschen Heeresfront? Auch die Marne hat die deutschen motorisierten und Panzerdivisionen nicht aufzuhalten vermocht. Auch

nicht der Rhein-Marne-Kanal, hinter dem riesige Wälder folgen. In deren Tiefen stecken farbige Kolonialdivisionen, die rücksichtslos aus dem Hinterhalt schießen. Die Vorausabteilungen wissen manchmal nicht recht, ob sie noch diesseits oder jenseits der Grenze zwischen Freund und Feind sind. Umgekehrt wissen auch die Franzosen nicht immer, was los ist. Der Vormarsch löst sich stellenweise in erbitterte Einzelgefechte auf. Die farbigen Truppen gebärden sich manchmal wie Bestien, sie arbeiten mit dem Buschmesser. Es ist klar, daß in diesem Fall kein Pardon gegeben wird. Die Straßen sind auch hier mit Flüchtlingen vollgestopft. Es sind hauptsächlich Elsässer und Lothringer, die nach dem Innern Frankreichs in Marsch gesetzt sind.

Aber mit stürmischem Elan drängen die Verbände der deutschen Truppen immer weiter vorwärts. Der winkende Sieg beflügelt ihre Schritte. Zwei Flugplätze mit 39 startbereiten Maschinen, die mit Bomben beladen sind, fallen unversehrt in deutsche Hand. So völlig überraschend kommt der deutsche Vormarsch.

Man kann es kaum glauben, als am 17. Juni durch den Rundfunk die Mitteilung erfolgt, südöstlich Besançon sei bei Pontarlier bereits die Schweizer Grenze erreicht. Doch es ist wirklich so. In rasender Fahrt haben die motorisierten und die Panzer-Divisionen unter Führung von General der Panzertruppen Guderian die fast 300 Kilometer Luftlinie betragende Strecke zwischen Reims und der Schweizer Grenze zurückgelegt. Wenig mehr als eine Woche haben ihre Vorhuten dazu gebraucht. Auch das Plateau von Langres, ein natürliches Glacis, das im Krieg 1870/71 den deutschen Truppen viel zu schaffen gemacht hatte, wird ungestüm durchquert. Ein Keil ist damit quer durch Frankreich getrieben. Er hat strategisch eine doppelte Wirkung. Er zertrennt die

Masse des französischen Heeres in zwei Hälften und riegelt die Maginotlinie von ihrem Hinterland ab. Diese wird jetzt von Westen und Osten zugleich bedroht. Wer hätte noch vor vier Wochen geglaubt, daß diese gigantische Schutzmauer je vom Rücken her aufgerollt werden könnte?

Vor dem großen eisernen Kehrbesen der deutschen Divisionen flüchten die französischen Soldaten in hellen Scharen auf die Schweizer Grenze zu. Rund 40000 Mann, darunter mehrere tausend Polen, überschreiten die Grenze und lassen sich internieren. In dem Raum rings um die Vogesen sind rund 500000 Mann umstellt.

Die allgemeine Krise hat sich jetzt so zugespitzt, daß Ministerpräsident Reynaud sich nicht mehr halten kann. Am Montag, dem 17. Juni, ist im französischen Rundfunk zu vernehmen: „Reynaud hat demissioniert. Marschall Pétain hat die neue Regierung gebildet." Vizepräsident war Chautemps und Minister für die öffentliche Verteidigung General Weygand geworden. Aber was der Rundfunk nicht bekanntgab, war die Tatsache, daß diesem Kabinettswechsel schwerste Auseinandersetzungen hinter den Kulissen vorausgegangen waren.

Bevor die Reihe an den Marschall Pétain gelangt war, war das Ministerpräsidium den drei Parlamentariern Bonnet, Laval und Flandin angeboten worden. Alle drei hatten dankend abgelehnt. Das war mehr als eine rein persönliche Angelegenheit: es war das Ende eines Systems, das bankrott gemacht hatte. Die Parlamentarier hatten es selbst aufgegeben, sie hatten den Glauben daran verloren.

Wie ein Verzweifelter hatte sich Reynaud gegen seinen Sturz gewehrt. Tagelang hing die drohende Wolke bereits über seinem Haupt. Denn die militärische Niederlage war unabwendbar. Aber Tag um Tag hatte er neue Ausflüchte ersonnen, um der Demission zu entgehen.

Am 12. Juni, als die deutschen Truppen sich zum Einmarsch in Paris rüsteten, war die französische Regierung auf ihrer Flucht im Schloß Chissay dicht an der Loire eingetroffen. General Weygand hatte im Ministerrat die Aussichtslosigkeit weiteren militärischen Widerstandes dargelegt. Aber Reynaud und Mandel verharrten auf ihrem Standpunkt, den Kampf fortzusetzen. Damit wäre ganz Frankreich der Invasion der Deutschen preisgegeben worden. Es war sogar zu einem dramatischen Zusammenstoß zwischen Reynaud und Weygand gekommen. Der General hatte den Ministerpräsidenten gefragt: „Sie wollen bis zum bitteren Ende gehen?" Und hatte sofort hinzugefügt: „Nun, ich sage es Ihnen, wir sind schon am Ende!"

In seinem innersten Herzen hatte Reynaud auch bereits die Hoffnung auf ernsten Widerstand in Frankreich selbst aufgegeben. Zwar tat er nach außen, als ob er den französischen Boden bis zum letzten Blutstropfen verteidigen werde. Aber im geheimen spielte er bereits mit dem Gedanken, den Sitz der französischen Regierung auf den Boden Nordafrikas oder sogar der französischen Besitzungen in Amerika zu verlegen.

Am Abend dieses 12. Juni hielt er eine Ansprache im Radio. Hier ließ er zum erstenmal diesem Gedanken freien Lauf:

„Wir kämpfen vor Paris; wir werden hinter Paris kämpfen; wir werden uns in einer unserer Provinzen einschließen, und wenn wir von dort verjagt werden, gehen wir nach Nordafrika, und wenn nötig sogar in eine unserer amerikanischen Besitzungen, um den Krieg weiterzuführen."

Am nächsten Tag war auch Winston Churchill in Schloß Chissay eingetroffen, begleitet von Lord Halifax und Lord Beaverbrook, und zwar auf Wunsch des französischen Ministerrats. Es war der letzte Versuch der französischen Regierung, die Engländer zu einer spürbaren Waffenhilfe und zur

Abwendung des Äußersten zu bewegen. In dem einen Raum dieses Schlosses tagte der Oberste Kriegsrat, während in dem anderen der französische Ministerrat Stunde für Stunde auf das Ergebnis der Beratungen des Obersten Kriegsrates wartete. Reynaud hatte seinen Ministern versprochen, er werde Churchill in den Ministerrat mitbringen. Aber nach Stunden bangen Harrens kam Reynaud allein zurück. Er meldete, Herr Churchill lasse sich entschuldigen, er hätte gleich wieder abfliegen müssen.

Wenn man weiß, was im Obersten Kriegsrat herausgekommen war, dann ist man über Churchills Hast nicht überrascht. Denn Churchill hatte auf die dringenden Vorstellungen von General Weygand weiter nichts zugestanden als die Entsendung von drei Divisionen mit 72 Kanonen. Die Entsendung weiterer Luftstreitkräfte hatte er ohne weiteres verweigert, indem er eiskalt erklärte, die gesamte englische Luftwaffe gehe nach England und bleibe in England, komme über Frankreich, was kommen möge. Schließlich wurde Reynaud von seinen Ministerkollegen die Frage gestellt, was denn nun Churchills Meinung über ein Waffenstillstandsgesuch Frankreichs gewesen sei. Worauf er erwiderte, Herr Churchill, Lord Halifax und Lord Beaverbrook hätten ihm in Gegenwart des Innenministers Mandel und des Unterstaatssekretärs Baudouin die folgende persönliche Versicherung gegeben: Falls Frankreich schließlich und endlich doch gezwungen wäre, um Waffenstillstand zu bitten, würde England, trotz seiner Absicht, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen, dennoch nie einen Verbündeten angreifen, der ohne eigene Schuld in eine verzweifelte Lage geraten sei.

An der militärischen Lage in Frankreich war also nichts geändert. Trotzdem wurde im Ministerrat die Entscheidung noch einmal aufgeschoben. Man klammerte sich an eine neue Hoffnung. Denn Reynaud hatte zu Beginn des Tages eine

feierliche Bitte an den Präsidenten Roosevelt gerichtet, öffentlich zu erklären, daß die Vereinigten Staaten den Alliierten ihre moralische und materielle Unterstützung gewähren würden, und zwar mit allen Mitteln, ausgenommen die Entsendung eines Expeditionskorps. Den Erfolg dieses öffentlichen Appells wollte man noch abwarten.

Aber während noch das Echo aus den Vereinigten Staaten erwartet wurde, war die französische Regierung zu einem neuen Umzug genötigt. Am 15. Juni siedelte sie nach Bordeaux über. Auch der Präsident der Republik Lebrun, der Präsident des Senats Jeanneney und der Präsident der Deputiertenkammer Herriot waren der Regierung dorthin gefolgt. Inzwischen war der Vormarsch der Deutschen unaufhaltsam weitergegangen.

In der Präfektur von Bordeaux hielt der Ministerrat seine ersten Sitzungen. Mit höchster Spannung horchte alles auf irgendeinen Laut aus den Vereinigten Staaten. Aber es dauerte bis zum 16. Juni, bis endlich ein Lebenszeichen aus Washington eintraf. Am Nachmittag dieses Tages, es war ein Sonntag, ließ Präsident Roosevelt mitteilen, daß die Vereinigten Staaten ihre Anstrengungen zur Entsendung von Flugzeugen und von Munition verdoppeln würden, ließ aber ausdrücklich betonen, daß diese Zusicherung keine Verpflichtung militärischen Charakters enthalte, sondern daß allein der Kongreß in der Lage sei, diese zu beschließen. Das war also der Erfolg des letzten Hilfeschreies von Paul Reynaud. Eine unverbindliche Vertröstung, ohne greifbaren Wert.

Damit war sein Schicksal besiegelt. Er selbst zwar gab sein Spiel immer noch nicht verloren. Am Abend dieses historischen Sonntags überraschte er seine Ministerkollegen mit einem letzten Projekt. Er teilte ihnen einen äußersten Vorschlag Churchills mit. Dieser Vorschlag lief darauf hinaus, England und Frankreich sollten eine „unlösliche Union" eingehen, mit ge-



Übergang über den Oberrhein



Bunker der Maginotlinie



Durchbruch durch eine Bunkerlinie



Nach der Eroberung eines Panzerwerkes



Straßburg wieder deutsch



Im eroberten Belfort



An der Loire

meinsamer Landesverteidigung, gemeinsamer Außen-, Finanz- und Wirtschaftspolitik. Jeder französische Bürger würde unverzüglich die englische Bürgerschaft erwerben und umgekehrt. Während des Krieges sollte es nur ein einziges Kriegskabinett geben. Frankreich sollte seine verfügbaren Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft England zur Verfügung stellen.

Auch dieser letzte Rettungsversuch aber schlug fehl. Gegen eine solche Zumutung lehnte sich sogar die Majorität des englandfreundlichen französischen Ministerrats, trotz der hereinbrechenden Niederlage, auf. Es fiel in dieser Sitzung das bitterböse Wort, Frankreich würde damit „einem wirklichen Dominion" verteufelt ähnlich sehen. Die wahre Absicht, die hinter diesem Plane stand, war auch zu offenkundig. Churchill kam es bei diesem diabolischen Angebot nur darauf an, sich für alle Fälle die Verfügung über die französische Flotte zu sichern. Dieses Zugeständnis aber war vor allem für die französischen Generäle im Ministerrat völlig undiskutierbar. Marschall Pétain und General Weygand lehnten jede Erörterung dieses Vorschlags ab. Und die Mehrheit der Minister schloß sich ihnen an. Eine Minute vor Mitternacht überreichte der Ministerpräsident Paul Reynaud dem Staatspräsidenten Lebrun die Demission seines Kabinetts. Jetzt konnte Marschall Pétain seine Regierung bilden. Als diese nach wenigen Stunden zustande gebracht war, setzte sich der neue Außenminister Baudouin an den großen Tisch im Vorzimmer Pétains in der Präfektur zu Bordeaux und begann ein Schriftstück aufzusetzen, das dem Krieg in Frankreich ein Ende bereiten sollte.

Es war die Ankündigung, daß Frankreich nunmehr die Waffen niederlegen müsse und von der Reichsregierung die Bedingungen erfahren wolle, unter denen das Deutsche Reich bereit sei, den französischen Wünschen zu entsprechen. Es war,

mit dürren Worten, das Waffenstillstandsangebot der französischen Regierung.

Der Marschall Pétain hat am nächsten Tag, dem 17. Juni, in einer Rundfunkansprache diese Erklärung dem französischen Volk und damit der Welt bekanntgegeben.

Das war die größte aller bisherigen Sensationen. Es war auch der erste Schritt zum Ende des dritten Abschnittes der gigantischen deutschen Offensive im Westen. Aber nicht nur das Ende eines militärischen Abschnittes wurde damit eingeleitet, sondern auch das Ende einer politischen Epoche. Die englischen Montagszeitungen schrieben über diese Nachricht die Überschrift: „Britain fights on" — „Großbritannien ficht weiter."

Großbritannien stand nun allein.

Aber damit war immer noch nicht der politische Kampf innerhalb der Führung des französischen Volkes entschieden. Denn immer noch spukte der Gedanke der Auswanderung nach Nordafrika in den Köpfen der Politiker. Besonders der Staatspräsident Lebrun, unterstützt von dem Kammerpräsidenten Herriot und dem Präsidenten des Senats Jeanneney, klammerten sich mit allen Mitteln an diesen abenteuerlichen Gedanken. Es hatte sich eine Art „Commune" in Bordeaux gebildet, die völlig andere Wege ging als die neue Regierung Pétain. Dieser, der aufrechte Soldat, hatte vom ersten Augenblick an, als dieser Gedanke nur auftauchte, keinen Zweifel darüber gelassen, daß er den Boden seines Vaterlandes nicht verlassen würde. Das wäre für ihn nichts anderes als Fahnenflucht gewesen. Am Dienstag, dem 18. Juni, war es deshalb zu einem unmittelbaren Zusammenstoß zwischen Lebrun und Pétain gekommen. Im Verlauf dieses Auftritts hatte der Staatspräsident dem Marschall erklärt:

„Ich erkläre Ihnen, Herr Marschall, meine Absicht, morgen früh abzureisen, und bitte um Ihre Zustimmung."

Und der Marschall hatte geantwortet:

„Sie wissen, daß ich mich entschieden habe, in Frankreich zu bleiben, komme, was kommen mag."

In dieser kritischen Lage ist es dem Eingreifen von Pierre Laval, dem früheren Ministerpräsidenten, gelungen, den französischen Staatspräsidenten umzustimmen und zur Aufgabe seines Entschlusses zu bewegen. Gleichwohl hat es eines rücksichtslosen Auftretens von Laval bedurft, um Lebrun zur Vernunft zu bringen. In dieser Stunde ist mit dem französischen Staatsoberhaupt eine Sprache gesprochen worden, wie er sie wohl noch nie zu hören bekommen hatte.

Am Donnerstag, dem 21. Juni, nämlich hat Laval sich mit einer Delegation von Abgeordneten beider Kammern zu Lebrun begeben und ihn in ebenso feierlicher wie unerbittlicher Form beschworen, unter keinen Umständen den Boden Frankreichs zu verlassen. Eine historische Schilderung dieser Tage aus der Feder des Abgeordneten Jean Montigny nennt diese Aussprache einen „pathetischen Dialog". Laval stellt Lebrun die Aussichtslosigkeit und die moralische Unmöglichkeit einer solchen Flucht dar. Lebrun greift zu immer neuen Ausflüchten. Bis schließlich Laval alle Rücksichten fallen läßt und dem Präsidenten ohne jeden Umschweif die Konsequenzen einer solchen Handlung klarmacht:

„Wenn Sie den Boden Frankreichs verlassen, werden Sie nie wieder Ihren Fuß dorthin setzen. Ja, wenn man weiß, daß Sie sich zur Abreise die Stunde der größten Trauer unseres Landes gewählt haben, dann wird nur ein Wort auf alle Lippen kommen, das der ‚Angst', vielleicht sogar ein noch schwereres Wort, das des ‚Verrates'.

Ihre Pflicht, Herr Präsident, ist, dem Beispiel des Marschalls zu folgen."

Am Schlusse stellt Laval ihn sogar hart und mitleidlos als einzigen Ausweg vor die Konsequenz der Demission:

„Wenn Sie abreisen wollen, dann ist dies Ihr gutes Recht! Aber Sie dürfen es nur als Privatmann tun! Geben Sie Ihre Demission!"

Mit diesem dramatischen Wortwechsel hat die Krise im französischen Regierungslager ihren Gipfelpunkt erreicht und bereits überschritten. Lebrun verzichtet auf die Abfahrt. Von dem stolzen Auswanderungsprojekt bleibt schließlich nur noch eine Expedition einiger gestürzter Minister und Parlamentarier an Bord der „Massilia" nach Marokko übrig, die wir in einem späteren Kapitel behandeln werden. Ihr kläglicher Ausgang war beinahe vorauszusehen. Aber die Repräsentanten des gestürzten Systems hatten es noch nicht einmal verstanden, in Schönheit zu sterben.

Laval hatte es jedenfalls zustande gebracht, einen für Frankreich verhängnisvollen Entschluß abzuwenden. Denn die Bildung einer französischen Emigranten-Regierung in Nordafrika hätte die Lage für das französische Volk bis zur Unerträglichkeit kompliziert. Mit Sicherheit hätte sie das französische Volk in zwei Hälften gespalten, und zwar in einem Augenblick, der gerade die Konzentration aller Kräfte vom Standpunkt der Nation aus erforderte. Marschall Pétain hat dies verhindert, indem er in der Stunde der Katastrophe, an der er selbst am wenigsten Schuld trug, ohne Rücksicht auf seine Person in die Bresche sprang und seine einzigartige moralische Autorität für die Nation einsetzte.

Am nächsten Tage trifft sich bereits der Führer mit dem Duce in München. Die Besprechungen nehmen nur kurze Zeit in Anspruch. Sie währen noch nicht einmal einen Nachmittag. Der Gegenstand ist die Stellungnahme der beiden verbündeten Regierungen zu dem französischen Waffenstillstandsgesuch. Nach zwei Stunden der Aussprache haben sich die beiden Staatsmänner geeinigt, und der Duce kann sich gegen Abend wieder auf die Rückreise nach Rom begeben.

England dagegen reagiert auf den französischen Schritt, indem es Gift und Galle speit. Frankreich muß es sich gefallen lassen, daß es jetzt in seinem tiefen Unglück noch der Treulosigkeit geziehen wird. Zur selben Stunde, da die Repräsentanten der beiden Achsenmächte in München einander begegnen, setzt Churchill sich auf seine Weise mit dem französischen Waffenstillstandsersuchen auseinander. Wieder versucht er, Frankreich die Schuld an dem militärischen Debakel zuzuschieben. Wieder beschuldigt er das französische Oberkommando, es habe versäumt, „die nördlichen Armeen aus Belgien in dem Augenblick zurückzuziehen, als die französische Front bei Sedan entscheidend durchbrochen war". Marschall Pétain ist ihm darauf die Antwort nicht schuldig geblieben und hat wenige Tage später ihm exakt nachgewiesen, daß England im ganzen während der militärischen Krise im Juni nur zehn Divisionen in Nordfrankreich stehen gehabt hat — gegenüber nicht weniger denn 85 im Jahre 1918! Im übrigen ließ Churchill in seiner Rede die ihn selbst kompromittierende Bemerkung fallen, daß England nach der Schlacht in Flandern nur noch drei Divisionen in Frankreich stehen gehabt hätte. Aber dann wendet sich Churchill dem aktuellen Anlaß seiner Rede zu. Er hat die Stirn, Frankreich eine Fortsetzung des Krieges zuzumuten und sagt dabei wörtlich: „Frankreich wird große Gelegenheiten wegwerfen und auch seine Zukunft, wenn es den Krieg nicht fortsetzt in Übereinstimmung mit seinen Vertragsverpflichtungen, aus denen wir uns nicht imstande fühlen, es zu entlossen." Das hieß nichts anderes, als daß Churchill immer noch auf die Bündnisverpflichtungen pochte, während Frankreich bereits ohnmächtig zu Boden gesunken war, ohne daß England sich der verzweifelten Hilferufe der französischen Armeeführung, die sogar das Oberkommando der alliierten Truppen verkörperte, seit dem Durchbruch bei Sedan erbarmt hatte.

Die französische Regierung wird von ihm im gleichen Atemzug beleidigt. Er spricht konsequent nur von der „Regierung von Bordeaux". Dafür wendet er sich unmittelbar an „alle Franzosen". Das Manöver ist zu durchsichtig. Es ist die alte, oft bewährte Taktik der Engländer, einen Keil zwischen Regierung und Volk zu treiben, sobald ihnen die betreffende Regierung nicht paßt. Aber er erreicht nur das Gegenteil. Auch von der zugesicherten Verständnisbereitschaft im Falle, daß Frankreich genötigt sei, den Kampf aufzugeben, ist nichts mehr zu spüren. Der englische Premierminister besteht vielmehr eiskalt und unerbittlich auf seinem Schein. Vielleicht haben ihn sogar französische Minister in dieser Starrheit noch bekräftigt. Denn der französische Generalkommissar für Propaganda Prouvost hat in einer Rundfunkansprache gewisse französische Minister, besonders den jüdischen Innenminister Georges Mandel, vor der Öffentlichkeit dessen bezichtigt, sie hätten ohne jedes Mandat der Regierung nachträglich bei der englischen Regierung interveniert, damit die Erklärung von Churchill, Halifax und Beaverbrook nicht aufrechterhalten würde, und daß England gegenüber Frankreich eine weniger verständnisvolle und mehr befehlende Haltung einnehmen solle.

Der französischen Regierung wird nun von Deutschland ohne Verzögerung die Aufforderung übermittelt, ihre Unterhändler für die Waffenstillstandsverhandlungen zu bestimmen. Währenddessen gehen die Kampfhandlungen ununterbrochen und ungeschwächt weiter. Die Bestimmung der Waffenstillstandsdelegation hat sich infolge der schwierigen Nachrichtenverbindung länger hingezogen. Noch stehen die deutsche und französische Regierung nicht in unmittelbarem Kontakt. Es gibt noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen beiden. Alle Verhandlungen laufen — genau wie das Waffenstillstandsersuchen selbst — über die spanische Regierung. In-

zwischen hat die französische Regierung nachträglich auch an die italienische ihr Waffenstillstandsgesuch gerichtet. Am 20. Juni erfolgt die Bekanntgabe der französischen Unterhändler: es sind General Huntziger, Botschafter Noël, Vizeadmiral Leluc und General der Luftwaffe Bergeret.

Während so die ersten diplomatischen Fäden angesponnen werden, geht der eiserne Vormarsch durch Frankreich ungehemmt weiter. Das Tempo hat sich höchstens noch gesteigert. Sogar die Maginotlinie wird jetzt von der deutschen Grenze aus gesprengt. Schon am 14. Juni hatte die Heeresgruppe des Generalobersten Ritter von Leeb, deren Frontabschnitt vor der Maginotlinie lag, in den Kampf eingegriffen. In zweitägigen schweren Kämpfen gegen stärkste Befestigungswerke hatte die Armee des Generalobersten von Witzleben in frontalem Angriff stärkste Befestigungswerke der Maginotmauer durchbrochen. Fliegerverbände hatten durch Bombenangriffe auf die befestigten Stellungen der stürmenden Truppe wirksam vorgearbeitet. Schon am ersten Tage war die starke Werkgruppe Saaralben erstürmt. Zwei Tage später — am 16. Juni — hatte auch die Armee des Generals der Artillerie Dollmann am Oberrhein die Erstürmung der Befestigungslinie am gegenüberliegenden Ufer aufgenommen. Hier war es fast überall zu erbitterten Kämpfen gekommen. In einzelnen der hochmodern ausgerüsteten Werke hatten die Franzosen sich wie rasend zur Wehr gesetzt. Und es bedurfte erst des Eingreifens von Stuka- und Kampffliegerverbänden, um die Festungswerke einigermaßen zum Schweigen zu bringen. Es war das zweitemal, daß die Luftwaffe gegen befestigte Werke in der Erde angesetzt wurde, nachdem vor Lüttich bereits das erste Experiment von Erfolg gekrönt war. Trotzdem wurde hier die stürmende Infanterie zusammen mit den Pionieren vor schwere Aufgaben gestellt.

Mit Tanksperren, Drahtverhauen und Minenfeldern war

jeder Annäherungsweg zugeriegelt. Umgeschlagene Bäume lagen als zusätzliche Hindernisse quer über den Weg. Durch Artilleriefeuer und Stukaangriffe werden die Befestigungen sturmreif gemacht. Dann folgen die Pioniere und die Infanterie mit der blanken Waffe in der Hand. Mit Handgranaten und Flammenwerfern geht es auf die Schießscharten los. Nicht überall haben die Stukabomben durchgeschlagen. Dort treten auch die Flak- und die Pakgeschütze in Aktion. Mit ihrem Punktfeuer vermögen sie auf den Zentimeter genau in die Sehschlitze zu zielen.

Auch der Angriff über den Oberrhein hinweg war eine bewundernswerte Leistung. Die französische Besatzung der befestigten Bunker, die das gegenüberliegende Ufer säumten, war noch keineswegs von der allgemeinen Lähmung in Frankreich angesteckt. Zum Teil war sie überhaupt nicht unterrichtet über das, was mittlerweile über ihr Vaterland hereingebrochen war. Denn die normale Nachrichtenverbindung war völlig unterbrochen. Möglicherweise hatten auch die Vorgesetzten die Truppe über die Ereignisse absichtlich im Dunkel gelassen, um ihr nicht den Mut zu rauben. So wurde schon der Rheinübergang zu einem tollkühnen „Husarenstück".

Ohne Artillerievorbereitung erfolgt der Übergang. Auf die gleiche Minute, da die Artillerie losdonnert, setzen die Pioniere zum Brückenbau an und stürzen die Infanteristen in die Boote zum Übersetzen. Mit besonders konstruierten Sturmbooten schießen sie pfeilschnell über den Strom. Weitere Trupps folgen auf Schlauchbooten. Der Feind ist im ersten Augenblick verblüfft. Aber rasch hat er die Gefahr erkannt. Jetzt ergießt sich ein Feuerregen über die tollkühnen Angreifer. Aus MG.s, Gewehren und Geschützen pfeift und hagelt es ins Strombett. Einige Boote sacken ab, aber schon sind andere nachgerückt. Die ersten haben eine Landungsstelle gefunden. Todesmutig harren die Soldaten im feindlichen MG.-Feuer aus, bis die

Kameraden nachgekommen sind. So wird Mann für Mann, Zug für Zug und Kompanie um Kompanie die gewonnene Stellung erweitert. Schon nach einer Stunde langen die ersten Gefangenen auf dem deutschen Ufer an. Nach zwei Stunden ist das Westufer des Rheins fest in deutscher Hand. Der Fährenbau setzt sofort nach.

Aber nun beginnt für viele erst der wirkliche Tanz: der Sturm auf die Bunker. Nicht überall hat die Artillerievorbereitung durchschlagend gewirkt. Dafür war die Zeit zu knapp. Mit Handgranaten und Sprengladungen werden die sich noch wehrenden Bunker unschädlich gemacht. An einzelnen Stellen sieht man, wie der direkte Schuß der Flak- und Pakgeschütze gewirkt hat. Die meterdicke Stirnwand von Bunkern ist glatt zertrümmert.

Das ist etwa der Verlauf des verwegenen Angriffs über den Oberrhein in Richtung Kolmar gewesen — ein besonders schönes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Infanterie und der Pioniere.

Manch deutscher Soldat hat bei diesem Sturm seinen Einsatz mit dem Leben bezahlt. Es war, als ob an dieser Front die französische Truppe in letzter Minute noch den Ruhm — die „Gloire" — der französischen Armee hätte retten wollen.

Aber das Schicksal war auch hier — in Lothringen und im Elsaß — nicht aufzuhalten. Am 17. Juni mußte sich die Festung Metz ergeben. Am 18. Juni fiel die Festung Belfort und damit der Schlüssel zu der berühmten burgundischen Pforte in deutsche Hand. Damit war die direkte Verbindung zwischen den Verbänden vor und hinter der Maginotlinie hergestellt und der Ring um diese geschlossen. An diesem selben Tage machten die in diesem Ring eingepreßten französischen Truppen einen verzweifelten Durchbruchsversuch bei Vesoul südwestlich der Vogesen. Ihre Absicht war offenbar, das Plateau von Langres zu gewinnen. Der Angriff wurde unter schwersten Verlusten

zurückgeschlagen, 20 000 Gefangene blieben allein an dieser Stelle in deutscher Hand. Am nächsten Tage, am 19. Juni, erlebte das deutsche Volk einen besonders erhebenden Triumph. An diesem Tage wurde die alte deutsche Reichsstadt Straßburg genommen und die deutsche Flagge auf dem Straßburger Münster aufgepflanzt. So waren innerhalb von zwei Tagen zwei Städte ins Reich zurückgenommen, die seit jeher Hochburgen deutscher Kultur gewesen und erst im Laufe der jüngsten Zeit vom Reiche losgelöst worden waren, zwei Städte, die im Herzen des deutschen Volkes immer einen geheiligten Platz einnahmen: die alte Reichsstadt Straßburg und die deutsche Bischofsstadt Metz.

In Lothringen gab es überhaupt kaum noch Widerstand, nachdem die französische Festungskette Verdun — Toul — Nancy—Lunéville—Epinal zerbrochen war. Nur in den Betonwerken um Diedenhofen wird erbitterte Gegenwehr geleistet. Als letzter Pfeiler der Festungskette fällt Epinal am 21. Juni.

Quer durch Burgund stoßen die deutschen Streitkräfte nun mit größter Vehemenz die Saone entlang gen Süden. Die Rhone ist offensichtlich das Ziel. Am 18. Juni wird die Festung Dijon, die Hauptstadt von Burgund — gleichzeitig mit Belfort — kampflos besetzt. Am 21. Juni wird bereits Lyon erreicht. Es ist derselbe Tag, an dem in Compiègne die Waffenstillstandsbedingungen überreicht werden. Im Elsaß ist der Kamm der südlichen Vogesen erklommen, mit ihm der Hartmannsweilerkopf. In den Nordvogesen wird noch zähe gekämpft, besonders um den Donon. Aber am 23. Juni ist auch hier der Widerstand gebrochen, 500 000 Mann, darunter die Oberbefehlshaber der 3., 5. und 8. Armee, haben sich ergeben. Unübersehbare Beute gerät in deutsche Hand. Nur noch einzelne Abschnitte der Maginotlinie im Unterelsaß und in Lothringen sowie versprengte Abteilungen in den Vogesen

leisten Gegenwehr. Auch der Donon wird am 24. Juni genommen.

An der Atlantikküste und südlich der Loire streben die deutschen Truppen ebenfalls mit unwiderstehlicher Wucht, trotz der glühenden Hitze unter der südlichen Sonne, vorwärts. Hier ist allgemeiner Richtpunkt Bordeaux. Auch in diesem Raum gibt es kein Hindernis mehr. Am 20. Juni wird Brest, der große französische Kriegshafen in der Bretagne, genommen, am 22. ist Nantes an der Mündung der Loire erreicht. Am Sonntag, dem 23. Juni, nähern sich die deutschen Truppen entlang der Küste bereits der Mündung der Gironde, und tiefer drinnen im Lande haben sie südlich der Loire die Gegend nördlich Poitiers erreicht. Poitiers ist ein Schlüsselpunkt des inneren Frankreichs. Hier, zwischen Tours und Poitiers, hat im Jahre 732 die Schlacht stattgefunden, die über das Schicksal des Abendlandes entschied. Auf diesem Plan wurde den eingedrungenen Sarazenen durch Karl Martell ein endgültiges Halt geboten.

Man kann sagen, daß rund zwei Drittel von Frankreich am 24. Juni sich in deutscher Hand befinden. In unregelmäßiger, mannigfach geknickter und gezackter Linie zieht sich eine feste Stahlkette vom Austritt der Rhone aus dem Genfer See schräg durch die französischen Hochalpen südlich Lyon über die Rhone hinweg durch die Auvergne südlich der Loire entlang über Angoulême bis zur Mündung der Gironde. Die äußersten Vorhuten der deutschen Panzerdivisionen und motorisierten Verbände haben sich auf dem rechten Ufer der Rhone entlang bis nach St. Etienne, der französischen Waffenschmiede, und auf dem linken Ufer — trotz kräftigem Widerstande — über Aix-les Bains bis unmittelbar vor Grenoble, also schon tief in die savoyischen Alpen hinein, vorgetastet.

Auch die Italiener haben nunmehr die Ausgangsstellungen zum Angriff auf das Verteidigungssystem der „Maginot-

linie" der Alpen erreicht. Sie stehen hier an der Alpenfront unter dem Oberbefehl des Kronprinzen. Am 21. Juni hat hier auf dem Kamm der Westalpen eine Schlacht angehoben, die sich auf eine Länge von über 200 Kilometer erstreckt und in einer Höhe zwischen 2000 und 3000 Meter inmitten ununterbrochener Schneestürme tobt. Dem Ansturm der Italiener fällt das erste Verteidigungssystem der alpinen „Maginotlinie" zwischen dem Kleinen St. Bernhard und dem Roja-Fluß zum Opfer. In einer Tiefe von 8 bis 32 Kilometer dringen die Italiener in die Bergbefestigungen der Franzosen ein. Unter anderem werden die Forts Chenaillet bei Briançon und Razet im unteren Roja-Tal erobert. Die Franzosen haben bis zuletzt harten Widerstand geleistet, denn das Gelände kommt ihnen vorzüglich zu Hilfe. Um so höher ist die Leistung der stürmenden italienischen Infanterie und Artillerie zu bewerten, die sich trotzdem durchzusetzen vermochten.

Auch an der Riviera geht es — wenn auch langsam mit Rücksicht auf das fast unübersteigbare Gelände — vorwärts. Mentone wird genommen. Die italienische Luftwaffe bombardiert Toulon, Hyères und französische Stützpunkte auf Korsika und in Nordafrika.

Mitten in diesen mitreißenden Siegeszug fällt die Nachricht von der Unterzeichnung des deutschen und des italienischen Waffenstillstandsvertrages mit den Franzosen — am Montag, dem 24. Juni, um 19.15 Uhr. Nach den Bestimmungen dieses Vertrages tritt am nächsten Morgen der Waffenstillstand in Kraft: am 25. Juni um 1.35 Uhr.

In Compiègne hatte der historische Akt der Übergabe und der Unterzeichnung der deutschen Waffenstillstandsbedingungen durch die Franzosen stattgefunden. Es war derselbe Platz und genau dieselbe Stelle, da am 11. November 1918 der Marschall Foch der deutschen Waffenstillstandsdelegation die

Bedingungen diktiert hatte. Ein Symbol ausgleichender Gerechtigkeit!

Am 21. Juni nachmittags 15.30 Uhr war die französische Delegation im Walde von Compiègne eingetroffen. Allein dem Eingreifen der deutschen Stellen hatte sie es zu verdanken, daß sie pünktlich an Ort und Stelle sein konnte. So völlig desorganisiert waren die Verkehrsverhältnisse in dem noch nicht besetzten Teile Frankreichs.

In dem gleichen Salonwagen, in dem der Marschall Foch 22 Jahre vorher die deutschen Delegierten empfangen hatte, empfing der Führer und Oberste Befehlshaber im Beisein von Feldmarschall Göring, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, Generaloberst von Brauchitsch, Generaloberst Keitel und Reichsaußenminister von Ribbentrop die französische Abordnung. Im Auftrag des Führers verlas Generaloberst Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht die Präambel zu den Waffenstillstandsbedingungen. Sie enthielt die Grundlinien dieser Bedingungen und endete mit den programmatischen Sätzen:

„Der Zweck der deutschen Forderungen ist es:

1. Eine Wiederaufnahme des Kampfes zu verhindern;
2. Deutschland alle Sicherheiten zu bieten für die ihm aufgezwungene Weiterführung des Krieges gegen England, sowie
3. Die Voraussetzungen zu schaffen für die Gestaltung eines neuen Friedens, dessen wesentlichster Inhalt die Wiedergutmachung des dem Deutschen Reich selbst mit Gewalt angetanen Unrechts sein wird."

An diese Eröffnung schlossen sich die Verhandlungen. Sie gingen in absolut loyaler Weise vonstatten. Die französische Delegation hatte ungehinderte Möglichkeit, sich mit ihrer Regierung in Bordeaux in Verbindung zu setzen. Es wurde ihr jegliche Auskunft und Erleichterung gewährt. Am nächsten

Nachmittag waren die Verhandlungen zum Abschluß gebracht. Am 22. Juni um 18.50 Uhr wurde der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet. Auf deutscher Seite wurde die Unterschrift von Generaloberst Keitel, auf französischer Seite von General Huntziger vollzogen.

Der Inhalt dieser Bedingungen war im wesentlichen dieser:

Ein großer Teil Frankreichs bleibt besetzt. Die Grenzlinie beginnt im Osten an der französisch-schweizerischen Grenze bei Genf, verläuft dann etwa über Dôle in Burgund, Paray le Monial und Bourges südlich der Loire bis etwa 20 Kilometer östlich von Tours. Von hier geht sie etwa 20 Kilometer ostwärts der Bahnlinie Tours—Angoulême—Libourne über Mont de Marson und Orthnez zur spanischen Grenze. Die deutsche Regierung stellt hierbei fest, daß es ihre Absicht ist, die Besetzung der Westküste nach Einstellung der Feindseligkeiten mit England auf das unbedingt erforderliche Ausmaß zu beschränken. Der französischen Regierung bleibt es überlassen, ihren Regierungssitz im unbesetzten Gebiet zu wählen, oder, wenn sie es wünscht, auch nach Paris zu verlegen. Die französische Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft ist zu demobilisieren und abzurüsten, bis auf die Verbände, die für die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung nötig sind. Land- und Küstenbefestigungen im besetzten Gebiet sind unversehrt zu übergeben. Die französische Kriegsflotte ist in bestimmten Häfen zusammenzuziehen und abzurüsten. Ein Teil davon, der für das französische Kolonialreich nötig ist, wird der französischen Regierung freigegeben werden. Demgegenüber erklärt die deutsche Regierung feierlich, daß sie nicht beabtigt, die französische Kriegsflotte, die sich unter deutscher Kontrolle befindet, im Kriege für ihre Zwecke zu verwenden. Weiterhin erklärt sie, daß sie nicht beabsichtigt, bei Friedensschluß eine Forderung auf die französische Kriegsflotte zu erheben. Für alle Flugzeuge auf französischem Boden wird ein

sofortiges Startverbot erlassen, für alle Funksendestationen erfolgt ein sofortiges Sendeverbot. Die Rückführung der Bevölkerung wird im gegenseitigen Einvernehmen durchgeführt.

Im unmittelbaren Anschluß an die Unterzeichnung in Compiègne begibt sich die französische Delegation nach Rom. Dort finden in der Villa Incisa in nächster Nähe der Stadt die Verhandlungen statt. Am 24. Juni, nachmittags 19.35 Uhr, sind auch diese Verhandlungen zum Abschluß gediehen. Die italienischen Waffenstillstandsbedingungen entsprechen im wesentlichen den deutschen, bis auf den Unterschied, daß in Europa und Afrika entmilitarisierte Zonen — in Europa von 50 Kilometer und in Tunis von 200 Kilometer Tiefe — jenseits der in den Kämpfen erreichten Linien festgesetzt werden.

Damit ist für Deutschland und für Italien ein einzigartiger glorreicher Sieg errungen. Der Führer nennt ihn mit Fug und Recht in seinem Aufruf an das deutsche Volk den „glorreichsten Sieg aller Zeiten" und dankt in Demut dem Herrgott für seinen Segen.

Innerhalb von rund sechs Wochen ist Frankreich, bis dahin im Rufe der stärksten Militärmacht der Welt, überwunden worden. Die deutschen Truppen sind in dieser kurzen Zeit tiefer nach Frankreich eingedrungen, als es je einem deutschen Heer, weder in den Befreiungskriegen noch im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 noch im Weltkrieg, beschieden war.

Es schweigen die Waffen an dieser Front. Der Pulverdampf verzieht sich. Die größte Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte ist zu Ende. Auch Frankreich ist am Ende. Der Sieg ist total.

Es ist, als habe das Schicksal alles das am deutschen Volke wieder gutmachen wollen, was im Weltkrieg und nach dem Weltkrieg trotz höchster dargebrachter Opfer an ihm gesündigt worden war.

Front gegen England

Betrachtet man *militärisch* die nach dem totalen Sieg in Frankreich von Deutschland und Italien geschaffene Lage, dann erblickt man etwas in allen europäischen Kriegen noch nie Dagewesenes. Auch nicht unter Napoleon.

Vom Nordkap bis zum Golf von Biskaya beherrscht Deutschland mit seinen Truppen die gesamte Küste des Festlandes. Und im Mittelmeer gibt es für Italien nur noch einen Konkurrenten: England. Sogar der Zugang zum Mittelmeer ist für England jetzt unmittelbar bedroht, sowohl von Norden wie von Süden. Denn Spanien hat kurz nach dem Kriegseintritt Italiens die gleiche Stellung bezogen wie Italien vorher. Es hat sich als „nichtkriegführend" erklärt. Damit haben die Achsenmächte sich den Rücken freigekämpft zu der Auseinandersetzung, die mit logischer Konsequenz nunmehr kommen mußte. Der Krieg nimmt jetzt — sein Rhythmus hat fast etwas Gesetzmäßiges an sich — Front gegen England. Es ist, als ob die Kugel, nachdem sie durch England und Frankreich einmal ins Rollen gebracht ist, ihren vorgeschriebenen Lauf nimmt und erst dann wieder zur Ruhe kommen wird, bis das Spiel um den höchsten Einsatz zu Ende ist.

Die Engländer selbst übernehmen es, auch in ihren Beziehungen zu Frankreich die letzte Klarheit zu schaffen, die zur Ausrichtung der Fronten erforderlich ist. Noch ist der Waffenstillstandsvertrag von den Franzosen nicht unterzeichnet, da zerreißt Churchill in seiner blinden Wut schon das



Der Führer in Compiègne



Der Führer am Grabe Napoleons im Pantheon

Band, das beide Mächte seit dem Jahre 1904 fest umschlungen hatte. In seiner Rundfunkansprache, die er am 23. Juni hält, nimmt er ohne Besinnung Front gegen Frankreich. Er spricht nur von der „Regierung von Bordeaux". Er erdreistet sich, alle Franzosen aufzufordern, gegen den Befehl ihrer Regierung für England weiterzukämpfen, und tritt offen an die Seite des nach London geflüchteten Generals de Gaulle, der von der französischen Regierung als Meuterer abgesetzt und degradiert worden war. Damit ist bereits faktisch die berühmte „Entente cordiale" zerstört, die 36 Jahre lang allem Wandel der Zeiten getrotzt hatte. Die französische Regierung zaudert noch vor dem letzten Schritt. Aber sie wird dazu gedrängt, ob sie will oder nicht. Den letzten Stoß gibt ein englischer Gewaltakt, wie er auch sonst schon vorgekommen ist, aber gegenüber dem Bundesgenossen und Kameraden von gestern auch von den politischen Sachkennern kaum für möglich gehalten worden wäre.

Am Morgen des 3. Juli erscheinen plötzlich bedeutende britische Seestreitkräfte vor der Reede von Mers el Kebir in Algerien, der Flottenbasis von Oran. Zu ihr gehören vor allem drei mächtige Linienschiffe. Auf der Reede befindet sich, entsprechend dem Waffenstillstandsabkommen, ein Teil der französischen Flotte, darunter die „Dunkerque" und die „Straßbourg". Beide gehören mit ihren 25 000 Tonnen zu den modernsten und stärksten Schiffen der französischen Kriegsflotte. Beide waren erst vor wenigen Jahren gebaut. Der britische Admiral richtet an den französischen Geschwaderchef die Aufforderung, sich zu ergeben oder seine Schiffe selbst zu versenken. Es wird eine Frist von sechs Stunden gewährt. Ohne den Ablauf dieser Frist abzuwarten, schließen Wasserflugzeuge der englischen Marine die Reede mittels magnetischer Minen. Da der französische Admiral das unerhörte Ultimatum ablehnt, eröffnet die britische Flotte das Feuer auf die franzö-

sischen Kriegsschiffe, die zum Teil abgerüstet und nicht voll gefechtsfähig sind. Die Schlachtschiffe „Dunkerque“ und „Provence“ sowie der Flottillenführer „Mogador“ werden in Brand geschossen und müssen auf Strand gesetzt werden. Das Schlachtschiff „Bretagne“ läuft bei der Ausfahrt auf eine der ausgelegten Minen und fliegt in die Luft. Nur der „Straßbourg“ und einer Anzahl von Zerstörern, Torpedobooten und U-Booten gelingt es, den Ring der englischen Schiffe zu durchbrechen und ins offene Meer zu gelangen.

Drei Tage später kommt es an derselben Stelle zu einer neuen Freveltat der Engländer. Die Franzosen sind gerade dabei, die Opfer des Überfalls vom 3. Juli zu beerdigen. Auf der zerschossenen Hafenrampe und dem Deck der schwerzerfetzten „Dunkerque“ sind Reihen von Särgen gefallener Franzosen aufgestellt. Die letzten Vorbereitungen zur Trauerfeier sind im Gang. In diesem Augenblick tauchen vier englische Flugzeuge auf, und schon im nächsten Augenblick gleiten ihre Torpedos ins Wasser auf die schwerbeschädigte „Dunkerque“ zu. Unter Krachen und Qualm explodiert ein Treffer. Noch stehen die Zuschauer ganz gebannt, als dieselben Flugzeuge im Tiefflug auf sie selbst losschießen und Menschen und Särge mit ihren Maschinengewehren unter Feuer nehmen. Zahlreiche Matrosen und Zivilisten bleiben auf der Strecke. Der 3. und der 6. Juli haben unter den Franzosen allein 1500 Tote außer den Verwundeten gefordert.

Zu diesem Verbrechen fügt Churchill noch den Hohn. Noch hat sich der Qualm der Schlacht nicht verzogen, da bekennt er sich im Unterhaus ohne Umschweife zu dieser Schandtat. Er erklärt: „Mit aufrichtigem Bedauern muß ich die Maßnahme mitteilen, die wir zu treffen gezwungen waren, um zu verhindern, daß die französische Flotte in deutsche Hände falle.“ Es war also nicht etwa eine private Aktion des englischen Geschwaderchefs auf eigene Faust gewesen, sondern ein wohl-

überlegter Akt der englischen Regierung. Zu dem angeblichen Zweck, die französische Flotte nicht „in deutsche Hände fallen" zu lassen! Das war wirklich die Hauptsorge Churchills seit dem Moment gewesen, da Frankreich unter den Faustschlägen der deutschen Wehrmacht zu taumeln begann. Am liebsten hätte er damals schon die französischen Schiffe seiner eigenen Flotte als Verstärkung eingereiht. Denn er wußte genau, was nunmehr kommen mußte. Aber daß die französische Flotte wirklich „in deutsche Hände" fallen würde, diese Besorgnis war eine glatte, nur schlecht verhüllte Lüge. Denn Deutschland hatte sich im Waffenstillstandsvertrag feierlich verpflichtet, daß es nicht beabsichtige, die französische Kriegsflotte im Kriege für seine Zwecke zu verwenden. England konnte also in dieser Beziehung unbesorgt sein. In französischen Ohren mußte diese Begründung wie eine höhnische Provokation klingen.

Die französische Regierung zieht aus diesem feigen „Überfall von Oran" sofort die einzig mögliche Folgerung. Sie beschließt, die diplomatischen Beziehungen zu England abzubrechen, und teilt dies auch der englischen Regierung förmlich mit. Damit ist endgültig der Reif der englisch-französischen „Entente" zersprungen. Und die letzte Brücke, die England noch mit dem Festland verband, ist eingestürzt.

Aber England begnügt sich nicht mit diesem einen Überfall auf seinen Bundesgenossen und Kameraden von gestern. Am 8. Juli wird ein ähnliches Attentat, diesmal im Hafen von Dakar in Französisch-Westafrika auf das Schlachtschiff „Richelieu" verübt. Die „Richelieu" war das stärkste und modernste Schiff der französischen Flotte, 1939 von Stapel gelassen, mit einer Wasserverdrängung von 35 000 Tonnen. Die Methode der Überrumpelung ist fast die gleiche. Wieder ergeht ein Ultimatum. Aber diesmal läßt das französische Schlachtschiff die Engländer nicht herankommen. Diese schicken

jetzt Flugzeuge vor und bringen die „Richelieu" durch Bomben zum Kentern. Allerdings hatte sie vorher schon durch Minen, die ein englisches Boot dicht unter dem Heck des Schiffes angebracht hatte, Schlagseite erhalten. Als der Erste Lord der Admiralität Alexander im Unterhaus diesen neuen Piratenakt verkündet, hallt im stürmischer Beifall entgegen.

Sowohl der „Fall Oran" wie der „Fall Dakar" vom 8. Juli sind keine Zufälligkeiten, geboren aus einer vorübergehenden Aufwallung der Gefühle. Das zeigt mit letzter Brutalität ein neuer „Fall Dakar", der sich Ende September ereignet. Er stellt das Attentat vom 8. Juli weitaus in den Schatten und ähnelt verblüffend dem Fall Oran, nur mit dem einen Unterschied, daß diesmal nicht ein englischer Admiral, sondern der französische Exgeneral de Gaulle der Rädelsführer auf englischer Seite ist. Wieder taucht vor dem Hafen — es ist der 23. September — plötzlich ein britisches Geschwader auf, mit zwei Schlachtschiffen an der Spitze. Wieder wird ein Ultimatum an den Kommandeur von Dakar gerichtet. Wieder wird, nachdem die Frist abgelaufen ist, das Feuer eröffnet. Diesmal wird sogar ein Landungsversuch unternommen, der am nächsten Tag wiederholt wird. Erst als nach zweitägiger Beschießung eine Landung sich als undurchführbar erweist, zieht das englische Geschwader, das unter dem Kommando von de Gaulle stand, unverrichteterdinge wieder ab. Zwei englische Schlachtschiffe und ein Kreuzer hatten dabei ernste Beschädigungen erlitten. Auf französischer Seite waren 185 Personen getötet worden, davon 120 Soldaten und 65 Zivilisten. Diesmal hatten die Franzosen, wohl vorbereitet durch das Exempel von Oran, den Banditen kräftig heimgeleuchtet. De Gaulle hat sich darauf berufen, er sei „von zahlreichen Franzosen nach Dakar berufen worden". Die Ereignisse haben diese zynische Behauptung fast zu drastisch widerlegt. Der wahre Grund war kein anderer, als daß England auf diese hinterlistige Weise

sich in den Besitz dieser wichtigsten Station an der afrikanischen Westküste auf der Route nach Indien setzen wollte.

Die englische Regierung ist anscheinend fanatisch entschlossen, ihren Existenzkampf — so faßt sie ihn auf — gegen Deutschland und Italien durchzuführen. Sie geht nunmehr bis zum Äußersten. Am 27. Juni wird die „Blockade Europas" proklamiert. Diese erstreckt sich auf die europäischen Küsten vom Nordkap bis nach Spanien. Frankreich ist also auch einbezogen. Gibraltar wird Kontrollstation für Portugal und Spanien. England ist so verrannt in seinen Haß gegen die Achsenmächte, daß es jetzt zum Kampf gegen den ganzen Kontinent schreitet. Es sieht nicht mehr nach rechts und nach links. Es geht stur und verbissen seinen Weg.

Im Lande wird diesem einen Ziel alles untergeordnet. Auf Grund des „Diktatur-Gesetzes" vom 22. Mai wird eine Jagd gegen alle nur irgendwie der Opposition Verdächtigen unternommen. Besonders suspekt sind alle „faschistisch" Gesinnten. Nachdem schon länger vorher Sir Oswald Mosley, der Führer der englischen „Faschisten", verhaftet worden ist, geschieht dasselbe am 1. Juli auch mit seiner Frau. Auch militärisch wird das Land gesichert, zwar etwas dilettantisch und mit großem Tam-Tam, aber es ist ernst gemeint. An der englischen Küste werden Verteidigungslinien angelegt, die den Namen „Churchill-Linie" erhalten. Neben den regulären Truppen wird eine sogenannte „Heimwehr" aufgestellt, die sich aus notdürftig bewaffneten Zivilisten zusammensetzt und bei einer deutschen Landung den Heckenschützenkrieg in großem Stile aufnehmen soll. Und am 19. Juli tritt auch ein Wechsel im Oberkommando der Heimatverteidigung ein. General Ironside wird verabschiedet, er soll „in beratender Eigenschaft" auch weiterhin der Regierung zur Verfügung stehen. Sein Nachfolger wird General Sir Allan Brooke. Churchill hat damit einen Mann seines persönlichen Vertrauens an diese

besonders verantwortliche Stelle gebracht, denn mit General Ironside hatte er sich seit langem nicht verstanden. Churchill erhebt sich immer mehr über alle anderen Minister. Seine Stellung wird immer überragender. Er hat sich jetzt endgültig zur Spitze durchgerungen und das Ziel erreicht, das sein brennender Ehrgeiz von Jugend an verfolgt hat. Er fühlt sich als der Retter Britanniens in höchster Not.

Am 14. Juli hält er eine Rundfunkansprache. Mit einer brutalen Offenheit, wie sie ihn manchmal anwandelt, spricht er seine Auffassung von der Lage und den weiteren Aussichten aus. Er äußert, Großbritannien bettle nicht um Bedingungen und dulde keine Verhandlungen; Dorf um Dorf und Stadt um Stadt würden verteidigt werden. Er ist von rücksichtsloser Entschlossenheit erfüllt. Er wird über Leichen gehen, genau wie in seinem Privatleben. Aber die Perspektiven, die er enthüllt, sind doch so grauenhaft und haarsträubend, daß sein eigenes Volk davor erzittert. Die Rede wirkt erst recht alarmierend. Aber vielleicht hat der gewiegte Massenpsychologe Churchill doch eine bestimmte Absicht mit diesen dick aufgetragenen Farben verfolgt. Vielleicht war das englische Volk sich immer noch nicht über den tödlichen Ernst der Lage klar oder wenigstens über die Aussichten, denen Churchills stiernackige Verbissenheit es zutrieb? Es war ja noch nicht lange her, daß 30000 Autos zum Derby nach Epsom hinausgefahren waren. Damals, als die Franzosen an der Somme mit ihren Leibern die gemeinsame englisch-französische Sache verteidigten und sich verbluteten, also kaum vier Wochen!

Fünf Tage nach dieser aufsehenerregenden Rede Churchills spricht der Führer des Großdeutschen Reiches im Deutschen Reichstag. Das Datum ist der 19. Juli. Die Rede ist in ihrem ersten Teil ein Rückblick stolzester Genugtuung auf die Taten des Waffenruhmes der deutschen Wehrmacht in der Vernichtungsschlacht im Westen. Eine Reihe von

Generälen, Hermann Göring an der Spitze, werden vom Führer durch Beförderung öffentlich ausgezeichnet. Mit ihnen ehrt der Führer die gesamte Wehrmacht des nationalsozialistischen Großdeutschen Reiches. Im zweiten Teil seiner Rede geht der Führer zur Politik über. Zunächst gedenkt er des italienischen Bundesgenossen, denn ohne diese Erinnerung kann er die Betrachtung über den Kampf in Frankreich nicht schließen. In diesem Zusammenhang äußerte er mit erhobener Stimme das grundlegende Bekenntnis: „Seit es ein nationalsozialistisches Regime gibt, standen in seinem außenpolitischen Programm zwei Ziele: 1. die Herbeiführung einer wahren Verständigung und Freundschaft mit Italien und 2. die Herbeiführung des gleichen Verhältnisses zu England." Mit besonderem Dank blickt er auf die Haltung Italiens seit dem Ausbruch des Krieges zurück. Er stellt fest: „Der Nutzen, der dem Reich aus der Haltung Italiens erwuchs, war ein außerordentlicher. Nicht nur wirtschaftlich kam uns die Lage und Einstellung Italiens zugute, sondern auch militärisch. Italien bannte von Anfang an starke Kräfte unserer Feinde und lähmte vor allem ihre Freiheit der strategischen Disposition. Als der Duce aber den Zeitpunkt für gekommen erachtete, gegen die andauernden unerträglichen Vergewaltigungen, die ihm besonders durch französische und britische Eingriffe zugefügt wurden, mit der Waffe in der Faust Stellung zu nehmen, und der König die Kriegserklärung vollzog, geschah es in der vollen Freiheit seines Entschlusses. Um so größer muß das Gefühl unseres Dankes sein." Während dieser Sätze erhebt sich Graf Ciano, der in der Diplomatenloge zusammen mit Botschafter Alfieri dieser erhebenden Reichstagssitzung beiwohnt, und grüßt dankend mit ausgestreckter Rechten zum Führer, applaudiert von den Abgeordneten des Deutschen Reichstags und den Gästen. Eine spontane Demonstration der ehernen Festigkeit der Achse!

Am Schluß der Rede kommt der Führer zum Hauptthema.

Er knüpft an seine Rede vom 6. Oktober 1939 an, in der er die weitere Entwicklung des Krieges richtig vorhergesagt habe, als er versicherte, daß er keinen Moment am Sieg zweifle. In dieser Rede habe er damals Frankreich und England die Hand zur Verständigung geboten, aber damals schon versichert, er befürchte, deswegen als Angsthase verschrien zu werden. So sei es auch eingetroffen. Trotzdem fühle er sich vor seinem Gewissen verpflichtet, noch einmal einen Appell an die Vernunft in England zu richten. „Ich glaube", so erklärt er mit besonderer Betonung, „dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche. Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte. Ich bedaure die Opfer, die er fordern wird. Auch meinem eigenen Volk möchte ich sie ersparen." Damit hat der Führer seine innerste Überzeugung, sein Herz offenbart. Das ist auch der wahre Grund, warum bisher die deutsche Wehrmacht immer noch in einer gewissen abwartenden Haltung auf dem Kontinent verharrt und die Kriegsfront noch nicht über den Kanal hinübergetragen hat.

Der Führer selbst ist auch diesmal nicht eine Sekunde schwankend darüber, wem der Sieg gehören wird. Er ruft Churchill unmittelbar über den Kanal hinweg die Worte zu: „Herr Churchill sollte mir dieses Mal vielleicht ausnahmsweise glauben, wenn ich als Prophet jetzt folgendes ausspreche: Es wird dadurch ein großes Weltreich zerstört werden, ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen niemals meine Absicht war. Allein ich bin mir darüber im klaren, daß die Fortführung dieses Kampfes nur mit der vollständigen Zertrümmerung des einen der beiden Kämpfenden enden wird. Mister Churchill mag glauben, daß dies Deutschland ist. Ich weiß, es wird England sein." Damit enthüllt der Führer das andere Motiv, das ihn bewogen haben mag, so lange den

Angriff gegen England hinauszuzögern. Er hat seit Jahren um die Freundschaft Englands und die Seele des englischen Volkes gerungen. Er weiß von jeher, was das englische Weltreich bedeutet. Es ist ein schwerer Entschluß, den nur der zu verstehen vermag, der die deutsche Seele kennt.

Aber es kommt genau so, wie der Führer es geahnt und prophezeit hat. Wieder wird sein von tiefster Verantwortung durchdrungener Appell in den Wind geschlagen. Wieder ertönt aus England eisige Ablehnung. Die amtliche Antwort erteilte Außenminister Lord Halifax am 22. Juli im Rundfunk. Seine Rede scheint nach außen wie die Predigt eines Pfarrers auf der Kanzel. Fast in jedem dritten Satz kommt das Wort „christlich" oder „Christentum" vor. Hinter diesen frömmelnden Redensarten aber verbirgt sich eine eiserne Stirn und ein steinernes Herz. Die Rede Hitlers enthalte kein Wort über einen Frieden der Gerechtigkeit und Selbstbestimmung, sie appelliere an die „niedrigen Instinkte der Furcht und Drohung". Hitler selbst sei die „Verkörperung des Antichrist". Halifax ist in seiner Gottähnlichkeit so sehr von der Heiligkeit seiner Sache überzeugt, daß er sogar zur Bildung einer „Sechsten Kolonne" auffordert, die jedes Mitglied zu einem täglichen Gebet für einige Minuten im Gotteshaus verpflichten solle: „Auf unserer Seite sind das Gesetz und die Herrlichkeit Gottes." Echt englischer „Cant", für den sich immer die Sache der Menschheit und englisches Interesse decken! Man braucht nur einen kurzen Seitenblick auf die schon erwähnten gesetzlosen Mordtaten der englischen Marine und auf die himmelschreienden sozialen Zustände in England zu werfen, und man ist sofort dagegen gefeit, sich von diesen moraltriefenden pathetischen Redensarten gefangennehmen zu lassen. Wie tief im übrigen diese innere Überzeugung des Redners sitzt, das verraten einige spätere Sätze, die er an die Vereinigten Staaten richtet. In diesen Sätzen fleht er gerade-

zu um die Mithilfe des „Volkes der Vereinigten Staaten" in dem Kampf gegen den „Fanatiker" Hitler. Seine Auffassung und seinen Willen faßt er in dem entscheidenden Satz zusammen: „Wir werden den Kampf durchführen, auch wenn es uns alles kosten möge." Also Kampf bis aufs Messer!

Der Handelskrieg gegen England ist in dieser Zeit der Atempause unbeirrt weitergegangen. Allmählich steigert sich seine Intensität. Vor allem nimmt jetzt die Luftwaffe in verstärktem Einsatz den Kampf gegen die militärischen Ziele, die Rüstungsbetriebe, die Flugplätze und die Hafenanlagen auf der britischen Insel auf. Aber alle diese Angriffe beschränken sich bewußt auf rein militärische Anlagen. Die englischen Flieger dagegen, die seit den letzten Wochen dem Festlande nächtliche Besuche abstatten — was sie während des Polenfeldzuges wohlweislich unterlassen hatten! — richten ihre Angriffe vornehmlich auf nichtmilitärische Ziele. Fast jeden Tag muß der deutsche Wehrmachtbericht die Beschädigung, Zerstörung oder Inbrandsetzung von Wohnhäusern oder sogar von Krankenhäusern oder Kulturdenkmälern berichten.

Auch Italien hat sich seit der Erledigung Frankreichs mit voller Kraft auf den Kampf gegen England geworfen. Sein Ziel und seine Aufgabe ist die Störung des englischen Seeweges durch das Mittelmeer und den Suezkanal sowie die Vertreibung Englands aus dem Mittelmeer. Der Hauptteil dieser Aufgabe fällt der italienischen Kriegsflotte und den Kolonialtruppen zu, deren Oberbefehl General Graziani übernommen hat.

Italien läßt keineswegs die Entwicklung auf sich zukommen, sondern ergreift selbst die Offensive. Schon am 9. Juli kommt es zu einem Zusammenprall im Mittelmeer. Es ist die erste Seeschlacht im Mittelmeer und in diesem Krieg.

Als Italien in den Krieg eintrat, war nämlich ein englischer

Flottenverband im östlichen Mittelmeer mit Alexandrien als Haupthafen versammelt. Es war derselbe, den Chamberlain nach der Niederlage in Norwegen ins Mittelmeer abgeordnet hatte. Zwischen ihm und dem Flottenverband im westlichen Mittelmeer, dessen Stützpunkt Gibraltar war, liegt die italienische befestigte Insel Pantellaria, unmittelbar in der Mitte der schmalen Durchfahrt zwischen Sizilien und dem Vorsprung der afrikanischen Küste bei Tunis. Die Engländer hatten offenbar den Plan eines gleichzeitigen Angriffs von Osten und Westen gefaßt. Am 8. Juli versenkt ein italienisches U-Boot einen britischen Zerstörer und macht Meldung. Der Zerstörer gehört anscheinend zu dem Verband aus dem östlichen Mittelmeer, dessen Kern drei Schlachtschiffe der Barham-Klasse bilden. Dieser Verband war aus Alexandria ausgelaufen. Die italienische Luftaufklärung hat weiterhin ausgekundschaftet, daß das in Gibraltar stationierte Geschwader, dem auch der bei Oran beschädigte Schlachtkreuzer „Hood" angehört, entgegen den englischen Meldungen, es befinde sich auf der Rückfahrt nach England, sich südlich der Balearen aufhält. In dieser Lage faßt die italienische Marineleitung den Entschluß, dem britischen Plan zuvorzukommen und schickt dem britischen Ostgeschwader einen Flottenverband in das Jonische Meer entgegen. Dessen Kern besteht aus den beiden Schlachtschiffen „Caesare" und „Cavour", die aus der Vorkriegszeit stammen und eine Wasserverdrängung von je 23 600 Tonnen haben. Die drei britischen Schlachtschiffe der Barham-Klasse dagegen waren erst im Weltkrieg fertiggestellt und besaßen eine Wasserverdrängung von je 31 000 Tonnen. Bei Kap Spartivento an der äußersten Zehenspitze des italienischen „Stiefels" kommt es am 9. Juli zum Zusammenstoß. In einem Feuergefecht von sechseinhalb Stunden werden die Briten gezwungen, von ihrem Plan abzulassen und den Rückzug nach Südosten anzutreten. Die Engländer haben sich also gedrückt,

obwohl sie an Stärke überlegen sind. Am nächsten Tag wird auch das britische Gibraltargeschwader bei den Balearen durch die italienische Luftwaffe vertrieben. Das Schlachtschiff „Hood", der modernste Schiffskoloß der Welt, wird von drei Bomben getroffen. Nur mit Mühe vermag es sich noch nach Gibraltar zu schleppen, wo es ins Dock gebracht werden muß. Auch der Flugzeugträger „Arc Royal" erhält einen gehörigen Bombentreffer. Zehn feindliche Jagdflugzeuge werden abgeschossen. Insgesamt werden 50 Bombentreffer angebracht. Die junge italienische Kriegsflotte hatte einen glänzenden Prestigeerfolg davongetragen.

Am 19. Juli kommt es bei Kreta zu einem weiteren Feuergefecht, bei dem der italienische Kreuzer „Colleoni" verlorengeht, der Feind jedoch wieder schwere Schäden durch die angreifende Luftwaffe erleidet.

Auch der Kolonialkrieg wird von Italien mit Bravour aufgenommen. Leider ereignet sich schon in den ersten Tagen ein tragisches Unglück. Bei einer feindlichen Bombenaktion auf Tobruk in Libyen stürzt das von Marschall Balbo, dem Generalgouverneur von Libyen, gesteuerte Flugzeug in Flammen ab. Mit ihm ist der eigentliche Begründer der italienischen Luftwaffe und einer der berühmten Quadrumvirn, die den Marsch auf Rom leiteten, einer der ältesten Freunde und Mitarbeiter des Duce, dahingegangen, kaum daß der Endkampf des Imperiums begonnen hat.

Alsbald nach dem Waffenstillstand mit Frankreich setzt der italienische Angriff gegen den Ost-Sudan und Britisch-Kenya ein. Im Ost-Sudan erfolgt der Einbruch am 8. Juli, durch einen überraschenden Angriff von Fliegern eingeleitet. Am 17. Juli wird Ghezzan genommen und am 27. Juli Bumbade, der sudanesische Grenzort am Blauen Nil. Die Aufmarschstellung für einen Vorstoß auf Khartum, das Zentrum der britischen Herrschaft am oberen Nil, ist eingeleitet. Auch an

der Südgrenze Äthiopiens wird marschiert. Mitte Juli wird im Zusammenwirken mit der Luftwaffe der stark verteidigte englische Stützpunkt Moyale genommen. Dem folgt die Einnahme von Buna. Ein breiter Einbruch in die britische Kolonie ist damit vollzogen.

Aber die stärkste Offensive richtet sich gegen Britisch-Somaliland. Am 3. August beginnt der Kampf, ein Feldzug der großen und zermürbenden Märsche. Denn das Vorgehen erfolgt durch Wüstengebiete, in denen kaum eine befahrbare Straße vorhanden ist. Infanterieverbände, Panzerwageneinheiten, Feldartillerie und Flak nehmen teil. Unerhörte Strapazen werden ertragen. Tagelang geht der Marsch durch die kochende Wüste. Der Durst verursacht Qualen. Der Gegner hat zwei Verteidigungslinien angelegt, die stark befestigt sind. Die erste Linie wird am 13. August erstürmt, die zweite am 18. August. Diese wird an den Flügeln umgangen und so überrannt. Indische Truppen, rhodesische Bataillone und farbige Einheiten treten den Italienern entgegen — lauter Hilfstruppen aus dem Völkergemisch des britischen Imperiums, die dem Kommando Englands gehorchen müssen. Schon in den ersten Tagen ist Zeila am Roten Meer gefallen. Am 19. August erfolgt der Einmarsch in Berbera, dem Hauptḥafen von Britisch-Somaliland. Die Engländer flüchten unter dem Bombardement der italienischen Luftwaffe aus Berbera heraus auf die Schiffe. Damit ist das ganze Land gesäubert. England hat eine vor allem strategisch wichtige Kolonie verloren. Denn Berbera liegt unmittelbar gegenüber der englischen Festung Aden. Es beherrscht zusammen mit Aden die Straße von Bab el Mandeb, den Ausgang aus dem Roten Meer in den Indischen Ozean. 15000 Mann englischer Truppen, einschließlich der Eingeborenen, hatten die Kolonie verteidigt. Es war also keineswegs ein militärischer Spaziergang für die Italiener gewesen, sondern eine gewaltige Leistung, insbesondere wenn

man die schwierigen Geländeverhältnisse und Klimabedingungen berücksichtigt.

Mitte September geht es auch in Libyen los. Mit mächtigem Schwung wird der Angriff längs der Küste über die ägyptische Grenze vorgetragen. Schon nach einem Tag fällt Sollum, der englische Grenzposten, und nach weiteren zwei Tagen ist das befestigte englische Lager Sidi el Barani erstürmt, das die Engländer in heilloser Flucht verlassen, nachdem sie es angezündet haben. Sie ziehen sich auf Marsa Matruck zurück, den Endpunkt der Eisenbahn von Alexandrien, unter Zerstörung der Depots und Anlagen sowie Verschüttung der Brunnen. Sie haben schätzungsweise die Hälfte ihrer Panzerwagen verloren oder den Italienern überlassen müssen. Es waren neben den italienischen Verbänden 14 libysche Divisionen gewesen, die diesen blitzschnellen Angriff vorgetragen haben. Die italienische Luftwaffe ist hier besonders in ihrem Element. Sie kann den Feind überall aufstöbern und schädigen. Panzereinheiten werden ebenfalls auf beiden Seiten eingesetzt. Hier, genau wie in Britisch-Somaliland, haben die Truppen unerhörte Strapazen auszustehen. Die Infanterie, die Schwarzhemden und die libyschen Truppen müssen bei 50 Grad Hitze und im blasenden Gibli-Sandsturm marschieren. Jeder einzelne muß sich mit dem berühmten „einen Liter Wasser pro Tag" begnügen. Trotzdem legen die libyschen Divisionen in kaum acht Tagen eine Entfernung von 250 Kilometern zu Fuß zurück. Alle die englischen Zwecklügen, die Eingeborenen würden sich nicht für Italien schlagen, haben sich als grobe Täuschung erwiesen. Die Libyer stehen ihren Mann genau so wie die italienische Infanterie und die Schwarzhemden.

Auch der See- und Luftkrieg im Mittelmeer gegen die englischen Flottenstützpunkte Gibraltar, Malta, Zypern, Alexandrien und Haifa wird ununterbrochen geführt. Überall

wird England in Atem gehalten. An allen diesen Plätzen wird ihm schwerer Schaden zugefügt. Es ist eine Art Hornissenkrieg, der hier geführt wird. Bald werden die Tankanlagen in Haifa, am Endpunkt der „Pipe-Line", bombardiert, bald wird Alexandrien, der Ankerplatz der englischen Schlachtflotte, unter Feuer genommen, bald wird Malta mit einem Bombenhagel bedacht, bald wird Gibraltar aus der Luft beunruhigt.

Auch die Haltung Spaniens wird für England immer unerfreulicher. Am 17. Juli, dem vierten Jahrestag der nationalen Erhebung Spaniens, fordert der spanische Staatschef Franco in einer Rede die Rückgabe Gibraltars an Spanien. Er sagt, die zwei Millionen spanischer Soldaten seien bereit, mit jeder Macht die Waffen zu kreuzen, die versuchen würde, die Rechte Spaniens zu bestreiten. Und um dieselbe Zeit besetzt Spanien die internationale Tangerzone, die unmittelbar an der afrikanischen Nordküste ihm benachbart ist.

Am 11. August wird es deutlich, daß der deutsche Luftkrieg gegen England nunmehr mit energischem Einsatz aufgenommen ist. An diesem Tag spielt sich über dem Kanal eine Luftschlacht ab, die alle bisherigen Luftkämpfe übertrifft. Im ganzen werden an diesem Tage 93 feindliche Flugzeuge und acht Sperrballone abgeschossen. Am 12. August folgt ein konzentrierter Angriff auf den Kriegshafen von Portsmouth. Die Verluste des Feindes betragen 92 Flugzeuge. Am 13. August tobt die Luftschlacht weiter. Sie dehnt sich auf die englische Südküste, auf die Themsemündung und auf Mittelengland aus. Die englischen Luftstreitkräfte verlieren 132 Flugzeuge und zwölf Sperrballone. Der 14. August bringt infolge ungünstigen Wetters eine gewisse Ruhepause. In der Woche vom 8. bis 15. August sind 505 englische Flugzeuge vernichtet, denen auf deutscher Seite eine Einbuße von 129 gegenübersteht. Von jetzt an läßt der Luftangriff auf England nicht mehr nach. Es gibt nur gewisse Kurvenschwankungen, je nach dem

Wetter und den augenblicklichen Kampfbedingungen. Immer noch beschränken sich die Angriffe auf rein militärische Objekte. Aber die deutsche Kriegführung macht jetzt ernst, das geht aus den täglichen Wehrmachtberichten unzweideutig hervor.

Eindeutig bezeugt dies die Erklärung des Seegebietes um England zum Sperrgebiet, die am 17. August erfolgt. An diesem Tag wird amtlich angekündigt, daß jedes neutrale Schiff, das in Zukunft das Gebiet um England befährt, sich der Gefahr der Vernichtung aussetzt, und daß die Reichsregierung in Zukunft ohne jede Ausnahme die Verantwortung für irgendwelche Schäden ablehnt, die Schiffen jedweder Art oder Personen in diesem Gebiet zustoßen sollten. Die Sperrzone wird in dieser Verlautbarung genau umschrieben.

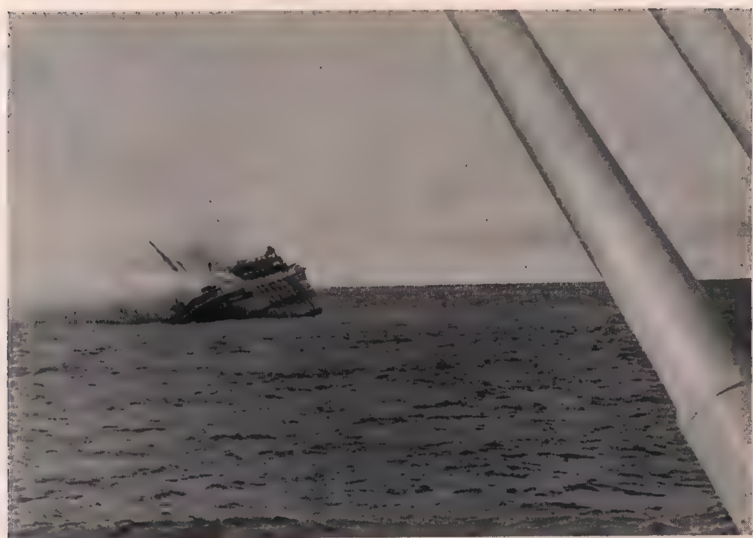
Dieser Akt ist weiter nichts als die Vergeltung für die englischen Blockademethoden, die sich über die letzten Schranken völkerrechtlicher Kriegführung hinwegsetzen. Die Reichsregierung hat sich entschlossen, nunmehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der mißlungenen englischen Hungerblockade gegen deutsche Frauen und Kinder setzt Deutschland nunmehr die geschlossene Blockade der britischen Inseln entgegen. Das Verhältnis gegenüber dem Weltkrieg ist damit radikal umgekehrt. Denn Deutschland hat jetzt auch die Machtmittel, um die Blockade gegen England durchzuführen. Die belagerte Festung ist jetzt nicht mehr Deutschland, sondern das englische Inselreich.

Immer deutlicher hebt sich nunmehr heraus, daß das Schwergewicht der Kriegführung wieder an die Marine und die Luftwaffe übergegangen ist. Von ihrem Wagen und Können hängt der weitere Erfolg der Anstrengungen ab.

Die Erfolgsziffern des Handelskriegs gegen England, der gemeinsam von den U-Booten, den Zerstörern und Torpedobooten, den Schnellbooten und der Luftwaffe geführt wird,



Schnellboot-Flottille



Truppentransporter „Drama" wird versenkt



He 111



Portsmouth im Hagel unserer Bomben



Das Sperrgebiet um England

sind ein sprechender Beweis dafür, daß die Blockade wirkt und die englische Insel immer mehr von der überseeischen Zufuhr abgeschnitten wird.

Anfang November ist die Zahl des von den deutschen U-Booten, Überwasserstreitkräften und der Luftwaffe nachweisbar versenkten feindlichen Handelsschiffsraums auf 7162000 Tonnen angestiegen. Sogar die englischen verantwortlichen Stellen machen keinen Hehl mehr aus dem Ernst der gegen England verhängten Blockade. Der Ruf „Mehr Schiffe!" wird immer dringlicher. Am 26. November erklärt der britische Schiffahrtsminister Ronald Croß in einer Rundfunkansprache: „Unser Leben hängt von der genügenden Anzahl von Schiffen ab." Und das offizielle Reuter-Büro muß am 17. Dezember in einer Meldung eingestehen: „Die britischen Schiffsverluste infolge des U-Boot-Krieges und der Bombardements durch die deutsche Luftwaffe haben einen gefährlichen Punkt erreicht!" Sogar im offenen Ozean, im Atlantik, im Pazifik und im Indischen Ozean machen deutsche Kriegsschiffe und Hilfskreuzer der britischen Handelsschiffahrt schwer zu schaffen. Besonders bestürzt sind Engländer und Australier durch das Auftauchen geheimnisvoller deutscher Kreuzer im Indischen und Stillen Ozean während des November und Dezember, die tüchtig unter den britischen Handelsschiffen aufräumen. Sogar die Insel Nauru im Pazifik, die seit 1888 Deutschland gehörte und 1920 zum britischen „Mandat" erklärt worden war, wird Ende Dezember plötzlich von einem unbekannten deutschen Kriegsschiff beschossen. Die britische Admiralität ist dadurch genötigt, besondere umständliche Sicherheitsmaßnahmen in diesen fernen, als ungefährdet angesehenen Zonen einzuführen.

Umgekehrt werden die von Deutschland eroberten Seehäfen an der Westküste Europas mit der sprichwörtlichen deutschen Tatkraft und Gründlichkeit ihrer neuen Aufgabe als Stütz-

punkte gegen die britische Insel dienstbar gemacht. Luftwaffe und Marine erfahren dadurch eine entscheidende Verbesserung ihrer Ausgangsbasis in dem jetzt anhebenden Entscheidungskampf gegen England.

England sucht ob dieser Bedrohung vom Festland aus immer beharrlicher Anlehnung an die Vereinigten Staaten. Mit allen Mitteln der Propaganda und der Beeinflussung versucht es, die Vereinigten Staaten in den Krieg hineinzuziehen. In der Wahl der Mittel ist Großbritannien wie von jeher nicht wählerisch, wie bereits in den ersten Kriegstagen der Fall „Athenia" bewiesen hat.

Als besonderen Erfolg dieser Bemühungen glaubt England den sogenannten „Tausch" zwischen der Verpachtung von militärischen Stützpunkten auf den britischen Besitzungen in Westindien an die Vereinigten Staaten auf 99 Jahre und der Überlassung von 50 alten amerikanischen Zerstörern verbuchen zu können. Diese „Verpachtung" auf 99 Jahre ist natürlich eine verkappte Abtretung. Diese Stützpunkte wird England nie mehr wiedersehen. Sonst wären die Amerikaner überhaupt nicht auf dieses Angebot eingegangen. Die Engländer erhalten dafür einen ziemlich niedrigen Kaufpreis. Denn die 50 aus dem Weltkrieg stammenden, veralteten Zerstörer sind natürlich kein Entgelt für diese Gebietsabtretungen. Aber England steht das Wasser an der Kehle. Und es greift mit beiden Händen nach jeder nur halbwegs brauchbaren Verstärkung seiner Flotte.

Juristisch gesehen grenzt das Geschäft bedenklich an einen Bruch der amerikanischen Neutralität. Auch die harmlosen Interpretationen des Präsidenten und seines Staatssekretärs Hull vermögen das kaum zu verhüllen. Aber politisch ist in diesem Stadium noch wichtiger als der unzweideutige Hintergrund dieser Manipulationen das Eingeständnis der englischen militärischen Schwäche, das daraus spricht. England muß es

schon recht übel gehen, wenn es sich zu so teuren Geschäften herbeiläßt. Wie sich England an den großen amerikanischen Bruder klammert, das belegt am besten ein Gespräch, das der englische Botschafter Lord Lothian in Gegenwart des englischen Wirtschaftsexperten Sir Walter Layton am 27. September 1940 mit Präsident Roosevelt gehabt hat. In dieser Unterredung hat der Botschafter auf eine Beschleunigung der amerikanischen Kriegsmaterialsendungen gedrängt und auf die Frage Roosevelts, ob dies mehr Zerstörer bedeute, geantwortet, er denke nicht, daß England, was es auch immer sei, ablehnen werde. England brauche „mehr von allem und schneller". In diesem „Mehr und schneller" ist alles aus Englands jetziger Lage enthalten.

Dabei hat die Führung der deutschen Wehrmacht noch nicht einmal den ganzen Umfang der ihr zur Verfügung stehenden Machtmittel eingesetzt. England selbst zittert vor dem Gespenst der „Invasion". Ja, Deutschland und Italien sind im Gegensatz zum Weltkrieg nunmehr in der glücklichen Lage, daß sie sich aus Zeitnot nicht zu überstürzen brauchen, sondern die Dinge heranreifen lassen können. Das ist das ungeheure Aktivum, das ihnen die Beherrschung der Atlantikküste eingebracht hat. Darin besteht der entscheidende militärische Vorsprung, den sie nunmehr vor England errungen haben.

Europa auf dem Wege zur Selbstbestimmung

Betrachtet man politisch die durch den totalen Sieg von Deutschland und Italien geschaffene Lage, dann sieht man, daß die militärischen Siege auch die Voraussetzungen für eine völlig neue staatliche Ordnung in Europa geschaffen haben. Der mit den Waffen errungene Sieg geht in seinen Auswirkungen weit über das Militärische hinaus. Das Schwert hat die Bahn für etwas völlig Neues in Europa freigemacht.

Fast überall, nicht nur in Frankreich, hat die Überlegenheit der deutschen Waffen auch die politischen Systeme weggefegt. Der totale Krieg hatte zu einer totalen Niederlage geführt.

In Norwegen hatte die Regierung das Land verlassen. Das Volk war damit führerlos geworden. In Holland hatte die Regierung das gleiche Rezept gewählt, ebenso in Luxemburg. In Belgien hatte das Ministerium ebenfalls das Weite gesucht, während die Armee mit dem König an der Spitze kämpfte. Und in Frankreich war zusammen mit der Kapitulation auch das gesamte Gebäude der französischen „Demokratie" eingestürzt.

Als es nun in Frankreich darum ging, nach der Niederlage eine aktionsfähige Regierung zu bilden, die wenigstens die primitivste Ordnung im Lande sicherte, da war niemand anders da als der greise Marschall Pétain. Alle die bekannten Matadore aus dem Parlament und aus den Parteien waren plötzlich verschwunden, als ob der Erdboden sie verschluckt

hätte. Gerade in dem Augenblick, da wirklich Mut durch die Tat zu beweisen war. Es war darum nur die logische Konsequenz aus diesem Vakuum, daß am 11. Juli die französische Verfassung in radikaler Weise geändert wurde. Am 10. Juli wurde dem Marschall Pétain durch Ermächtigungsgesetz die gesetzgebende Gewalt übertragen, während gleichzeitig der Präsident der Republik Lebrun ihm seine eigenen Funktionen übergab. Und am folgenden Tage dekretierte Marschall Pétain, völlig legal, „daß wir die Funktionen des Chefs des französischen Staates übernehmen." Zu gleicher Zeit vertagte er den Senat und die Deputiertenkammer bis auf weiteres. Das ganze abgekürzte Verfahren war in Wahrheit eine Revolution, genau so einschneidend wie die von 1789, denn sie räumte mit dem ganzen System von 1789 auf. Einen „Chef des französischen Staates" hatte es bis dahin in Frankreich nicht gegeben, noch weniger eine Regierung ohne Parlament. Die Neuordnung erinnerte verdächtig an eine „Diktatur". Aber die Umwälzung vollzog sich völlig unblutig, sogar melancholisch. Es gab keine Opposition mehr. In Vichy trat die „Nationalversammlung" zusammen, die letzte Parade der Parlamentarier, und stimmte der revolutionären Vorlage des Marschalls Pétain widerspruchslos zu, obwohl sie damit ihr eigenes Todesurteil unterschrieb. Die Zeit war so rasend galoppiert, daß diese Sitzung der „Nationalversammlung" wie ein Geisterspuk oder ein lebendes Panoptikum anmutete. Der Parlamentarismus hatte abgewirtschaftet, und jeder einzelne der Deputierten und Senatoren fühlte es nur zu genau.

Aber dieser Akt der französischen Verfassungsänderung griff weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Genau so wie 1789 der Sturm der Bastille und die Einberufung der Nationalversammlung die Fanfare für eine ganze Welt gewesen war, so war dies Begräbnis der französischen Demokratie der Untergang einer ganzen Epoche in Europa. Es liegt in der

Natur der Dinge, daß erst mit der Zeit die Auswirkung dieses Exempels in Frankreich sich weiter bemerkbar machen wird.

Schon am 17. Juni, als Marschall Pétain die weiße Fahne aufzog, war klar erkennbar, daß dieses System nie mehr zurückkehren würde. Allein schon die Tatsache, daß es in der Stunde der höchsten Not und Bewährung versagt hatte, bedeutete sein Todesurteil. Aber noch mehr wurde es für immer und ewig diskreditiert durch die Art, wie es zugrunde ging. Wenn es wenigstens noch mit Anstand oder dem Versuch einer heroischen Geste gestorben wäre! Statt dessen haben fast überall die Repräsentanten dieses Systems in der Stunde der drohenden Gefahr das Weite gesucht, nachdem sie vorher sich noch die Taschen gefüllt hatten. Fast überall haben die offiziellen Regierungen den Goldschatz ganz oder teilweise mitgehen heißen, als ob er ihnen und nicht etwa dem Volke gehörte. Das Volk konnte sehen, mit welchen Zahlungsmitteln es sich die zum Leben notwendigen Güter beschaffte. Diese Feststellung gilt sowohl für König Hakoon, der auf seiner Flucht nach England nicht nur die norwegischen Goldreserven mitgenommen, sondern auch die Filiale der norwegischen Staatsbank in Tromsö um einige Millionen norwegische Kronen erleichtert hat. Sie gilt nicht minder für das holländische Königshaus und das luxemburgische Fürstenhaus. Sie alle haben sich damit dem üblen Beispiel der polnischen Regierung angeschlossen. Jeder dachte in dem Augenblick, da der Boden unter den Füßen schwankte, nur an sich selbst und sein eigenes Ich.

Als schließlich auch Frankreich, das vorletzte Asyl Tausender von Emigranten, von den deutschen Truppen besetzt wurde, da strömte an der spanischen Grenze der ganze Schwarm dieser Deserteure zusammen. Und zum ersten Male war es bis zu einem gewissen Grad möglich, auch zu kontrollieren, was diese Herrschaften in ihren Brieftaschen und Koffern mit sich führten. Wir denken dabei weniger an die verschiedenen jüdischen

Bankiers aus Paris, ob sie nun Rothschild, Dreyfus, Speyer oder Lazard hießen, die mit Handtaschen voll Juwelen und Brieftaschen voll Effekten über die Grenze ausrissen, nachdem sie jahrelang Frankreich abgegrast hatten. Sie machten das Wort wahr, das ihnen nachgesagt wurde: „Wo ihr Geld ist, da ist auch ihr Vaterland." Wer sie kannte, diese jüdischen Spekulanten und Schmarotzer, den konnte es nicht wundern. Von ihnen war man es nicht anders gewohnt. Dagegen löste es doch eine gewisse Überraschung aus, als bekannt wurde, was der ehemalige belgische Ministerpräsident van Zeeland als „Besitz" mit sich genommen hatte, der beim Überschreiten der spanischen Grenze nach Zeitungsmeldungen folgende Summen mit sich führte: 670 000 belgische Franken, 200 000 französische Franken, 172 000 Dollar und 40 000 Pfund Sterling, alles in Gold. Van Zeeland war jahrelang einer der großen Männer in Belgien gewesen und galt außerdem als Freund von Präsident Roosevelt. Er hatte zeitweise von sich reden gemacht, als das Gerücht umging, er habe einen Befriedungsplan für die internationale Wirtschaft ausgearbeitet, der zur Grundlage der Weltbefriedung werden sollte. Er war also einer der typischen Repräsentanten der liberalen Demokratie und des mit ihr verbundenen internationalen Finanzkapitals. Sein Abgang war ebenso typisch.

Die französischen Machthaber aber haben, als ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, es nicht besser gemacht. Sie belegten einen Dampfer, es war der 15 000 Tonner „Massilia", mit Beschlag und stachen von Bordeaux aus nach Marokko in See, um von dort nach Argentinien zu entkommen. Aber die argentinische Regierung machte ihnen den ersten Strich durch die Rechnung, indem sie ihnen die Einreiseerlaubnis verweigerte. Den zweiten Strich machte ihnen die neue Regierung in Frankreich, die sie trotz heftigen Sträubens wieder nach Hause schaffte und hinter Schloß und Riegel setzte, um sie einer

geordneten Bestrafung zuzuführen. Zu diesen feigen Deserteuren gehörten fast alle einstigen starken Männer der marxistisch-demokratischen „Volksfront": Daladier, der ehemalige Ministerpräsident, mit seinen beiden Söhnen; der ehemalige Marineminister Campinchi; der ehemalige jüdische Innenminister Mandel; der ehemalige jüdische Unterrichtsminister Jean Zay; der ehemalige sozialdemokratische Minister Paul Bastide; der ehemalige Außenminister Delbos und der einflußreiche jüdische Deputierte Salomon Grumbach, um nur die wichtigsten Namen herauszugreifen. Vor kurzem waren sie noch die rabiatesten Gewalthaber gewesen, jetzt hatten sie noch nicht einmal den Mut, für ihre Überzeugung einzustehen. Auch Paul Reynaud war gerade auf dem Wege, sich diskret aus dem Staube zu machen, als er durch einen Autounfall in der Nähe von Grenoble daran gehindert wurde. Fast auf der ganzen Linie also haben die Regierenden der sogenannten „Demokratien" ihr Volk im Stich gelassen und sich selbst, soweit als möglich, mit gefüllten Taschen in Sicherheit gebracht. Es hat selten ein so klägliches und beschämendes Schauspiel gegeben wie diese Prostitution der Charakterlosigkeit. Aber diese Massendesertion hatte das eine Gute: sie schaffte reinen Tisch für eine konstruktive Neuordnung in Europa. Diese Neuordnung brauchte nicht belastet zu sein mit irgendwelchen Hypotheken der Vergangenheit. Das war die innenpolitische Konsequenz des deutschen Waffensieges und der totalen Niederlage der Demokratien. Diese Neuordnung war außerdem nicht der Gefahr der Einmischung Englands ausgesetzt. Dies war die außenpolitische Folge des deutschen Waffensieges. England war endgültig vom Kontinent verjagt. Europa war frei zur Selbstbestimmung im Innern wie nach außen. Das war das doppelte Ergebnis der durch den Sieg Deutschlands und Italiens in Europa geschaffenen Lage.

Nur allmählich und schrittweise kann und wird diese Neu-

ordnung sich vollziehen. Denn immer noch geistern in Europa die Schatten des Versailler Systems umher. Immer noch existieren Minenfelder, die jederzeit ganz Europa in die Luft sprengen können. Immer noch ist die Aufräumungsarbeit nicht zu Ende. Diesem Zweck der Aufräumung diente vor allem der am 30. August in Wien gefällte Schiedsspruch der Achsenmächte über die ungarisch-rumänische Grenze. Seit der Grenzfestsetzung des Vertrags von Trianon im Jahre 1919 glomm dort unter der Asche eine Glut, die jederzeit zur offenen Flamme aufschlagen und in Europa einen neuen Brandherd schaffen konnte. Dasselbe galt für die bulgarisch-rumänische Grenze. In beiden Fällen haben die Achsenmächte die Initiative ergriffen und die beteiligten Parteien zu einer offenen Aussprache mit dem Ziel der gütlichen Einigung veranlaßt. Im Falle Bulgarien—Rumänien ist diese Einigung auf dem Wege der direkten Aussprache gelungen. Rumänien hat freiwillig am 21. August die Süd-Dobrudscha abgetreten. Damit war die Atmosphäre zwischen Bulgarien und Rumänien entgiftet. Im Falle Ungarn—Rumänien dagegen haben diese direkten Verhandlungen zu keinem Ergebnis geführt. Freilich war in diesem Falle das Streitobjekt von ungleich größerer Bedeutung als bei der Auseinandersetzung zwischen Bulgarien und Rumänien: es ging um nicht mehr und nicht weniger als um Siebenbürgen, von den dazugehörigen Randgebieten abgesehen — ein reiches Land von alter, deutschgeprägter Kultur, mit einer Bevölkerungszahl wie etwa der von Dänemark. Am 23. August mußten die Verhandlungen zwischen Rumänien und Ungarn in Turn-Severin als aussichtslos abgebrochen werden. Auf Grund dieses Scheiterns der Verhandlungen wandten sich die rumänische und ungarische Regierung an Deutschland und Italien mit dem Ersuchen, die zwischen ihnen schwebende Frage des an Ungarn abzutretenden Gebietes durch einen Schiedsspruch zu regeln. Der Schiedsspruch wurde vom deutschen

Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop und dem italienischen Außenminister Graf Ciano am 30. August in Wien gefällt.

In diesem Schiedsspruch wurde eine Grenze gezogen, die zweifellos die beste Lösung der verzwickten geographischen und ethnographischen Probleme des strittigen Gebietes darstellt. Sie beließ den Teil Siebenbürgens, der im ganzen zum rumänischen Kultur- und Wirtschaftsbereich gehörte, Rumänien, während umgekehrt der entsprechende, nach Ungarn tendierende Teil diesem zugesprochen wurde. Es kommt dabei nicht darauf an, ob diese Entscheidung in Einzelheiten vielleicht Härten für eine der beiden Parteien enthält oder sogar für beide. Dies Gefühl wird sich auf die Dauer verflüchtigen — bei einigem guten Willen der Beteiligten. Solche Härten im einzelnen sind auch für den gerechtesten Richter der Welt in einem so komplizierten Falle wie dem Problem „Siebenbürgen" unvermeidlich. Das Entscheidende vielmehr ist, daß hier mit dem klaren Willen zur Sachlichkeit und dem festen Entschluß zu einer gerechten Lösung Recht gesprochen worden ist. Daß infolgedessen jeder der Beteiligten das Gefühl haben kann und auf die Dauer haben wird, es ist das Menschenmögliche an gutem Willen und gerechter Würdigung geschehen. Ganz anders als in dem Milieu von Versailles, wo vom grünen Tisch an der Hand von trockenen Akten über die Geschicke von Völkern durch sogenannte Staatsmänner entschieden wurde, die sich nicht einmal die Mühe nahmen, in das wirkliche Problem einzudringen, geschweige denn eine objektive Lösung zu finden. Wie ernst es den Achsenmächten mit dem Willen zu einer gerechten und dauerhaften Lösung in diesem Fall war, das ergab die von ihnen gleichzeitig ausgesprochene Garantie für die Integrität und Unverletzlichkeit des rumänischen Staatsgebietes. Das gleiche ergab weiterhin das am gleichen Tag unterzeichnete deutsch-rumänische und

deutsch-ungarische Protokoll, das den Schutz der deutschen Minderheiten (Volksgruppen) in jedem der den beiden Staaten zugesprochenen Gebiete sicherte.

Auch in innenpolitischer Beziehung hat Rumänien die Konsequenzen aus der Umwälzung in Europa gezogen. Nur mit den schäbigsten Mitteln der Intrige, der Korruption und des Terrors hatte der herrschende König Karol II. sich noch am Ruder halten können, während nach außen hin das Land immer noch als Demokratie galt. Man konnte fast von einer durch Meuchelmord gemilderten Diktatur sprechen — um ein geflügeltes Wort über das zaristische Rußland zu gebrauchen. Bis auch Karol schließlich nichts anderes übrigblieb, als die Verfassung außer Kraft zu setzen. Also der Staatsstreich! Schon damals hatte sich offenbart, daß er am Ende seines Lateins war. Aber jetzt, nachdem auch außenpolitisch sein Programm durch die Niederlage der Westmächte völlig Schiffbruch gelitten hatte, war ihm auch die letzte Stütze seiner Herrschaft weggeschlagen. Und als der General Antonescu ihm in der Nacht vom 5. auf den 6. September unter dramatischen Umständen die Alternative zwischen Abdankung oder allgemeinem Chaos vorlegte und ihn damit zum Thronverzicht zwang, da zeigte sich, daß hinter diesem Repräsentanten des alten europäischen Systems niemand mehr stand. Auch er hatte mitsamt seinem System abgewirtschaftet. Karol II. mußte zusammen mit der Jüdin Lupescu, seiner ihn beherrschenden Mätresse, bei Nacht und Nebel außer Landes eilen. Sein Sohn Michael I. wurde zum König ausgerufen. Von ihm erwartet das rumänische Volk, daß er es besseren Tagen entgegenführen wird. Und die neue rumänische Regierung hatte dadurch auch die letzte Klarheit über den künftigen Kurs geschaffen, daß sie am 16. September in einem vom König unterschriebenen Manifest Rumänien zu einem national-legionären Staat proklamierte. Auf diese Weise wurde auch die Ver-

schmelzung der Legionärsbewegung des ermordeten Codreanu mit dem neuen Staat vollzogen. General Antonescu wurde der Chef des national-legionären Staates. Rumänien hat damit auch innenpolitisch den Anschluß an das System der Achsenmächte vollzogen, und auch der im Januar 1941 durch die Einflüsse bolschewistischer Propaganda hervorgerufene Putsch irregeführter Teile der Legionärsbewegung wurde von dem Staatsführer überwunden und konnte die fortschreitende Konsolidierung und Gesundung des Landes unter der zielbewußten Führung General Antonescus nicht aufhalten.

Man sieht, wie in allen Himmelsrichtungen Europas die Achsenmächte aktiv und schöpferisch tätig sind. Man sieht weiterhin, wie sie mit höchstem Ernst und Verantwortungsbewußtsein an die schwierigen Probleme der Neuordnung des ältesten Kontinents, die durch eine jahrhundertelange Geschichte nicht einfacher geworden sind, herangehen.

Auch Deutschland selbst ist mitten im Begriff, in den Gebieten, die ihm durch den Krieg zugefallen sind, eine neue bessere Ordnung als jene aufzurichten, die das System von Versailles hinterlassen hatte. Vor allem eine Ordnung, die den örtlichen Gegebenheiten der betreffenden Gebiete und ihrer Bevölkerung wie den Notwendigkeiten einer europäischen Zusammenfassung Rechnung trägt. In Polen, Norwegen, Dänemark, Holland und Belgien sind bereits gewisse Ansätze für die Konstruktion einer neuen Ordnung zu erkennen. Es wird keineswegs nach einem Schema mit Lineal und Reißbrett gearbeitet, so wie in Versailles, es wird auch nicht parteiisch zugeteilt wie ebenfalls in Versailles, es wird auch nicht leichtfertig ein weltumspannendes Dach gebaut, während noch nicht einmal die Fundamente gesichert sind, so wie man in Versailles einen „Völkerbund" sich vorstellte, sondern es wird aus den individuellen Verhältnissen heraus

ein organischer Einbau der jeweiligen Gebiete in die europäische Neuordnung entwickelt.

In Polen ist das Generalgouvernement geschaffen, das von Generalgouverneur Dr. Frank geleitet wird. Das Generalgouvernement ist ein Bestandteil des großdeutschen Machtbereiches. Die oberste Führung und die oberste Verwaltung wird von Deutschen bestimmt. Von den mittleren Funktionen an ist der Pole selbst tätig. Das Reich fühlt sich also verantwortlich für die Deutschen und die Polen, die in diesem Raum leben und arbeiten. In Norwegen sind die Dinge noch im Fluß. Nachdem Reichskommissar Terboven sich ursprünglich, nach der Flucht der norwegischen Regierung, auf eine allgemeine Gewährleistung der Ordnung beschränkt, aber ein Eingreifen in innerpolitische Probleme beharrlich vermieden hatte, war er schließlich doch gezwungen, auch an die Schaffung eines neuen politischen Statutes für Norwegen heranzugehen. Die alten norwegischen Parteien hatten sich einer konstruktiven Zusammenarbeit zu einer neuen Ordnung versagt. Ein von dem Reichskommissar eingesetzter Kreis von norwegischen Staatsräten hat nun die politische Verwaltung Norwegens übernommen. Und die Partei der „National Samling" unter Major Quisling wird der Träger der geistigen Neubildung werden. Es ist also den Norwegern selbst ein weiter Spielraum für die Entfaltung ihrer positiven Aufbaukräfte eingeräumt. In Dänemark wird das Verhältnis am besten dadurch gekennzeichnet, daß Adolf Hitler dem dänischen König zu seinem 70. Geburtstag Ende September ein Glückwunschtelegramm übersandte, und daß Kapellen der deutschen Besatzungstruppen zu Ehren dieses Tages spielten. Hier ist der alte Staat als solcher bestehen geblieben, als natürliche Konsequenz der Tatsache, daß Dänemark die deutsche Schutzbesetzung ohne Widerstand angenommen hat. Dagegen scheint es, als ob das System der Parteien auch in Dänemark

einer Krise und damit einer Reform zutreibt. Auch in den Niederlanden ist alles noch im Werden begriffen. Reichskommissar Dr. Seyß-Inquart hat nur einen begrenzten deutschen Verwaltungsapparat nach dem Haag mitgebracht und die Generalsekretäre der holländischen Ministerien, die die Verwaltungsfunktionen der Minister wahrnahmen, in der Leitung dieser Ministerien bestätigt. Er hat weiterhin bei der Gründung des „Niederländischen Kulturringes" von der geistigen Kameradschaft zwischen Deutschland und den Niederlanden sowie davon gesprochen, daß Deutschland die Niederländer nicht dränge.

In Belgien hält einstweilen noch die deutsche Militärverwaltung die Hand über das Land. Begreiflich darum, weil dieses Land in zwei Hälften — die flämische und die wallonische — zerfällt und von jeher stark unter französischem Einfluß und englischer militärischer Bevormundung gestanden hat. Das Großherzogtum Luxemburg dagegen ist restlos in dem Deutschen Reich aufgegangen. Es ist damit nur in eine Gemeinschaft zurückgekehrt, der es seit einem Jahrtausend angehörte und erst in dem letzten halben Jahrhundert durch französische und englische Machenschaften entfremdet wurde. Denn Luxemburg hat noch bis zum Jahre 1866 zum Deutschen Bund gehört, betrachtete sich also bis dahin selbst als Glied der deutschen Volksgemeinschaft.

Dasselbe gilt für Elsaß und Lothringen. Auch sie kehren jetzt, während sie dem Großdeutschen Reiche einverleibt werden, genau wie Österreich und Böhmen in eine Gemeinschaft zurück, aus der sie im Verlauf der Neuzeit künstlich und gewaltsam herausgerissen worden sind. Denn beide waren alte deutsche Reichslande.

Aber während hier in Europa das Meiste noch im Werden begriffen ist, während Deutschland und Italien hier erst Stein um Stein die Mauern der neuen Ordnung aufrichten, ist in

der Welt draußen bereits ganz deutlich ein fester Rahmen abgesteckt, in dem und um den herum sich die künftige Neuordnung der Kontinente vollziehen wird. Darüber kann nach dem Dreimächtepakt vom 27. September 1940 auch nicht die Spur eines Zweifels aufkommen.

Die künftige Ordnung in Europa und Asien wird sich mit Sicherheit in zwei großen Sphären bewegen: der deutsch-italienischen in Europa und der japanischen im großasiatischen Raum. Wie weit die Angelsachsen ihren Raum ziehen werden, das wird ihre Sache sein. England wenigstens hat Ostasien auch formell geräumt, nachdem es der japanischen Regierung am 9. August 1940 mitgeteilt hat, daß es seine Truppen aus Peking, Tientsin und Schanghai zurückziehen werde. Und es spielt zeitweise mit dem Gedanken, seine Regierung im äußersten Notfall nach Kanada zu verlegen und damit aus Europa auszuwandern. Auch das Dominion Kanada steht bereits in einem engen „Verteidigungs"-Bund mit den Vereinigten Staaten. Lauter Symptome von epochaler Tragweite!

Deutschland, Italien und Japan jedenfalls haben ihren unwiderruflichen Entschluß bekundet, ihre Lebensräume klar gegeneinander abzugrenzen und mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu behaupten, denn sie sehen es als eine Voraussetzung für einen dauerhaften Frieden an, daß jede Nation der Welt den ihr gebührenden Raum erhält. Das ist der Sinn des Dreimächtepaktes, in dem Japan die Führung Deutschlands und Italiens bei der Schaffung einer neuen Ordnung in Europa anerkennt und respektiert, während Deutschland und Italien das Gleiche Japan für den großasiatischen Raum zusichern.

Dieser Pakt ist darum dreifacher Natur. Es ist ein Werk zur Aufrichtung des allgemeinen und dauerhaften Weltfriedens — so wie der japanische Botschafter Saburu Kuruso



Der Reichsmarschall in seinem Hauptquartier



Über der englischen Küste



Bomben auf Schiffe und Dockanlagen bei Tilbury



U-Boot gegen England



Udet — Galland — Mölders



Reichsmarschall Göring an der Atlantikküste

bei der feierlichen Unterzeichnung des Paktes erklärt hat. Er ist weiterhin eine Abmachung, die über die üblichen diplomatischen Instrumente hinausgeht, denn er dokumentiert eine ständige Solidarität, über die sich die drei Völker geeinigt haben, und zwar eine Solidarität, die nicht nur in der Gegenwart besteht, sondern deren schöpferische Kraft sich auch auf die Zukunft auswirken wird —so wie der italienische Außenminister Graf Ciano bei der Unterzeichnung betont hat. Er ist schließlich ein sehr reales Militärbündnis zwischen drei der mächtigsten Staaten der Erde, um der Welt so schnell wie möglich den Frieden wieder zu schenken, so daß jeder etwaige Angreifer sich mit der ganzen zusammengeballten Kraft der drei Völker von über 250 Millionen auseinanderzusetzen haben wird — so wie Reichsminister von Ribbentrop im Anschluß an die Unterzeichnung nachdrücklich hervorgehoben hat.

Dieser Pakt ist gegen niemand gerichtet. Jede derartige Interpretation würde seinem aufbauenden Charakter widersprechen. Vielmehr ist jede Nation zum Beitritt eingeladen, die geneigt ist, ihren Bemühungen eine ähnliche Richtung zu geben. Er hat schon nach kurzer Zeit den Erfolg gehabt, daß Ungarn, Rumänien und die Slowakei ihm beigetreten sind: Ungarn am 20. November, Rumänien am 23. und die Slowakei am 24. November 1940. Ihnen hat sich am 1. März 1941 auch Bulgarien angeschlossen.

Damit haben die wichtigsten Staaten in Mittel- und Südosteuropa ihren Willen bekundet, unter Führung der Achsenmächte sich der Neuordnung Europas anzuschließen. Als einziger Staat fehlte nur noch Jugoslawien. Auch er vollzog am 25. März im Schloß Belvedere in Wien den Beitritt zum Dreimächte-Pakt, vertreten durch den Ministerpräsidenten Zwetkowitsch und den Außenminister Cincar Markowitsch. Aber kaum waren diese beiden verantwortlichen Staatsmänner in ihre Heimat zurückgekehrt, als ein unter Führung des

Generals Simowitsch angelegter Putsch sie stürzte. Der Regentschaftsrat wurde abgesetzt. Prinzregent Paul mußte fliehen. Statt dessen wurde der junge Thronfolger Peter als König Peter II. auf den Thron gesetzt. Die beiden für den Pakt verantwortlichen Minister wurden verhaftet.

Schon die näheren Umstände dieses Putsches ließen erkennen, daß englische Einflüsse dabei die Hand im Spiel hatten. Denn als erster begrüßte Winston Churchill mit Jubel diesen Umsturz. Schon am nächsten Tage berichtete er auf einer Tagung der Konservativen Partei: „Ich habe mich gefreut, als ich erfuhr, daß um 2 Uhr morgens die Revolution ausgebrochen war, und daß die Minister, die den Pakt unterzeichnet hatten, verhaftet worden waren." Auch die Ausschreitungen, die in Belgrad unter den Augen der Regierung stattfanden und sich in erster Linie gegen deutsche Elemente, sogar den deutschen Gesandten, richteten, verrieten unwiderleglich die Tendenz dieses Staatsstreiches. Als erstes wurde die allgemeine Mobilmachung durch die neue serbische Regierung angeordnet, die sich nur gegen die deutschen Truppen richten konnte, die vorher in Bulgarien mit voller Einwilligung der bulgarischen Regierung und herzlich begrüßt von der Bevölkerung einmarschiert waren. Durch die Wahnsinnspolitik der serbischen Putschregierung wurde der große Versuch des Führers, nur mit friedlichen Mitteln und ohne Blutvergießen eine Neuordnung in Südosteuropa herbeizuführen, durchkreuzt, obwohl der Führer Jugoslawien bis an die Grenze des Möglichen entgegengekommen war. Denn in Wien hatte Reichsaußenminister von Ribbentrop im Namen der Reichsregierung Jugoslawien ausdrücklich die „Souveränität und territoriale Integrität" verbürgt und ihm gleichzeitig versichert, „daß die Regierungen der Achsenmächte während des Krieges nicht die Forderung an Jugoslawien richten werden, den Durchmarsch oder Durchtransport von Truppen durch

das jugoslawische Staatsgebiet zu gestatten". Ja es war Jugoslawien in einem Geheimprotokoll sogar noch ein Zugang über Saloniki zum Ägäischen Meer eingeräumt worden. Mit einem „wahrhaft glücklichen Gefühl" hatte damals der Führer Wien verlassen. Der Friede in Europa schien gesichert. Doch der Militärputsch in Belgrad hat Südosteuropa, ohne jeden triftigen Grund, in den Krieg hineingestürzt.

Die einzige erstaunliche Frage war die, wie Jugoslawien dazu kam, sich eine solche Provokation des Großdeutschen Reiches zu erlauben. Aber bereits die Reise des neuen englischen Außenministers Anthony Eden nach Griechenland, die ihn — was bis heute noch nicht einwandfrei festgestellt ist — möglicherweise sogar bis Belgrad geführt hat, hatte bereits die wahren Hintergründe dieser Politik erkennen lassen. Jugoslawien glaubte sich auf Englands Hilfe verlassen zu können, das bis zum 25. März bereits etwa 50000 Mann in Griechenland gelandet hatte, die Anfang April nach amerikanischen Meldungen bis auf 150—200000 Mann aufgefüllt waren. Außerdem hatte Churchill nichts Eiligeres zu tun gehabt, als in der bereits erwähnten Rede der neuen Regierung Simowitsch schon am Tage nach ihrem Antritt „alle Hilfe Großbritanniens, die in seiner Macht steht", zu versprechen. Ebenso eilig hat es auch der amerikanische Staatssekretär Sunner Welles gehabt, der an demselben Tage in der Pressekonferenz mitteilte, der Gesandte der USA. in Belgrad sei beauftragt, der jugoslawischen Regierung mitzuteilen, daß die USA. den Regierungswechsel begrüßen und Jugoslawien unterstützen würden. Am 28. März wurde sogar eine entsprechende amerikanische Note in Belgrad überreicht. Zweifellos aber glaubte sich Jugoslawien auch einer gewissen Unterstützung durch Sowjetrußland gewiß. Denn auf dem Höhepunkt der Krise wurde in Moskau ein Freundschafts- und Nichtangriffsvertrag zwischen der Sowjetunion und Jugoslawien unterzeichnet, der

gleichzeitig in Kraft trat. Das war am 5. April. Damit zeichnete sich bereits die Gruppierung England—USA.—Sowjetrußland ab, die sich in dem gemeinsamen Ziel der Vernichtung Großdeutschlands zusammengefunden hatten.

Alle diese Umstände zwangen den Führer des Großdeutschen Reichs, dem Gegner zuvorzukommen. Am Morgen des 6. April wurde den Soldaten der Südostfront der Befehl zum Einmarsch in Jugoslawien und Griechenland erteilt. Der Feldzug hat denkbar kurz gedauert. Innerhalb von zwölf Tagen wurde Serbien niedergeworfen, und nach kaum vier Wochen standen die deutschen Soldaten an der Südspitze des Peloponnes, nachdem sie auch den letzten Engländer aus Griechenland hinausgefegt hatten. Der ebenso ernstgemeinte wie dilettantisch angelegte Versuch der Engländer, nach dem Muster des Weltkriegs von Saloniki aus die deutsche Front in Mitteleuropa aufzurollen, war damit abgeschlagen. Zugleich war der letzte Stützpunkt Englands in Europa beseitigt, während die Achsenmächte nunmehr an der Südspitze Griechenlands und von der gegenüberliegenden afrikanischen Küste aus Englands Stellung im Mittelmeer und vorderen Orient ernstlich bedrohten. Diesen militärischen Erfolg krönten die Achsenmächte dadurch, daß sie Ende Mai innerhalb von zehn Tagen die Insel Kreta besetzten — ein Meisterstück deutscher Kriegskunst, das die ganze Welt in Erstaunen setzte und hauptsächlich der Todesverachtung der Fallschirm- und Luftlandetruppen zu verdanken war.

Immerhin, die englische Diplomatie war währenddessen auch nicht müßig gewesen. Zwar hatte die schon erwähnte Balkanreise von Anthony Eden nur einen Augenblickserfolg gehabt. Denn dieser diplomatische Schachzug war militärisch pariert worden. Um so mehr hatte England seine Bemühungen verstärkt, die Vereinigten Staaten in den Krieg zu verwickeln. Der 11. März 1941 hatte ihm in diesem Bestreben einen gewissen Erfolg gebracht. Denn an diesem Tage

war endlich das bekannte Pacht- und Leihgesetz („Land and Lease") von Präsident Roosevelt unterzeichnet worden, das seit dem 6. Januar den amerikanischen Kongreß beschäftigte. Es war ein neuer Schritt des Präsidenten Roosevelt an den Rand des Krieges. Immer noch hielt nach außen Präsident Roosevelt an der Politik des „short of war" fest. Das heißt er vertrat die Politik jeder nur möglichen Unterstützung für England — „ausgenommen den Krieg". Auch das neue Gesetz brachte nicht die unmittelbare militärische Unterstützung, aber es führte noch dichter an diese Grenze heran. Denn es verlieh dem Präsidenten die Ermächtigung, irgendwelche Verteidigungsmittel einem Lande, dessen Verteidigung ihm für die Verteidigung der Vereinigten Staaten lebenswichtig erschien, zu verkaufen, zu übertragen, zu verpachten, zu verleihen oder in anderer Weise darüber zu verfügen, außerdem Verteidigungsmittel in staatlichen Rüstungswerken, Fabriken und Werften für die Regierungen solcher Länder herzustellen und schließlich Verteidigungsmittel für solche Regierungen zu reparieren, auszustatten, zu überholen und in Ordnung zu bringen. Damit war die Politik der Neutralität demonstrativ und unwiderruflich verlassen. Selbst das Gesicht war nicht mehr gewahrt. Die Vereinigten Staaten waren damit endgültig Partei geworden.

Und Präsident Roosevelt scheute keineswegs davor zurück, die ihm verliehene fast diktatorische Ermächtigung bedenkenlos anzuwenden. Das bewies er, als er unmittelbar nach dem Kriegsausbruch mit Jugoslawien diesem sofort die volle amerikanische Unterstützung zusicherte — ohne im übrigen dazu aufgefordert worden zu sein! Auch das Programm der Begrenzung auf die Verteidigung der „Westlichen Hemisphäre" wurde jetzt von den Vereinigten Staaten Schritt für Schritt aufgegeben. Am 9. April schloß der amerikanische Staatssekretär des Auswärtigen mit dem dänischen Gesandten in Washing-

ton ein „Übereinkommen zur ‚Verteidigung' Grönlands", das den Vereinigten Staaten Landungsplätze für Schiffe und Flugzeuge auf Grönland einräumte. Dieses Abkommen wurde geschlossen, obwohl der dänische Gesandte schon auf die ersten Nachrichten hin von seiner Regierung abgerufen wurde. Anfang Juli gingen die Amerikaner noch einen Schritt weiter. Amerikanische Truppen landeten auf der Insel Island, um die dortige englische Besatzung abzulösen. Es war brutaler Imperialismus, denn Island hatte wirklich nichts mehr mit der westlichen Hemisphäre zu tun, sondern war von jeher ein Glied der europäischen Zone. Man spürt deutlich, wie Präsident Roosevelt planmäßig und immer entschlossener auf den Krieg lossteuert, es aber mit List und Tücke vermeiden will, den ersten Schuß abzugeben. Denn er bedarf der Zustimmung des amerikanischen Volkes, dieses aber ist in seinen breiten Massen keineswegs kriegslustig und interventionslüstern. Infolgedessen möchte der Präsident, wenn es nur irgend geht, die Achsenmächte provozieren, um ihnen auf diese Weise die „Schuld" zuzuschieben. Es ist ein ebenso raffiniertes wie frivoles Spiel.

In Europa selbst ist nunmehr auch eine Entscheidung eingetreten, die schon seit langem schwebte. Es ist die Entscheidung zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus. Beide verkörpern zwei Welten. Trotzdem hatte der Führer, aus Liebe zum Frieden, jeden Konflikt mit Sowjetrußland vermieden, ohne aber die entsprechende Würdigung auf der anderen Seite zu finden.

„Von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde gekommen, in der ich endlich offen sprechen kann." Mit diesen Worten begann der Führer seinen Aufruf an das deutsche Volk am Morgen des 22. Juni. Denn diesem Kriegsausbruch war eine Kette von Provokationen der Sowjetrussen an die deutsche Regierung voran-

gegangen, die schließlich sich bis zur Erpressung steigerten, ohne daß der Führer das deutsche Volk damit hatte bekanntmachen können. Diese fortgesetzte Nötigung hatte schon mitten im Polenfeldzug begonnen, als die Machthaber in Moskau plötzlich entgegen dem Vertrag vom 23. August 1939 auch den überwiegenden Teil Litauens forderten. Im November 1939 hatte Rußland diese Erpressungspolitik durch die Errichtung militärischer Stützpunkte in Estland, Lettland und Litauen fortgesetzt und seitdem seine Besatzungstruppen in diesen Staaten immer mehr verstärkt. Im Juni 1940 hatte es sogar ohne Benachrichtigung der deutschen Regierung den Rest Litauens besetzt. Deutschland hat all diese Übergriffe geduldet — nur um des lieben Friedens willen. Aber Rußland war damit noch keineswegs befriedigt. Es folgte in demselben Monat der Einbruch in Rumänien und die gewaltsame Wegnahme Bessarabiens und der Nordbukowina. Damit war jeder Zweifel behoben. Es handelte sich um einen bewußten Aufmarsch, der im August 1940 sogar dahin führte, daß der Führer eine radikale Beendigung des Krieges im Westen nicht mehr verantworten konnte, weil die russische Kräftekonzentration im Osten erhebliche deutsche Kräfte band. Völlig offen aber enthüllte der Besuch Molotows in Berlin im November 1940 die wahren Absichten der russischen Politik. Molotow stellte damals vier Fragen an den Führer. Die erste bezog sich auf die deutsche Garantie für Rumänien, die zweite auf die angebliche „Bedrohung" durch Finnland, die dritte auf die Entsendung sowjetrussischer Truppen nach Bulgarien und die vierte auf die „Notwendigkeit" der Besetzung wichtiger Stützpunkte an den Dardanellen. Der Führer hat damals die russische Anmaßung mit aller Bestimmtheit in ihre Grenzen zurückgewiesen.

Den letzten Beweis aber für den wahren Charakter der sowjetischen Politik erbrachte der Konflikt mit Jugoslawien

und das von Rußland gewährte Freundschaftsabkommen im Augenblick der höchsten Krise. Rußland hatte damals sogar die Zusicherung gegeben, über Saloniki Waffen, Flugzeuge und Munition gegen Deutschland zu liefern. Und nur der blitzartige Beginn der Operationen und die ebenso rasche militärische Niederwerfung Serbiens und Griechenlands hat es verhindert, daß Rußland damals zum Zuge kam. Damals wurde auch in aller Form erkennbar, daß bereits ein weitgehendes Komplott zwischen England und Rußland vorlag. Der verpaßte „Zweifrontenkrieg" sollte in letzter Stunde, da die letzten Engländer noch auf dem Kontinent saßen, durchgeführt werden. Es war infolgedessen ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung, als der Führer des Großdeutschen Reiches kurz nach Abschluß des Kreta-Feldzuges die Front gegen Sowjetrußland nahm und den Kampf gegen diesen verlogenen und hinterlistigen Gegner eröffnete — am frühen Morgen des 22. Juni.

Es war ein überraschender Schlag für die Welt. Aber schon der nächste Augenblick nach Eröffnung der Kampfhandlungen bewies die Richtigkeit des Entschlusses des Führers. Denn sofort trat die Bundesgenossenschaft zwischen dem plutokratischen England und dem Bolschewismus sichtbar vor aller Welt in Erscheinung. Churchill hatte es so eilig, daß er bereits am Nachmittag des 22. Juni — es war ein Sonntag — eine Rundfunkansprache hielt, in der er sofort Farbe bekannte. Ohne lange Umschweife versicherte er Sowjetrußland der englischen Unterstützung mit folgenden Worten: „Wir haben der Regierung Sowjetrußlands jede technische und wirtschaftliche Hilfe angeboten, die zu leisten in unserer Macht steht und die ihr wahrscheinlich von Nutzen sein wird." Aus dieser Rede ging weiterhin hervor, daß schon seit langem ein enger Kontakt zwischen London und Moskau bestand, dank der Vermittlung des britischen Botschafters Sir Stafford Cripps. Denn

Churchill erzählte in seiner ersten Erregung ganz offen, daß er persönlich mit Stalin in Verbindung gestanden und ihn sogar vor den Deutschen „gewarnt" habe. Ja, wie kurze Zeit darauf bekannt wurde, hatte Churchill schon im Januar an Stalin ein Handschreiben gerichtet. Überhaupt, in dem Augenblick, als Mitte Juni ruchbar wurde, daß Sir Stafford Cripps mit dem Flugzeug Moskau verlassen habe, um in London Bericht zu erstatten, konnte der tiefer blickende Politiker bereits darauf schließen, daß irgend etwas von diesen beiden Partnern ausgeheckt wurde. Die Rundfunkansprache Churchills und die Allianz, die bald danach zwischen beiden Parteien geschlossen wurde, hat die damaligen Vermutungen alsbald bestätigt.

Der Kampf in Europa nahm damit die Front nach Osten. Zwar rühmten sich die Engländer seitdem mit Vorliebe, sie hätten damit Deutschland den „Zweifrontenkrieg" aufgezwungen, obwohl im Westen sich nichts gegen den Zustand vorher geändert hatte. Denn die Engländer beschränkten sich immer noch auf die gleiche abwartende Defensive wie vorher — trotz der Beistandsversicherung für Sowjetrußland! Dank der überlegenen politischen Kunst des Führers war also der schlaue Plan, den die englische Politik schon seit dem Sommer 1939 mit Konsequenz verfolgt hatte, zerschlagen worden. Adolf Hitler hatte die Entscheidung im Westen und Osten nacheinander und nicht gleichzeitig herbeigeführt.

Dieser Feldzug im Osten aber wurde nicht von Deutschland allein geführt, sondern — und darin zeigt sich der epochale Fortschritt seit dem Jahre 1940 — fast alle Völker Europas treten jetzt Schulter an Schulter mit Deutschland in die Kampffront gegen den Weltfeind „Bolschewismus". Italien, Rumänien, Slowakei, Finnland und Ungarn treten als solche in den Krieg mit ein. Zu ihnen gesellen sich Freiwilligen-

Regimenter, gebildet aus Spaniern, Franzosen, Flamen, Belgiern, Holländern, Kroaten, Dänen, Norwegern und Schweden. Frankreich, Dänemark, Norwegen und Kroatien brechen die diplomatischen Beziehungen zu Rußland ab. Ganz Europa tritt jetzt in die Schranken gegen den gemeinsamen Feind. Der Gedanke der europäischen Schicksalsgemeinschaft ist erwacht und marschiert.

Das ist die historische Bedeutung des Feldzuges gegen Sowjetrußland. Europa wird seiner selbst bewußt und formiert sich. Es wächst zu einer Einheit zusammen und damit hinein in seinen Lebensraum. Der Dreimächtepakt erhält damit seinen bedeutungsschwersten politischen Inhalt.

Auch dieser Pakt ist also ein Baustein in dem großen Werk der Neuordnung Europas auf dem Wege der Selbstbestimmung. Denn die künftige Entwicklung der Völker und Staaten wird sich zweifellos in Großräumen abspielen. Das Zeitalter des systemlosen Imperialismus geht zu Ende. Es war das Zeitalter, in dem einzelne Nationen sich so viel von der Welt wegnahmen, als es ihrer Macht und ihrem Appetit entsprach. Es war das Zeitalter, dessen Devise das berühmte „freie Spiel der Kräfte" war, das in Wirklichkeit aber zur Scheidung der Völker in Besitzende und Proletarier sowohl im nationalen wie im internationalen Kosmos führte. Dieses Zeitalter hat im Weltkrieg seinen ersten und in diesem Krieg seinen letzten Stoß erlitten. Die Welt schreit nach einer neuen Ordnung.

Ohne Führung gibt es keine Ordnung und keinen Frieden in der Welt. Jede große Friedensepoche in der Geschichte der Völker war an eine bestimmte Herrschaft gebunden. Wenn durch den Dreimächtepakt zwischen drei der größten Nationen der Welt jeder Stein des Anstoßes von vornherein weggeräumt ist, und wenn jede dieser drei Nationen sich auf einen Raum beschränkt, der ihr von Geographie und Ge-

schichte zugewiesen ist, dann kann ein solches Abkommen nur von Segen für die Welt sein. Denn es fügt sich logisch in den Rhythmus des geschichtlichen Werdens und das Gesetz dieser Epoche ein. Mit dem Abschlusse dieses Paktes hat dieser Krieg zugleich eine weltumfassende Dimension angenommen. Aus der militärischen Auseinandersetzung war eine europäische Umwälzung erwachsen. Aus dieser ist nunmehr eine Weltrevolution geworden, die bereits mitten im Begriff ist, eine neue Weltordnung zu gebären.

Rückblick und Ausblick

Wer auf den bisherigen Verlauf dieses Krieges zurückblickt, den befällt als erstes ein Gefühl des ehrfürchtigen Staunens. Denn wer in der Welt hätte am 1. September 1939, als der Stein ins Rollen kam, je in seiner kühnsten Phantasie das geahnt oder erträumt, was seither an Umwälzendem und Bahnbrechendem geschehen ist?

So kehrt der grübelnde Verstand immer wieder zu dem Problem zurück: Wie ist das möglich gewesen? Immer von neuem reizt ihn die Lüftung des Geheimnisses: Wo liegen die Gründe und die Ursachen?

Vor allem jeder Teilnehmer des Weltkrieges steht immer von neuem fassungslos vor den Dingen, wenn er den gigantischen Umfang der Erfolge und das unwiderstehliche Tempo vor Augen sieht, das alle Feldzüge in diesem Krieg begleitet hat. Damals im Weltkrieg sind Ströme von Blut vergossen worden, und am Ende schien alles vergebens. Aber es schien nur so. Auch die Hekatomben von Opfern im Weltkrieg haben ihren Sinn gehabt. Darum greift auch die Antwort auf die Frage, wie das schier Unfaßliche in dem jetzigen Krieg möglich wurde, in das Bereich des Metaphysischen, in die Welt des Glaubens über. So zahlreich die faßbaren Ursachen und Gründe für das Phänomen des überwältigenden Sieges sind, ihre Summe reicht immer noch nicht aus, den totalen Charakter der Niederlage der Gegner und den totalen Charakter unseres Sieges in seiner elementaren Wucht zu erklären. Es bleibt ein Rest des Unfaßbaren — Schicksal.

Will man diesem Problem auf den Grund kommen, dann heißt es zunächst zurückgehen auf die Zeit vor dem Kriegsausbruch. Denn dieser Krieg begann schon unter einer völlig anderen Konstellation als der Weltkrieg. Die Deutschland als das Land der Mitte immer bedrohende Gefahr des Zweifrontenkrieges war durch den deutsch-russischen Pakt vom 23. August 1939 zunächst gebannt. Ja, Deutschland hatte durch das Militärbündnis mit Italien auch noch einen Verbündeten an der Seite, der Frankreich und England über Nacht gefährlich werden und, selbst wenn er nicht sofort aktiv eintrat, doch beachtliche französische und englische Kräfte binden konnte. Als Drittes kam die geniale Konzeption des Westwalles hinzu — eine Idee, ebenso einfach wie umwälzend. Alle drei Faktoren zusammen stellten die Ausgangssituation des Krieges völlig auf den Kopf, wenn man sich in die Denkweise der französischen und englischen leitenden Männer hineinversetzt. Sie hatten sich den Kriegsfall sicher völlig anders vorgestellt. Sie hatten eine Art Einkreisungsfront erwartet und nicht damit gerechnet, daß die ihnen benachbarte deutsche Grenze einfach zugemauert werden würde. Aber durch diesen genialen politisch-strategischen Schachzug hatte Adolf Hitler, bevor noch der erste Schuß fiel, alle Pläne und Kombinationen der Gegner vereitelt. Er stellte sie am 1. September 1939 von vornherein vor eine militärisch kaum lösbare Aufgabe. Die Politik hatte — im Unterschied vom August 1914 — ihre Schuldigkeit getan und den Militärs ihre Aufgabe, soweit ihr selbst dies möglich war, erleichtert.

Dann kam der Krieg. Nun war die Reihe an der Armee.

Es hat wenig Zweck, den Anteil der einzelnen Waffen und Waffengattungen an den unbeschreiblichen militärischen Erfolgen dieses Krieges abzumessen und abzuwägen. Das sagt einer, der als kriegsfreiwilliger Infanterist in den Weltkrieg gezogen ist und den Krieg bis zur Neige durchgekostet hat.

Jede einzelne Waffe — Heer, Marine und Luftwaffe — hat ihr gerüttelt Maß Anteil am Siege. Denn jede hat das Beste geleistet, jede in ihrer Art und auf ihrem Gebiet. Jede war auf der Höhe ihrer Aufgabe. Dabei hat sich eine Fülle neuer Aufgaben und Probleme für jeden dieser drei Wehrmachtsteile ergeben. Dasselbe gilt für die einzelnen Waffengattungen innerhalb dieser drei Säulen der Wehrmacht. Ob es im Heere die Infanterie, die Artillerie, die Panzertruppe, der motorisierte Verband, die Pionierwaffe, die Nachrichtentruppe, die Waffe der Gebirgsjäger oder die Waffen-ᛋᛋ oder die Kavallerie war; ob es in der Marine die Schlachtschiffe, die Zerstörer, die U-Boote, die Minensucher oder die Schnellboote waren; ob es in der Luft die Jagdflieger, die Stukas, die Bomber, die Aufklärer, die Luftlandetruppen, die Fallschirmjäger oder die Flak waren — jede einzelne dieser Gattungen hat das Letzte hergegeben. Und jede einzelne von ihnen hat sich selbst übertroffen.

Aber schon unmittelbar hinter der kämpfenden Front beginnt eine Zone, die leicht übersehen wird, aber im Rahmen des Ganzen unentbehrlich ist. Denn es ist das Eigentümliche an diesem Krieg, daß der kämpfenden Truppe auf den Fersen Formationen folgen, die zwar nicht unmittelbar in den Kampf eingreifen, aber den ständigen Vormarsch erst ermöglichen und garantieren. Auch das ist etwas Neues gegenüber dem Weltkrieg. Es ist die kunstvolle Organisation der Aufräumung, der Reparatur und der Wiederherstellung hinter der kämpfenden Front. Ein kluger Militärschriftsteller — Oberstleutnant Soldan — hat geäußert, dieser Krieg sei hauptsächlich ein Kampf um die Straße. Wer Gelegenheit gehabt hat, den Krieg dicht hinter der kämpfenden Front zu sehen und zu studieren, der wird ihm darin recht geben. Darum spielt heute die unverzügliche Ausbesserung und Wiederherstellung der Straßen, Brücken und Eisenbahnen eine ausschlaggebende Rolle für den

ununterbrochenen Fluß der Operationen. Hier liegt die große Aufgabe der „Organisation Todt", des Reichsarbeitsdienstes und der Technischen Nothilfe. Vor allem die „Organisation Todt" hat durch ihre reichen Erfahrungen beim Bau des Westwalles eine besondere Leistungsfähigkeit bei der Bewältigung schwieriger technischer Aufgaben entwickelt. Sie ist wie eine Art Brücke zwischen Technik und Front. Der Einsatz dieser Organisationen in dieser Zone hinter der kämpfenden Truppe ist etwas, was im Weltkrieg in dieser Art nicht da war. Er ist ein Stück aus der großen kunstvollen Planung, die zum Erfolg gehört. Und es ist symbolisch, daß in diesen Organisationen sich der Typus eines Menschen herausgebildet hat, der auf der Grenze zwischen Arbeiter und Frontsoldat steht, wie zum Beispiel der „Frontarbeiter" in der „Organisation Todt", der aus dem Westwallarbeiter hervorgegangen ist. Auch dieser Typus gehört zum modernen Krieg und wird sicher Schule machen.

So hat dieser Krieg eine Reihe neuer Waffen und Truppengattungen geboren. Trotzdem ist die Entwicklung über keine der alten bekannten Waffengattungen, wie zum Beispiel die Infanterie, die Kavallerie, die Pioniere und die Artillerie hinweggegangen. Jede hat die Stunde ihrer Bewährung erlebt. Und die neuen, wie Fallschirmjäger, Flak und Panzertruppen und motorisierte Verbände haben die alten keineswegs verdrängt oder überflüssig gemacht. Wer die „Königin der Waffen" ist, das zu entscheiden fühlen wir uns nicht berufen. Dafür ist der Krieg noch zu sehr im Gang. Die Antwort darauf gehört ins Ressort der militärischen Fachleute. Entscheidend für die Antwort auf die Frage nach dem Geheimnis des Erfolges ist die Tatsache, daß jede dieser Waffengattungen auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gewesen ist und sich restlos und selbstlos in das große Gefüge der Gesamtkriegführung eingeordnet hat. „Getrennt marschieren, vereint schlagen!" Diese Doktrin

des großen Moltke hat in dem Zusammenwirken aller deutschen Waffen in diesem Krieg ihre vollkommene Verwirklichung erfahren.

Daß es dahin gekommen ist, hat dreierlei Gründe: technische, geistige und moralische. Auf allen drei Gebieten hat die deutsche Wehrmacht sich vorbildlich bewährt. Auf allen dreien aber hat in erster Linie eine großartige, stillschweigende Vorarbeit in den Jahren des Friedens ihre Früchte getragen.

Auf technischem Gebiet war es die beispiellose Entwicklung der deutschen Rüstung im Laufe von nicht mehr als sechs Jahren. Diese Entwicklung hat sich nicht nur auf das rein Militärische, also die Waffenausrüstung, beschränkt, sondern auch die wirtschaftliche Rüstung einbezogen. Die großartige Konzeption des „Vierjahresplanes" hat in den grandiosen Siegen im Osten, Norden und Westen ebenso ihre Früchte getragen wie der Ausbau der technischen Rüstung. So kam es, daß die deutsche Wehrmacht in einem Zustand der technischen Vollkommenheit in diesen uns aufgezwungenen Krieg hineinging, der sogar noch den technischen Hochstand des Jahres 1914 übertraf. Es war kein Wort zuviel gesagt, als der Führer erklärte, daß eine so ausgerüstete Armee die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte.

Auch auf geistigem Gebiet ist ein gewaltiges Kapital in das Werkzeug der Wehrmacht hineingesteckt worden. Wie sind alle Truppenteile und alle Waffengattungen geschult und ausgebildet worden! Wie intensiv und hingebend ist in den Stäben aller Stufen vom Generalstab bis zu den Stäben der einzelnen Truppenteile gedacht, studiert, organisiert und geplant worden! Und wie ist auch der moralische Geist in der Truppe durch Vorbild, Lehre und Mahnung gepflegt worden! Alle die Tugenden, die in den Tagen und Wochen der kämpferischen Bewährung, da die Kämpfer dem Tod ins



Der Führer mit seinem Stabe



Unterzeichnung des Drei-Mächte-Paktes in Berlin



Heimkehr der Sieger durchs Brandenburger Tor

Auge blicken, zum Vorschein kommen, sie sind beizeiten dem deutschen Soldaten ins Herz gepflanzt worden.

Ohne diese Dreiheit der vollkommenen Ausrüstung, der geistigen Überlegenheit und der heroischen Haltung wie der sittlichen Stärke wäre es nie zu dem Ergebnis der totalen Siege gekommen. Eines ist von dem anderen nicht zu lösen. Und keines mag an Bedeutung hinter dem anderen zurückstehen. Diese drei Faktoren zusammen, sie sind auch die Grundlage für den Enderfolg in diesem Kriege.

Aber sie sind bei all ihrer grundlegenden Bedeutung noch nicht der eigentliche Schlüssel zum Geheimnis des unwiderstehlichen Siegeslaufes. Ein Blick auf den Weltkrieg kann dies sofort demonstrieren. Denn im großen und ganzen war auch die deutsche Armee von 1914 ausgezeichnet ausgerüstet, glänzend geschult und von heldischem Geist beseelt. Aber was ihr fehlte, das erweist erst dieser Krieg. Ihr fehlte der göttliche Funke der genialen Führung von oben. Daher kam es im Grunde auch, daß alle noch so heroischen Versuche, die erstarrenden Fesseln des Stellungskrieges zu sprengen, zum Schlusse doch in der zähen Beharrungskraft der Materie stecken blieben. Daher war es auch gekommen, daß sogar der grandiose Siegeslauf 1914 durch Belgien und Nordfrankreich bis zur Marne mitten in seiner vollen Wucht zum Stehen kam und zurückebbte.

Diesmal gelang vom ersten Augenblick an die Überwindung der mechanisierten Materialschlacht und des Stellungskrieges durch die befreiende Bewegung der toten Technik durch den schöpferischen Geist. Diesmal stand an der Spitze einer kampfentschlossenen Armee ein begnadeter Feldherr. Diese Armee war bereits das von ihm geschaffene Werkzeug, Geist von seinem Geist und Blut von seinem Blut. Nun aber, da dieses Instrument auf die Probe gestellt wurde, offenbarte sich, daß dieser Organisator gleichzeitig ein genialer Stratege war.

Ihm kam vor allem zustatten, daß er die Schule des Weltkrieges als Frontsoldat und Gefreiter durchgemacht hatte, daß er am eigenen Leib erlebt hatte, was ein moderner Krieg ist. Stets ist er in nächster Nähe seiner kämpfenden Truppen, von dem „Führerhauptquartier" gehen wie von einem Kraftzentrum die belebenden, lenkenden Ströme in alle Teile der Front wie in das Netz der weitausgespannten politischen Beziehungen des Reiches. Er ist Soldat, Organisator, Staatsmann und Feldherr in einer Person. Hermann Göring, sein engster Mitarbeiter, hat während des siegreichen Vormarsches zum Kanal einmal vor der Presse einen Blick in die Werkstatt Adolf Hitlers geöffnet. Er hat von dem Soldaten gesprochen, der weiß, was der Soldat zu leisten vermag und was man von ihm verlangen kann, der aus dem Weltkrieg weiß, daß gegen die Panzer am besten Geschütze von höchster Durchschlagskraft wirken, und darum solche Geschütze gebaut hat. Er hat von dem militärischen Organisator gesprochen, der sich so in die militärische Materie eingearbeitet und vertieft hat, daß er immer wieder hohe Generale und Admirale in Verwunderung versetzt ob seiner souveränen Sachkenntnis. Er hat schließlich von dem Feldherrngenie gesprochen, das in der Kühnheit seiner Entwürfe und Pläne einmalig ist. Und er hat am Ende, was vielleicht die größte Leistung Adolf Hitlers ist, auch dessen gedacht, daß der Führer aus seiner Erfahrung als einfacher kämpfender Soldat im Weltkrieg alle seine Befehle so gegeben hat, daß die eigenen Verluste im Verhältnis zu den erzielten Erfolgen gering waren. Jeder einzelne dieser Toten, Vermißten und Verwundeten bedeutet Schmerz und Leid für irgendeine Familie. Aber gemessen an dem Schicksal des ganzen Volkes und — noch mehr — gemessen an den Bergen von Opfern, die der Weltkrieg aufgetürmt hat, ist hier ein Minimum an Verlusten erreicht.

Dieser Krieg ist aber nicht nur ein militärischer, sondern

zugleich ein politischer, wirtschaftlicher und geistiger. Auch auf diesen Gebieten ist Enormes geleistet worden. Jede dieser Sphären greift in die andere über, eine ist mit der anderen verwoben und verflochten. Nur wenn auf jedem dieser Gebiete höchste Wachsamkeit geübt wird und das Äußerste geschieht, stellt sich der Erfolg ein.

Genau wie auf militärischem Gebiet ist auch politisch jede Situation und jede Blöße des Gegners wahrgenommen worden. Man hat bereits das Schlagwort von der „Blitzpolitik" geprägt. Ob es in Reden des Führers oder in praktischen Handlungen geschah, die deutsche Politik hatte immer die Zügel der Führung in der Hand. Aber diese Führung beschränkte sich nicht nur auf die Abwehr, noch nicht einmal auf die Offensive, sondern schuf auf den Trümmern einer alten Welt bereits die Mauern für eine neue architektonische Ordnung. Der Schiedsspruch in Wien und der Dreimächtepakt sind ragende Zeugnisse für diesen konstruktiven Willen und Charakter der deutschen Politik.

Dem entspricht auch die wirtschaftliche Kriegführung. Schon die weitgehende Vorsorge für den eintretenden Ernstfall unterscheidet unsere Politik von heute gegenüber der des Weltkrieges. So waren schon vom ersten Augenblick an alle Vorkehrungen dafür getroffen, daß die Blockade, im Unterschied vom Weltkrieg, Deutschland nicht auf die Knie zwingen konnte. Aber auch hier beschränkt sich die Politik nicht auf die Defensive und das Sichabfinden mit den gegebenen Verhältnissen, sondern stößt mutig und schöpferisch in Neuland vor. Schon heute ist erkennbar, wie aus dem Zwang der Kriegswirtschaft ein neues System der gelenkten Nationalwirtschaft und der Weltwirtschaft sich entwickeln wird. Reichswirtschaftsminister Funk hat in seiner grundlegenden Rede auf der Wiener Messe 1940 bereits die Umrisse der zukünftigen Ordnung im Wirtschaftsleben angedeutet.

Aber dieser Krieg ist noch mehr als jeder bisherige ein geistiger. Ideen prallen zusammen und ringen miteinander, auch wenn es keineswegs der Zusammenstoß von „Demokratie" und „Diktatur" oder von „Freiheit" und „Despotie" ist, wie die Demagogie unserer Gegner es gern der Welt weismachen möchte. Vielmehr ist eine alte Welt im Begriff, von einer neuen abgelöst zu werden. Und solche Ablösungen vollziehen sich nach allen Gesetzen der menschlichen Geschichte immer unter Blitz und Donner, unter Zuckungen und Wehen. Und die Welten selbst werden von bestimmten Weltanschauungen getragen und gebildet. Die neue Weltanschauung aber ist die der nationalen und sozialen Ordnung. Sie tritt an die Stelle des Systems der sogenannten Freiheit und Gleichheit, das heißt der Freiheit, die im freien Spiel der Kräfte ihr Ideal, und der Gleichheit, die in der Gleichmacherei von allem, was Menschenantlitz trägt, ihr höchstes Ziel sah und in Wirklichkeit damit nur der Herrschaft des international-jüdischen Finanzkapitals die Bahn freimachte. Diese alte Welt der liberalen Demokratie hat sich als unfähig erwiesen, die durch den Weltkrieg hervorgerufene allgemeine Anarchie zu überwinden, obwohl sie als Sieger alle Vollmachten und Machtmittel in der Hand hatte, dem Weltkrieg einen wirklichen Weltfrieden folgen zu lassen. Der Sieg des Nationalsozialismus bedeutet aber erst recht die Befreiung von der bolschewistisch-jüdischen Pest, die bald durch das schleichende Gift der Propaganda, bald durch offnen terroristischen Angriff die Welt in Chaos und Vernichtung stürzen wollte. Der Bund zwischen Bolschewismus und Plutokratie, der die innere Verwandtschaft der beiden jüdisch beherrschten und durchsetzten Bündnispartner auch nach außen hin bloßlegte, kennzeichnet die tödlichen Gefahren, die unserem Erdteil drohten. Die militärische und ideelle Kraft Großdeutschlands als des Vorkämpfers eines neuen eigenständigen Europas zerschlägt die-

ses Komplott raumfremder und verbrecherischer Mächte und schafft die Voraussetzungen für die Begründung einer neuen Ordnung.

Der Führer selbst ist der beste Künder und Streiter für diese neue Welt. Jede seiner Reden ist ein werbendes Manifest und erfolgt im richtigen psychologischen Augenblick.

Propaganda erfordert mancherlei Gaben: Verstand, Scharfblick, Intuition, Phantasie, Methodik und Tatkraft. Sie ist wie alle Politik und Strategie eine Synthese von Kunst und Wissenschaft und erfordert dazu eine ganz besondere Witterung. Vor allem aber erfordert sie einen Kopf und eine Idee.

Es gibt eine Karikatur, und zwar aus einer englischen Zeitschrift, die unnachahmlich das Verhältnis der deutschen und der englischen Propaganda wiedergibt. Sie zeigt auf der einen Seite Dr. Goebbels, der auf einer hochmodernen Lautsprecherorgel mit vielen Registern spielt, während auf der anderen Seite ein alter, müder und gebrechlicher englischer Lord mit einem Kinderwagen steht, auf dem ein altertümliches Grammophon aufmontiert ist, das unaufhörlich versichert, England sei ja gar nicht so böse, wie man ihm vorwerfe. Das ist tatsächlich die Situation in diesem Krieg. Die deutsche Propaganda hat das Ohr der Welt. Denn sie steht im Dienste einer jungen und jugendlichen Weltanschauung und wird von jugendlichen Männern geführt. Durch ihren revolutionären Schwung hat sie die Führung im Kampf der Geister an sich gerissen und den Gegner auch geistig in die Defensive gedrängt. Hier kommt ihr auch die jahrelange Übung im innerpolitischen Kampfe zugute. Sie ist technisch, organisatorisch und dynamisch auf dem Posten, im Angriff wie in der Verteidigung. Jeder Versuch des Gegners, sie zu überrumpeln, wird schon im ersten Keime zerschlagen. Dafür zeugt zum Beispiel der Fall „Athenia" sowie der Fall „American Legion". In beiden Fällen sollte Deutschland ins Unrecht gesetzt und den Gegnern

ein willkommener Anlaß zu einer moralischen Offensive gegen Deutschland gegeben werden. Beide Male war die deutsche Propaganda auf der Hut und hat diese Manöver sofort aufgedeckt und unschädlich gemacht. Aber sie geht genau so energisch selbst zum Angriff über. Durch ihre ständige Offensive beherrscht sie das Feld. Sie hat nicht nur durch ihre positive Aufklärung jeden Versuch der „demokratischen" wie der „bolschewistischen" Propaganda, einen Keil in das deutsche Volk hineinzutreiben, von vornherein zerstört, sondern hat auch die innere Unwahrhaftigkeit der feindlichen Systeme und ihrer Propaganda immer wieder bloßgestellt. Die Diskreditierung der „Demokratie" und des „Bolschewismus" ist zum guten Teil ein Werk der deutschen Propaganda und ihrer unermüdlichen Stoßkraft. Umgekehrt ist es das Verdienst der unermüdlichen und volkstümlichen Propaganda im Innern, daß auch der einfachste Volkgenosse in Deutschland den Sinn der welthistorischen Auseinandersetzung und den Ernst der Entscheidung völlig begriffen hat. Eine Übertölpelung des deutschen Volkes wie im November 1918 ist ausgeschlossen. Das deutsche Volk steht wie ein Block hinter seinem Führer. Dieser gibt den Ton an und führt, genau wie auf den anderen Gebieten der Kriegführung.

Unter dieser obersten Führung ist die Propaganda diesmal — im Gegensatz zum Weltkrieg — zu einer wirklichen, mit Kunst und Wucht geführten Waffe ausgebaut worden. Obwohl sie es mit einem so geriebenen und routinierten Hauptgegner wie der englischen Propaganda zu tun hat, die auf eine jahrhundertelange erfolgreiche Praxis zurückblicken kann. Diesmal sind die Rollen vertauscht. Diesmal trottet die deutsche Propaganda nicht hinter den Ereignissen her, sondern ergreift selbst die Initiative und handelt nach der Methode: „Der Angriff ist die beste Parade." Man braucht nur das ewige Experimentieren der englischen Propaganda zu verfolgen,

und man sieht die Überlegenheit der deutschen Propaganda greifbar vor sich. Schon die Tatsache, daß die Engländer, wenn auch zögernd, sich haben entschließen müssen, ein Propaganda-Ministerium nach Kriegsbeginn einzurichten, beweist ihr Gefühl der Rückständigkeit. Daß sie es heuchlerisch „Informations-Ministerium" getauft haben, ändert nichts daran, daß sie damit „Propaganda" machen wollen und dem deutschen Muster gefolgt sind. Und welche Leidensgeschichte hat dieses englische „Informations-Ministerium" hinter sich! Wieviel verschiedene Leiter hat es nicht schon erlebt! Von Mac Millan über John Leith und Duff Cooper zu Brendan Bracken! Und was ist nicht alles an der Organisation herumgebastelt und herumgedoktert worden! Als ob Propaganda eine Frage der technischen Organisation sei! Auch die französische Demokratie hat ja bei Kriegsausbruch sich sofort auf die neue Zeit umgestellt und ebenfalls eine Art „Propaganda-Ministerium" gegründet. Ohne daß sie den Lauf der Ereignisse nur um einen Tag hat aufhalten können! So einfach ist Propaganda doch nicht!

Welchen Erfolg die deutsche Propaganda erzielt hat, das zeigt am besten die Opferbereitschaft und Entschlossenheit des deutschen Volkes. Gibt es überzeugendere Beweise des Geistes der Heimat als die gigantischen Millionenergebnisse des Winterhilfswerks und der Rote-Kreuz-Sammlung, die wogenden Menschenmassen beim Einzug des Führers und der begeisterte Empfang der heimkehrenden Truppenteile? Allen diesen Kundgebungen hat der Gegner nichts auch nur Ähnliches an die Seite zu stellen. Propaganda und Volksgeist ergänzen sich in diesen Momenten der nationalen Hochstimmung in idealer Weise. Das Volk sieht in diesen monumentalen Kundgebungen den Spiegel seiner Größe. Und die Kundgebungen selbst verleihen ihm die Überzeugung von der Unüberwindlichkeit seiner Sache.

Hier ist der Platz, an dem auch der **Heimat** ein Wort der Anerkennung und des Lobes gebührt.

Denn genau so wie die Armee an der Front hat auch die Heimat in diesem Krieg den höchsten Anforderungen genügt. Dabei sind die Anforderungen, die an die innere Front in diesem Krieg gestellt werden, zunächst zweifellos höher als im Weltkrieg. Denn schon vom ersten Tage an wurde die Rationierung eingeführt, und nach und nach hat auch der Luftkrieg die Zivilbevölkerung mit den Schrecken des Krieges bekannt gemacht. Auch der ungewöhnlich harte Winter 1939/40 hat dem deutschen Volk mancherlei Entbehrungen auferlegt. Aber der historische Betrachter kann, ohne sich dem Verdacht irgendwelcher Übertreibung auszusetzen, feststellen, daß das deutsche Volk ohne jedes Murren die mancherlei Opfer und Entsagungen auf sich genommen hat, die der moderne Krieg mit sich bringt. Neben dem deutschen Arbeiter gebührt dabei das höchste Lob der deutschen Frau. Denn auf ihren Schultern ruht auch die Hauptlast der täglichen Sorgen und Mühen. Sie leistet ähnlich dem Frontsoldaten heute Übermenschliches, ohne Murren und Zagen. Diese unerschütterliche Haltung des deutschen Volkes ist das felsenfeste Unterpfand dafür, daß auch jede kommende Belastung von ihm mit der gleichen eisernen Entschlossenheit ertragen wird.

Marschall Pétain hat in seiner Rundfunkrede, in der er die deutschen und italienischen Waffenstillstandsbedingungen bekanntgab, dem französischen Volk auch die Gründe auseinandergesetzt, die zur Annahme dieser Bedingungen führen mußten. Also die Gründe der französischen Niederlage. Dabei hat er sich so ausgesprochen: „Weder heute noch gestern gewinnt man einen Krieg nur mit Gold und Rohstoffen. Der Sieg hängt ab von den Personalstärken, vom Kriegsmaterial und vom richtigen Einsatz beider." In dieser Erkenntnis ist etwas Richtiges. Weder Geld noch Rohstoffe gewinnen einen Krieg. Aber

diese Sätze enthalten nur die halbe Wahrheit. Denn wenn es außerdem allein auf die Personalstärke ankäme, dann hätten Frankreich und England während des Polenfeldzuges hinreichend Gelegenheit gehabt, den Beweis anzutreten. Diese ganze Theorie geht überhaupt an dem Kern des Problems vorbei. Nicht allein die materiellen und die technischen Mittel sind es gewesen, die Deutschland in diesem Krieg unwiderstehlich gemacht haben. Mehr als diese haben die geistigen und die moralischen Faktoren ausgemacht. Entscheidend war — wie immer in der Geschichte — der Geist und der Wille der Truppe. Wer sich unüberwindlich *fühlt*, der *ist* es. Dieses Gefühl aber verleiht nur die Überzeugung von dem Einsatz für eine *Idee*. Warum konnte sonst die „unüberwindbare" Maginotlinie in wenigen Tagen gesprengt werden? Und warum haben trotzdem einige Besatzungen ihre unterirdischen Festungen bis in den Waffenstillstand hinein mit Erfolg verteidigt? Hier liegt der ausschlaggebende Faktor. Und so lange die Gegner dieser Idee des Nationalsozialismus und des Faschismus nichts Besseres entgegenzusetzen haben, wird ihre Unterlegenheit weiter bestehen. Das höchste Opfer, nämlich das Opfer des eigenen Lebens, bringen Menschen und Völker nur in dem Glauben an eine Idee.

Auf diesem Gebiet liegt die große Leistung und die Mission der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Was der Führer am Ende des Jahres 1939 in seinem Neujahrsaufruf rückblickend festgestellt hat, das gilt genau so für den Krieg als Ganzes: „Daß diese politische Entwicklung so erfolgreich gelingen konnte, verdanken wir ausschließlich der durch den Nationalsozialismus erfolgten inneren Neuformung des deutschen Volkes." Volk, Armee und Führer — alle drei umschlingt ein einheitliches geistiges Band: der vom Führer geschaffene Nationalsozialismus und der Glaube an den Sieg dieser Idee.

Der Verlauf des Krieges hat diesem gläubigen Idealismus Recht gegeben. Versailles ist gestürzt. Und mit ihm die Welt, die mit ihm verquickt war, die Welt der liberalen Demokratie und der Genfer Liga. Selbst dort, wo heute die liberale Demokratie sich äußerlich noch am Ruder hält, ist in Wirklichkeit die „Diktatur" an deren Stelle getreten, sowohl in England wie in den Vereinigten Staaten. Es geht nicht mehr ohne die sonst verabscheuten und diskreditierten Methoden des „Nationalsozialismus" und „Faschismus". Und man kann ruhig sagen: wie diese beiden westlichen „Demokratien" auch aus dem Krieg hervorgehen werden, in jedem Fall werden sie so viel von diesen beiden anderen Systemen angenommen haben, daß ein äußerer Unterschied kaum mehr bemerkbar sein wird. Allerdings ist es nicht mit dem Herauspicken einiger Muster oder dem Kopieren von äußeren Formen und Methoden getan — nur die totale innere Umwandlung durch die Kraft einer beherrschenden Idee verbürgt den Weiterbestand von Nationen und Staaten.

Die Zukunft gehört der Idee und den Prinzipien des Nationalsozialismus und Faschismus. Das ist heute schon unverkennbar. Und die beiden Mächte, die heute Vorkämpfer und Träger dieser Weltumwälzung sind, werden damit wieder den Platz erringen, der ihnen nach Natur und Kultur, Leistung und Geschichte in Europa zukommt.

Beide, Italien und Deutschland, haben schon vor Frankreich und vor England eine Rolle in der Geschichte Europas gespielt, Italien im Zeitalter des römischen Imperiums und Deutschland im Zeitalter des mittelalterlichen Kaiserreichs. Beide sind damals Träger einer universalen und imperialen Mission gewesen. Beide sind dann durch inneren Zerfall um Jahrhunderte zurückgeworfen worden. Beide haben erst spät, fast zu spät, wieder Anschluß an die moderne Entwicklung gefunden und die nationale Einheit gewonnen. Beide sind nach

dem Weltkrieg in Versailles von den Westmächten betrogen worden. Und beide haben durch eine Revolution im Innern eine Renaissance nach Außen erlebt, deren innere Verwandtschaft beide mit zwingender Logik zueinander geführt hat, so daß sie heute Schulter an Schulter stehen.

Jahrhunderte werden heute in Wochen und Monaten revidiert. Aber genau so wie der Strom im Flußbett immer talabwärts fließt und nie an den gleichen Punkt wieder zurückkehrt, genau so fließt der Strom der Geschichte nur vorwärts, nie rückwärts. Welchen Ufern er zutreibt, das kann niemand wissen. Nur eins ist sicher, und von dieser Gewißheit ist jedermann im deutschen Volke durchdrungen: die deutschen Waffen werden siegen, weil sie siegen *müssen*. Und sie *müssen* siegen, weil dieser Krieg mehr ist als eine militärische Machtprobe. Dieser Krieg ist der elementare Durchbruch einer neuen Welt.

Verzeichnis der Abbildungen

General Dietl, der Held von Narvik (Weltbild G. m. b. H.)
Munitionstransport in den Fjorden vor Narvik (PK Kröncke — Scherl Bilderdienst)
Narvik nach dem Abzug der Engländer (PK Trapp — Scherl Bilderdienst)
Übergang über die Maas bei Maastricht (PK Witz — Weltbild)
Durch die Grenzsperren hindurch (PK Weltbild)
Kradschützenabteilung in Belgien (PK Schlickum — Scherl Bilderdienst)
Nach der Einnahme von Antwerpen (PK Schmidt — Scherl Bilderdienst)
Das belgische Fort Embach nach dem Angriff der Stukas (PK Gutjahr — Scherl Bilderdienst)
Im Vorfeld von Maubeuge (PK Stolzenberg — Scherl Bilderdienst)
Vormarsch durch zerstörte Dörfer (PK Leo Bauer — Scherl Bilderdienst)
Bomben auf den Flughafen Paris-Villeneuve-Orly (Scherl Bilderdienst)
Im eroberten Calais (PK Weltbild)
Panzer auf dem Vormarsch (PK Dietrich — Weltbild)
Nach der Einnahme von Dünkirchen (PK Faßhauer — Scherl Bilderdienst)
Fluchtweg der Engländer bei Dünkirchen (PK Schmidt — Weltbild)
Feldartillerie im Kampf (PK v. d. Becke — Scherl Bilderdienst)
SS.-Trupp im Straßenkampf (PK Wagner — Scherl Bilderdienst)
Der Führer mit Generalfeldmarschall von Brauchitsch (Presse Hoffmann)
Panzervorstoß bei Sommepy (PK Kindermann — Weltbild)
Infanterie geht vor (PK Falk — Weltbild)
Deutsche Flak im Nahkampf mit französischen Panzern (PK Sturm — Scherl Bilderdienst)
Panzer beim Übergang über die Aisne (PK Schlickum — Scherl Bilderdienst)
Vorausabteilung (PK Koch — Scherl Bilderdienst)
Der französische Flüchtlingsstrom (SS.-PK Zschäckel — Scherl Bilderdienst)
Der Führer auf der Vimy-Höhe vor dem kanadischen Weltkriegsdenkmal (Presse Hoffmann)
Mussolini verkündet den Eintritt Italiens in den Krieg (Presse Hoffmann)
Einzug deutscher Truppen in Paris (PK Gutjahr — Scherl Bilderdienst)
Die Reichskriegsflagge am französischen Siegesdenkmal in Verdun (PK v. d. Piepen — Scherl Bilderdienst)
Vorgehen an der Saarfront (PK Tritschler — Scherl Bilderdienst)
Übergang über den Oberrhein (PK Perchermaier — Weltbild G. m. b. H.)
Bunker der Maginotlinie (PK Heyer — Scherl Bilderdienst)
Durchbruch durch eine Bunkerlinie (PK Huschke — Weltbild G. m. b. H.)
Nach der Eroberung eines Panzerwerkes (PK Sche — Weltbild G. m. b. H.)

Straßburg wieder deutsch (Hof. — Scherl Bilderdienst)
Im eroberten Belfort (PK Pardun — Scherl Bilderdienst)
An der Loire (PK Pfitzner — Scherl Bilderdienst)
Der Führer in Compiègne (Presse Hoffmann)
Der Führer am Grabe Napoleons im Pantheon (Presse Hoffmann)
Schnellboot-Flottille (Weltbild G. m. b. H.)
Truppentransporter „Orama" wird versenkt (PK Dr. Frank — Weltbild G. m. b. H.)
He 111 (PK Schödl — Weltbild G. m. b. H.)
Portsmouth im Hagel unserer Bomben (PK Traut — Scherl Bilderdienst)
Der Reichsmarschall in seinem Hauptquartier (PK Lange — Presse Hoffmann)
Über der englischen Küste (PK Melicher — Weltbild G. m. b. H.)
Bomben auf Schiffe und Dockanlagen bei Tilbury (PK Weltbild G. m. b. H.)
U-Boot gegen England (PK Kunze — Scherl Bilderdienst)
Udet — Galland — Mölders (PK Spieth — Weltbild G. m. b. H.)
Reichsmarschall Göring an der Atlantikküste (PK Eitel Lange — Weltbild G. m. b. H.)
Der Führer mit seinem Stabe (Presse Hoffmann)
Unterzeichnung des Drei-Mächte-Paktes in Berlin (Atlantik)
Heimkehr der Sieger durchs Brandenburger Tor (Scherl Bilderdienst)

Inhalt

WILHELM ZIEGLER

Großdeutschlands Kampf